Zeitschrift

für

Schweizerische Kirchengeschichte.

Revue d'Histoire Ecclésiastique Suisse.

HERAUSGEGEBEN VON

JOH. PETER KIRSCH

Direktor des päpstlichen Instituts für christl. Archäologie, Rom.

PUBLIÉE PAR

LOUIS WÆBER

Chanoine, professeur au Grand Séminaire, Fribourg.

Redaktionssekretär : Dr. OSKAR VASELLA, Freiburg.

XXVII. Jahrgang — XXVII^me Année.

1933

STANS 1933.

HANS VON MATT, VERLAGSHANDLUNG.

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

70375
v. 27-28
1933-34

INHALTSVERZEICHNIS — SOMMAIRE

XXVII. Jahrgang. — XXVII^me Année.

1933

Aufsätze. — Articles de fond.

Seite-Page

Arnold, P. Adalrich: Die ehemalige Göldlinkapelle beim Großmünster in Zürich 241

Courtray, Dom Albert-Marie: Essai de Catalogue des Chartreux de La Valsainte et de La Part-Dieu 19

Fœrster, Hans: Der Nuntius Ladislaus d'Aquino und die Schweizer 3, 81, 182

Käppeli, P. Thomas: Das neuaufgefundene Widmungsexemplar der ältesten Legende und des Officiums des sel. Bruder Klaus 270

Müller, Emil Fr. J.: Briefe Glareans an Aegidius Tschudi (1533–1561) 107, 215, 277

Müller, P. Iso: Disentis als römisches Kloster 35

v. Muralt, Leonhard: Noch einmal: Zu einer neuen Geschichte der Schweiz 266

Niquille, Jeanne: La chronique fribourgeoise du doyen Fuchs 100

Vasella, Oskar: Zu einer neuen Geschichte der Schweiz 161

Veuthey, P. Léon: Le Père Girard, curé de Berne 201, 255

Wymann, Eduard: Eine Episode aus dem Leben des Bischofs Jost von Silenen 132

Kleinere Beiträge. — Mélanges.

Müller, Emil Fr. J.: Die Nachricht vom Siege über die Türken bei Wien im Jahre 1683 in der Eidgenossenschaft 230

Rais, André: L'origine des armoiries de Laufon, de Delémont et de Porrentruy 232

Wymann, Eduard: Urner Bußwallfahrten ins Riedertal 56

Wymann, Eduard: Ein Trauergottesdienst in Ursern für Heini Wolleb 231

Rezensionen. — Comptes rendus.

Analecta Vaticano-Belgica: vol. XV. Lettres d'Urbain V, t. II, 2^me série: Nonciature de Flandre. Correspondance d'Ottavio Mirto Frangipani, t. II (A.-M. Jacquin) 154

Bardenhewer, Otto: Geschichte der altkirchlichen Literatur, Bd. V (L. Wæber) 307

Seite-Page

Beck, Marcel: Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiakonat Zürichgau (P. Theodor Schwegler) 309
Berlière, Dom Ursmer: Hommage à Dom U. Berlière (L. Wæber) 148
Berve, Helmut: Griechische Geschichte (P. Hildebrand) 159
Braubach, Max: Der Aufstieg Brandenburg-Preußens (1640–1815) (P. Hildebrand) 316
Brüschweiler, Paul: Die landfriedlichen Simultanverhältnisse im Thurgau (P. Hugo Müller) 303
Bulletin de l'Institut historique belge de Rome (A.-M. Jacquin) 154
Cérenville, Bernard de, et Gilliard, Ch.: Moudon sous le régime savoyard (E.-S. Dupraz) 295
Cuthbert, P.: Die Kapuziner (P. Zöllig) 64
Dœring, Oscar: Christliche Symbole (Othmar Perler) 315
Editionum Sacrae scripturae Catalogus. La Bible en Suisse et dans le monde (Max Overney) 146
Erhard, Albert: Die Kirche der Märtyrer (L. Wæber) 239
Farner, Alfred: Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli (E. Fr. J. Müller) 297
Folletête, E.: Rauracia Sacra (L. Wæber) 76
Gilliard, cf. Cérenville. 295
Hantsch, Hugo: Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht (P. Hildebrand) 316
Hartmann, Anastasii: Institutiones Theologicae Pastoralis (P. Burkhard Mathis) 152
Henggeler, P. Rudolf: Profeßbuch der Benediktinerabteien Pfäfers, Rheinau, Fischingen (P. Hildebrand) 156
Heussi, Karl: Die Krisis des Historismus (Oskar Bauhofer) 305
Holenstein, Th.: Die konfessionellen Artikel und der Schulartikel der schweiz. Bundesverfassung (E. Fr. J. Müller) 304
Hunt, R. N. Carew: Calvin (Helmut Minkowski) 313
Jann, P. Adelhelm: Der sel. Martyrer Apollinaris Morel und die feierliche Disputation seines theologischen Kurses (P. Burkhard Mathis) 72
Kirsch, J. P.: Kirchengeschichte, Bd. I und IV (P. Knar) . . 61
Koch, Hugo: Quellen zur Geschichte der Askese und des Mönchtums in der alten Kirche (L. Wæber) 160
Köhler, Walter: Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium, B. I (O. Vasella) 234
Marti-Wehren, Robert: Mitteilungen aus den Chorgerichtsverhandlungen von Saanen (C. Trezzini) 57
Montalban, Fr. J.: Das spanische Patronat und die Eroberung der Philippinen (C. Trezzini) 147
Müller, Alois: Der Chronist Hans Wulflin und seine Aufzeichnungen (O. Vasella) 312
Müller, P. Iso: Disentis im XI. Jahrhundert (K. Fry) 74

Seite-Page

Neujahrsblatt, Historisches, von Uri. H. 35 u. 36 (E. Rippmann) 157
v. Pastor, Ludw.: Geschichte der Päpste, Bd. XV u. XVI, 1 Abt. (L. Wæber) 139, 299
Pfeilschifter, Georg: Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien (P. Gall Heer) 144
Rauschen, Gerhard: Patrologie (L. Wæber) 66
Schnürer, Gust.: Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft (P. Hildebrand) 77
Thürlemann, Inès: Erasmus von Rotterdam und Joannes Ludovicus Vives als Pazifisten (Annemarie Henggeler) . . 153
Vasella, Oskar: Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur (P. Iso Müller) 149
Vinet, Alexandre: Littérature et histoire suisses (J. Jordan) . 72
Weiß, Leo: Joh. Stumpf, Chronica vom Leben und Wirken des Ulrich Zwingli (O. Vasella) 68
Weiß, Leo: Bernhard Sprüngli, Beschreibung der Kappelerkriege (O. Vasella) 68
Weiß, Leo: Unbekannte ausländische Quellen zur Geschichte der Kappelerkriege (O. Vasella) 70
Zoepfl, Friedrich: Deutsche Kulturgeschichte (G. Schnürer) . . 59

Mitteilungen 79, 80, 319

† Dr. P. Fridolin Segmüller (O. Vasella) 320

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/schweizerische-zeitschrift-fur-religions-und-kultur_1933_27

Der Nuntius Ladislaus d'Aquino und die Schweizer.

(Vorbemerkungen zu einer Ausgabe seiner Berichte. I.)

Von Prof. Dr. Hans FŒRSTER.

Graf Ladislaus d'Aquino, Bischof von Venafro, amtete als diplomatischer Vertreter des Heiligen Stuhles vom Sommer 1608 bis zum Herbste 1613 in der Schweiz. [1] Daß dieser Nuntius einen in mehrfacher Hinsicht hochwichtigen Bericht über seine Schweizer Nuntiatur verfaßt hat, ist bereits seit langem bekannt. Die Sammlung Helvetia [2] erwähnt nämlich nicht nur das dem Grafen d'Aquino auf sein Verlangen von der Republik Luzern ausgestellte gute Zeugnis, sondern sie weiß auch zu berichten, daß von ihm « auf der Königl. Bibliothek zu Paris, Nr. 10086, auf 144 Blättern eine Schrift vorhanden » ist, « betitelt : Relatione della Nunciatura de Suizzeri 1612. 4. Mss. » Die Helvetia meint, diese Schrift sei « des Druckes würdig », und gibt als ihren Inhalt an : « Er beschreibt zuerst den Umfang der Nuntiatur und die in derselben gelegenen Länder, Bistümer, Klöster, Stiftungen etc., handelt dann von den

[1] Vgl. *C. Benziger*, Die diplomatischen Vertreter des Heiligen Stuhles in der Schweiz von 1500/1925. Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte, VI, 1926, S. 127-134. S. 129 : « seit 1616 Kardinal m. d. T. von S. Maria sopra minerva ; Nuntius, 24. VI. 1608/15. IX. 1613 ; » Vgl. auch *Charles Benziger*, Die diplomatischen Beziehungen des Heiligen Stuhles mit der Eidgenossenschaft. Schweizerische Rundschau, 25, 1925/26, besonders S. 267 u. 273. Papst Paul V. teilte unter dem 23. Juni 1608 den acht Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn und Appenzell die Abberufung des Nuntius Fabritius und die Ernennung des Ladislaus d'Aquino mit, den er als « virum pietate, doctrina, generis nobilitate insignem » bezeichnete. Sein Nachfolger Bischof Ludwig von Adria wurde den Orten am 15. Sept. 1613 als solcher benannt ; vgl. : Bullen und Breven aus italienischen Archiven 1116/1623, hrg. von *Caspar Wirz*, Quellen zur Schweizer Geschichte, hrg. v. d. Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, 21. Bd. Basel 1902, Nr. 515, S. 479 f. und Nr. 520, S. 483.

[2] Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII. Freistaaten der Schweizerischen Eidgenossenschaft, VIII, 1833, S. 118.

fremden Gesandten in der Schweiz und deren Absichten. Von der Art und Zeit und Ort der Tagsatzungen, von den Hauptstraßen und Pässen Helvetiens nach Deutschland, Frankreich und Italien, von den Pflichten des Nuntii und den besten Mitteln, etwas Fruchtbares auszurichten. »

Im Gegensatz zu dieser Ausführlichkeit gibt P. Rufin Steimer O. Cap. in seinem hübsch bebilderten Buche : « Die päpstlichen Gesandten in der Schweiz vom Jahre 1073-1873 », Stans 1907, bezüglich der schriftstellerischen Tätigkeit d'Aquinos nur an : « Im Jahre 1612 verfaßte er die erste Geschichte der Schweiz. Nuntiatur, die Manuskript blieb. »[1] Steimers Vorwort gibt als Quelle für diese Nachricht den VII. und VIII. Band der genannten Helvetia an.[2] Auf dieser Sammlung und auf Steimer fußt dann wieder der Artikel über Aquino im historisch-biographischen Lexikon der Schweiz. Auch dieser weiß von dem Berichte über die Nuntiatur d'Aquinos weiter nichts, als daß er sich handschriftlich auf der Nationalbibliothek zu Paris befindet.

Zunächst ist der Nuntiaturbericht natürlich in Rom zu suchen. Aber abgesehen davon stimmt auch die Auffassung nicht, daß d'Aquinos Relation Manuskript geblieben sei. Vielmehr erschien schon vor nunmehr fast 100 Jahren in dem « Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland », hrg. von Heinrich Schreiber, eine

[1] II. Die accredidierten (!) Nuntien in der Schweiz vom Jahre 1555/1668, VIII.

[2] Hierbei stimmt freilich nur der Ort, während der Verfasser falsch angegeben ist. Steimer bezeichnet ihn als Franz Urs Baltasar. Dabei aber gibt die Helvetia selber zu « Fragmente und Nachrichten von den päpstlichen Nuntien in der Schweiz und den mancherlei Geschichten der Eidgenossen mit dem römischen Hofe. Von den ältesten bis auf die jüngsten Zeiten » eine « Vorbemerkung », nach welcher der Sammler der abgedruckten Fragmente « der rühmlichst bekannte Geschichtsforscher J. A. F. Balthasar von Luzern » war ; vgl. Bd. VII, S. 403. — *C. J. Benziger*, Die diplomatischen Beziehungen usw. S. 269 zitiert noch ungenauer : *F. U. Baltasar*, « Helvetia », Denkwürdigkeiten für die XXII Freistaaten der Schweiz. Eidgenossenschaften, Bd. 7 u. 8, Aarau 1832/33. In Wirklichkeit heißt der Sammler der Fragmente Joseph Anton Felix Balthasar. Aber auch der Herausgeber der Helvetia heißt nicht Franz Urs, sondern nach Angabe des ersten Bandes der Helvetia : « Joseph Anton Balthasar, Bibliothekar », nach Angabe des 2. u. 3. Bandes : « Joseph Anton Balthasar, Mitglied des täglichen Raths der Stadt und Republik Luzern ». Die folgenden Bände hingegen lassen diesen Vermerk vermissen. Nach *Georg von Wyß*, Geschichte der Historiographie in der Schweiz, Zürich 1895, S. 326, wurden die letzten Bände der Helvetia besorgt von *Al. Vock* und *Kas. Pfyffer*. Hiernach ist also auch *Karl Fry* zu berichtigen : « Giovanni Ant. Volpe, seine erste Nuntiatur in der Schweiz 1560/1564. Freiburg (Schweiz) 1931 », S. XIV, der auch für die letzten Bände der Helvetia Jos. Ant. Balthasar als Herausgeber angibt.

Übersetzung [1], zunächst freilich aus einer verstümmelten Abschrift, die dann aber auf eine vollständigere überging.

In ihrem ersten Teile stammt diese Übersetzung von dem Professor K. Gratz zu Karlsruhe. Der Herausgeber nennt als ihre Vorlage eine Abschrift, die sich mit anderen, ähnlichen in dem Archiv der Fürstbischöfe zu Konstanz « in Mörsburg » befand. [2] Kühnlich behauptet er, daß sich an ihrer Echtheit nicht zweifeln lasse. Später [3] aber sieht er sich genötigt, seine Handschrift als verstümmelt zu bezeichnen und für die weitere Übersetzung auf ein Manuskript der Königl. Bibliothek in Berlin zurückzugreifen. Dieses muß ihm den wichtigsten Teil des Nuntiaturberichtes liefern, der von Jacob Burkhardt übersetzt wurde.

Abgesehen von dieser mangelhaften Übertragung in dem wenig bekannten und schwer zugänglich gewordenen Taschenbuche Schreibers ist die Relation d'Aquinos in erheblich jüngerer Zeit vor allem verwertet worden von Joh. Georg Mayer in seinem Werke : « Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz », Stans 1901 und 1903. In seinem zweiten Bande bringt Mayer nämlich [4] eine « Schilderung der kirchlichen Zustände der Schweiz im Jahre 1613 », d. h. er gibt [5] eine Inhaltsangabe der Relation d'Aquinos, untermischt mit einzelnen Originalstellen. Des weiteren aber bietet er [6] auch noch einen Auszug aus einer anderen Schrift des Nuntius, aus dessen Informatio, in welcher Mayer eine Denkschrift für seinen Nachfolger in der Nuntiatur erblickt.

Für die Relation benutzt er « die Abschrift in der Bibliothek Corsini » [7], weiß aber auch um die Handschrift der Berliner Bibliothek [8] und, vermutlich beides aus Schreibers Taschenbuch, daß sich auch im ehemaligen Archiv der Bischöfe von Konstanz in Meersburg eine solche befand. Denn die Übersetzung der Relation in Schreibers Taschenbuch [9]

[1] « Offizieller Bericht über die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz und die Ausdehnung derselben, von *Monsign. di Venafro*, aus dem Jahre 1612. » In dem gen. Taschenbuche, Jahrg. II, Freiburg i. Br. 1840, S. 280-298 ; Jahrg. III, 1841, S. 289 344 ; Jahrg. IV, 1844, S. 27-102.

[2] *Schreibers* Taschenbuch, Jahrg. II, S. 280, Note.

[3] ebda. Jahrg. IV, S. 29.

[4] S. 301-335.

[5] S. 301-329.

[6] S. 329-335.

[7] S. 301.

[8] Preußische Staatsbibliothek : Inform. polit. IX, 145-213 v ; heutige Signatur Ms. ital. Fol. 10, in Pergamenteinband.

[9] Vgl. S. 3, Note 1.

und die der Information ebendort [1] sind ihm bekannt. Freilich nennt er sie « an vielen Stellen sehr ungenau und willkürlich » und behauptet : « zudem fehlen einzelne Sätze ganz ». [2] Ein Urteil, das nicht allein als zu Recht bestehend bezeichnet werden kann, sondern noch erheblich verschärft werden müßte. Trotzdem aber zog Mayer für die Information nur die erwähnte Übersetzung in dem genannten Taschenbuche heran. Diese beruht ihrerseits, genau so wie die ergänzende Übersetzung der Relation, auf der erwähnten Berliner Handschrift. Einzig in dieser ist dem Übersetzer Jacob Burkhardt ein Exemplar der Informatio bekannt geworden, während er für die Relation « wenigstens vier Handschriften » annehmen möchte. [3] Wie Burkhardt die Vorlage für die Angaben aus der Information bei J. G. Mayer geliefert hat, so dürfte er auch für dessen Anschauung verantwortlich zu machen sein, diese Schrift d'Aquinos sei für den Amtsnachfolger des Nuntius bestimmt. Denn als solchen bezeichnet Burkhardt den Bischof von Foligno. [4] Diesen und einen anderen Irrtum Rankes in bezug auf den Adressaten berichtigt schon L. von Pastor. [5]

Die in Schreibers Taschenbuch zunächst benutzte Meersburger Handschrift war nicht mehr nachzuweisen. [6] Gemäß obiger Darlegungen ist dies nicht besonders zu bedauern, da sie doch nur sehr fragmentarisch gewesen sein kann. Dagegen kennen wir außer der genannten Berliner Handschrift [7] und der vermutlich im historisch-biographischen

[1] In *Schreibers* gen. Taschenbuch, Jahrg. V, S. 223-256 ; *Pastor*, Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges. Leo XI. und Paul V. (1605/1621), Freiburg 1927 (Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters ... XII. Bd.), nennt S. 300, N. 4, irrig als Ort der Übersetzung der Information : *Schreibers* Taschenbuch, V, S. 31 f.

[2] *J. G. Mayer*, a. a. O. S. 301.

[3] *Schreibers* Taschenbuch, Jahrg. V, 1846, S. 226.

[4] ebda. S. 225.

[5] A. a. O. S. 300, N. 4 : *Ranke* ... nennt den Bischof Feliciano Silva, was in der Handschrift nicht steht ; er hieß Porfirio Feliciano und war zur Zeit Pauls V. Segretario delle lettere a' principi ..., aber keineswegs Amtsnachfolger Aquinos, wie Burckhardt glaubt ; vgl. *Gaetano Morini*, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da s. Pietro sino ai nostri giorni, III, S. 141, Venedig 1844 : Porfirio di Gio. Battista Feliciani da Gualdo Tadino, segretario delle lettere a' principi di Paolo V, che nel 1612, lo fece vescovo. — *P. B. Gams*, Series episcoporum ecclesiae catholicae quotquot innotuerunt a beato Petro apostolo, 1873, S. 696 : Bischof von Foligno : 2. IV. 1612/2. X. 1634.

[6] Freundliche Auskunft des Badischen General-Landesarchivs.

[7] Preußische Staatsbibliothek : Inform. polit. IX = Ms. ital. Fol. 10, Bl. 1-135^{v}.

Lexikon der Schweiz gemeinten Pariser [1] noch die römische der Bibliothek Corsini. [2] Von diesen bietet nur die Berliner neben der Relation auch die Information. [3] Eine weitere Überlieferung dieser letztgenannten Schrift des Nuntius scheint nicht zu existieren. Zeitlich geht sie der Relation voran, trotzdem ihr Verfasser in der Berliner Handschrift schon den Kardinalstitel trägt, den die Überschrift der Relation hier dem Grafen d'Aquino noch nicht beilegt. Nichtsdestoweniger ist die Informatio in das Jahr 1610 und die Relatio in das Jahr 1612 zu setzen.

Beide Schriften des Bischofs von Venafro haben eine gute Beurteilung erfahren. Schon am Ende des XVIII. Jahrhunderts stellte G. E. v. Haller fest, die Relation « verdiente sehr, gedruckt zu werden ». [4] Schreiber verzichtet in seinem Taschenbuche [5] nur « wegen Mangel an Raum » vorläufig auf den « Abdruck des Originaltextes » des Berichtes des Nuntius. An anderen Stellen weist er noch nachdrücklicher auf die Bedeutung der Relation hin und glaubt, daß von seinem

[1] *Antonio Marsand :* I manoscritti italiani della regia biblioteca Parigina, Paris 1835, S. 371 f. : « 10086. 333. Condotta e governo de' Cantoni cattolici ne' paesi degli Svizzeri. Cartaceo, in 4°, caratteri corsivi, di pagine 300, secolo XVII°. ben conservato. Contiensi in questo codice una relazione, che tutto lo abbracia, intorno al governo ed alla condotta de' cantoni cattolici ne' paesi della Svizzera. E poiche o per la storia del tempo, o per la politica, o per la diplomazia può tornar utile il conoscere gli argomenti trattati in essa relazione, così stimo opportuno di dichiararneli tutti particolarmente, e sono i seguenti :

I. Della Nunziatura Papale negli Svizzeri, e grandezza della Nunziatura.

II. Degli Ambasciatori de' Principi, che risiedono appresso gli Svizzeri, e de' loro fini.

III. Delle Diete, e del modo, e tempo, e luogo dove si congregano gli Svizzeri.

IV. Delli paesi, che sono nella Nunziatura d'Elvetia.

V. Dello stato spirituale della Nunziatura negli Svizzeri.

VI. Dei frati regolari.

VII. Del offitio del Nuntio Papale per aiutare lo stato spirituale, e dei modi più fruttuosi di farlo.

VIII. Che debba fare il Nuntio per dare soddisfattione in cose temporali della Nunziatura.

X. Appendice intorno al paese de' Grisoni.

[2] Cod. 40, F. 30.

[3] Informazione mandata dal Signore cardinale d'Aquino a Monsignore Feliciano, vescovo di Foligno per il paese de' Svizzeri e Grisoni, a. a. O. Bl. 145-213 v. Kardinal ist der Verfasser erst 1616 geworden ; vgl. *Van Gulik-Eubel-Schmitz = Kallenberg :* Hierarchia catholica medii et recentioris aevi sive summorum pontificum, S. R. E. cardinalium, ecclesiarum antistitum series, vol. III, saec. XVI. ab anno 1503 complectens, 1923, S. 328 ; cf. *Gams*, Series episcoporum 939.

[4] Gottlieb Emanuel von Hallers « Bibliothek der Schweizer-Geschichte und aller Theile, so darin Bezug haben », V. Theil, Bern 1787. Nr. 783, S. 258.

[5] Jahrg. II, S. 281, Note.

politischen Gehalte ganz abgesehen, « in kirchlicher Beziehung nicht leicht ein anderes » Aktenstück, « zumal in den Angelegenheiten der Schweiz, so viel und so gründliche Aufschlüsse, wie dieses, gewähre ». [1] Und im Vergleiche zu der Relation sieht Burkhardt in der Information eine Schrift « von nicht geringerem, teilweise sogar höherem Interesse für Staats- und Kirchengeschichte, zunächst der Schweiz ». [2] Ähnlich betont Ranke bezüglich der Relation, « wie sorgfältig die wichtigsten Momente gesondert und durchgegangen werden. Die Ausführung zeugt von Kenntnis nicht minder der Vergangenheit wie der Gegenwart, von Eifer, Gewandtheit und Einsicht ». [3]

Hat Pastor dieses starke Lob Rankes bereits als « bezüglich vieler Punkte der Einschränkung » bedürftig erklärt [4], so sind solche Einschränkungen noch weit mehr dem übrigen schriftlichen Niederschlage [5] der Nuntiatur gegenüber am Platze. Selbst Ranke findet, daß die ihm bekannt gewordenen Briefe, die von Rom aus an den Nuntius d'Aquino gerichtet worden sind, nicht « sehr interessant wären ; sie sind so allein, ohne Antworten und Berichte, nicht einmal verständlich ». [6] Allerdings enthalten die Briefe, die Ranke hier im Auge hat, und die sämtlich aus den letzten fünf Monaten des Jahres 1609 stammen, weiter nichts als Bestätigungen der Nachrichten, die er selber nach Rom gesandt hat. Aber selbst diese eigene Korrespondenz des Nuntius bietet keine Bereicherung über seine beiden genannten Berichte hinaus. Es würde somit nicht zu verantworten sein, seine Berichte zusammen mit seiner Nuntiaturkorrespondenz und etwaigen ergänzenden Aktenstücken abzudrucken. Die in ihnen behandelten Dinge erheischen solch hohen Aufwand nicht, und die wichtigsten von ihnen sind aus anderen Quellen

[1] *Schreibers* Taschenbuch, Jahrg. III, S. 292.

[2] ebda. Jahrg. V, S. 226.

[3] *Ranke*, Die römischen Päpste, III, S. 106* ; vgl. auch *G. E. v. Haller*, a. a. O. : « Ladislaus ... hat in diesem Werk eine Probe seiner Geschicklichkeit und seiner Einsicht abgelegt. »

[4] *Pastor*, a. a. O. N. 3.

[5] Über diesen, außer der Information, vgl. Bullen und Breven aus italienischen Archiven 1116/1623, hrg. von *Caspar Wirz*, Quellen zur Schweiz. Gesch., hrg. von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, 21. Bd. Basel 1902, Einleitung S. XXXVIII.

[6] Vgl. *Joh. Friedr. le Bret :* Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechts katholischer Regenten. Siebender Theil. Frankfurt u. Leipzig 1780, S. 445-474 : ... 10 : Auszüge aus den Briefen, die vom Römischen Hofe und dem Staatssekretär Borromeo an den Bischof von Venafro, Römischen Nuntius in der Schweiz, geschrieben worden.

bekannt. Hat man schon im allgemeinen gegen die bisherige Art der Herausgabe der unverkürzten Texte der Nuntiaturberichte unter Heranziehung sonstiger Aktenstücke protestiert [1], so gilt dieser Protest für den im Beginne des XVII. Jahrhunderts amtierenden Nuntius d'Aquino umsomehr, als ihm bei weitem nicht so große Aufgaben

[1] *Joseph Schmidlin*, Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege nach den bischöflichen Diözesanberichten an den Heiligen Stuhl, Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, hrg. von *Ludwig Pastor*, VII. Bd. S. IX : « Es ist Tatsache, daß die Nuntiaturberichte trotz des auf sie verwandten großen Fleißes bei weitem nicht ihrer Bedeutung nach gewürdigt und verwertet werden ; es ist ihnen bis heute nicht gelungen, eine breitere Leserwelt zu gewinnen, und selbst der Forscher greift in der Regel nur dann zu diesen wissenschaftlich doch so mustergültigen Fundgruben, wenn er für seine Spezialfragen etwas nachschlagen muß. »

Bei der Veröffentlichung der « Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken » fiel dem k. preußischen historischen Institut in Rom und der preußischen Archivverwaltung die erste Abteilung mit den Jahren 1533 bis 1559 zu ; die historische Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien übernahm die zweite Abteilung mit den Jahren 1560/1572 ; der Herausgabe der dritten Abteilung, die den Zeitraum von 1572/1585 umfaßt, unterzog sich wieder das preußische historische Institut ; sodann schaltete sich für die Jahre 1585(1584)/1590 die Görresgesellschaft ein, in deren « Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte » sich aber auch Veröffentlichungen betr. die Nuntiatur außerhalb dieses Rahmens finden ; als vierte Abteilung übernahm dann wieder das preußische historische Institut die Nuntiaturberichte des XVII. Jahrhunderts. Den zahlreichen unter diese verschiedenen Abteilungen fallenden Bänden ist angeglichen : Nuntiaturberichte aus der Schweiz seit dem Konzil von Trient nebst ergänzenden Aktenstücken. Erste Abteilung : Die Nuntiatur Bonhominis 1579/1581. Bearbeitet von *Franz Steffens* und *Heinrich Reinhardt*. Einleitung : Studien zur Geschichte der katholischen Schweiz im Zeitalter Carlo Borromeos, von *Heinrich Reinhardt*, nach des Verfassers Tode fortgesetzt und hrg. von *Franz Steffens*. Solothurn 1910. Die Nuntiatur von Giovanni Francesco Bonhomini 1579/1581. Dokumente, I. Bd. : Aktenstücke zur Vorgeschichte der Nuntiatur 1570/1579 ; die Nuntiaturberichte Bonhominis und seine Korrespondenz mit Carlo Borromeo aus dem Jahre 1579, bearb. von *Franz Steffens* und *Heinrich Reinhardt*. Solothurn 1906. Dokumente, II. Bd. : Die Nuntiaturberichte Bonhominis und seine Korrespondenz mit Persönlichkeiten der Schweiz aus dem Jahre 1580, bearb. von *Franz Steffens* und † *Heinrich Reinhardt*. Solothurn 1917. Dokumente, III. Bd. : Die Nuntiaturberichte Bonhominis und seine Korrespondenz mit Persönlichkeiten der Schweiz aus dem Jahre 1581. Bonhominis Tätigkeit für die Schweiz während seiner Nuntiatur in Wien und in Köln vom Sept. 1581 bis zum Feb. 1587, bearb. von *Franz Steffens* und † *Heinrich Reinhardt*. Freiburg (Schweiz) 1929. (Der Bd. III ist der 9. Aufl. von *Dahlmann-Waitz*, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 1931, noch nicht bekannt.) Für Karl Fry war der von seinem Lehrer Steffens benützte Rahmen schon wieder nicht mehr benutzbar. Er bearbeitete die zeitlich vor der Nuntiatur Bonhominis liegende des G. A. Volpe, konnte aber bisher den Dokumentenband nicht folgen lassen. (Giovanni Ant. Volpe. Seine erste Nuntiatur in der Schweiz 1560/1564. Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, hrg. von *U. Lampert*, Bd. 1. Basel und

gestellt waren wie manchem seiner Amtsgenossen im XVI. Jahrhundert. Aber sieht man von der Korrespondenz und gar der Heranziehung verwandter und ergänzender Aktenstücke ab, so ist ein Abdruck der beiden Berichte des Nuntius Ladislaus d'Aquino vollauf zu rechtfertigen. Nicht als ob dadurch unsere Tatsachenkenntnis bereichert würde; das ist kaum der Fall. Aber es interessiert doch ungemein zu sehen, wie die Verhältnisse sich in dem Geiste d'Aquinos spiegelten, festzustellen, welches Bild von der Wirklichkeit er der Kurie übermittelte. Auswahl und Bewertung der geschilderten Personen und Verhältnisse erweisen nämlich den Nuntius d'Aquino als durchaus eigenwilligen Kopf, der keineswegs einfach die Dinge in photographischer Treue so wiedergibt, wie sie sich darstellen, sie etwa so wiedergibt, wie sie aus ihren Bedingungen herauswachsen mußten. Nur selten ist der Versuch gemacht, Personen und Verhältnisse wohlwollend zu verstehen, ganz zu schweigen von der Gefahr, sich mit dem Volke und dem Lande, in dem er fünf Jahre lebt, zu identifizieren oder es auch nur lieb zu gewinnen.

Dazu ist Ladislaus zu sehr Italiener und zu sehr Bischof der katholischen Kirche. Was in ihm vorwiegt, ist schwer zu sagen. Jedenfalls empfindet er auf Schritt und Tritt den Wesensunterschied, der da obwaltet zwischen seiner Nation und dem Volke seines Nuntiaturbezirkes; und er empfindet ihn mit starkem Unbehagen. Stets fühlt er sich in einer für den Bestand des Katholizismus gefährlichen Umgebung, hat ein eben durch den nationalen Gegensatz geschärftes Gefühl für die unbestreitbaren Mißstände bei seinen Glaubensgenossen, hat einen doppelt scharfen Sinn für die Angriffslust der Neugläubigen.

Und so kommt er sich vor als einer der wichtigsten Vorposten des Katholizismus, von dessen Wachsamkeit und Regsamkeit unendlich vieles abhänge. Nicht so sehr die freilich genugsam geschilderte Ausdehnung seines Nuntiatursprengels macht dessen Bedeutung aus, als vielmehr dessen besondere Lage zu Italien. Nur diese hebt seine Aufgabe vor der anderer Nuntien hervor, deren Ziel ja auch die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens ist. Würde sein Sprengel dem Protestantismus anheimfallen, würde insbesondere die Eidgenossenschaft protestantisch, die ja politische Rechte im Süden der Alpen

Freiburg 1931.) Die eigentliche Fortsetzung des Werkes von Steffens ist von Prälat *Krieg*, Kaplan der Schweizergarde, zu erwarten, der daran ist, die Nuntiatur Santonios herauszugeben und die Herausgabe der Nuntiatur Paravicinos ins Auge gefaßt hat.

ausübt, dann wäre der mailändische Staat, dann wären über ihn hinaus weitere Gebiete Italiens in der größten Gefahr. Und abgesehen von dieser Bedrohung des Kernlandes des Katholizismus, würde eine geschlossene Hinwendung der Eidgenossen zum Protestantismus ihr Land zu einer Barriere machen, die den Zugang nach Deutschland sperren, d. h. eine Unterstützung der im Norden der Alpen katholisch Gebliebenen außerordentlich erschweren würde. Auf diesen wichtigen Boden tritt der neue Nuntius im Jahre 1608 nicht kleinmütig und verzagt, sondern im vollen Bewußtsein des Wertes seiner Persönlichkeit und der Wichtigkeit seiner Sendung. — Er ist Italiener, und er schreibt es mit herzerfrischender Deutlichkeit nieder, wie unendlich weit er sich dem nördlichen Volke überlegen fühlt, verweist darauf, wie die Römer und die Italiener durch ihren Verkehr über die Alpen ihre Herrschaft im Norden erweitert, die Zivilisation dorthin gebracht und so allmählich die weiten Einöden Deutschlands bewohnbar gemacht und das Land aus seiner tiefen Barbarei emporgezogen hätten. Daß ihm, dem Nachfolger und Angehörigen solch hehrer Völker, ein prächtiger Einzug in seine Luzerner Residenz vergönnt war, mag ihm nur als billig erschienen sein. Mit Genugtuung schildert er dem Bischof von Foligno, daß er vom Kapitel, der übrigen Geistlichkeit und auch den weltlichen Regierenden mit einer bis dahin noch keinem Nuntius gegenüber aufgewandten Feierlichkeit eingeholt worden ist. Freilich verdankt er diese Ehrung keineswegs der Hochschätzung seiner eigenen, den Luzernern doch kaum bekannten Persönlichkeit, sondern den vorausgegangenen Bemühungen seines Vorgängers Verallo. Mit dessen Auffassung aber von der Wichtigkeit dieses Aktes identifiziert sich d'Aquino durchaus und will gerne das Seine tun, um die wertvolle Übung nicht abreißen zu lassen. Der feierliche Einzug indessen hat ihn seiner neuen Umgebung innerlich nicht näher gebracht. So sehr er geneigt ist, den Deutschen ein gewisses Mißtrauen gegen die Italiener zu verübeln und eine Bevorzugung ihrer eigenen Landsleute, so macht er es umgekehrt ganz genau entsprechend. So rühmt er die Hilfe, die er bei den Kapuzinern gefunden hat, nennt sie sogar den rechten Arm des päpstlichen Vertreters – aber eine Hauptvoraussetzung dafür, daß ihnen dieser Ehrentitel beigelegt werden kann, ist, daß sie Italiener sind. Denn den Deutschen kann man seinen Darlegungen gemäß unmöglich in der gleichen Weise Vertrauen schenken, da sie zu ihrer Nation stehen und gewöhnlich zu den üblen und leichten Sitten ihres Landes hinneigen. Aber auch abgesehen davon, daß man die Deutschen nicht zu gewissen Geschäften, wie

für die Reform der Nonnenklöster, heranziehen kann, stellen die italienischen Kapuziner für den eigenen Orden das wertvollere, weil strengere Element dar. Infolgedessen erblickt der Nuntius eine große Gefahr für diesen darin, daß sich mit dem Anwachsen des deutschen Elementes die Italiener in klarer Erkenntnis des geringen ihnen entgegengebrachten Wohlwollens mehr zurückziehen. Denn die Deutschen, führt er aus, neigen zu einem bequemen Leben, und, wenn sie nicht die Zucht der strengen Italiener als Regulativ haben, dann wird sicherlich alsbald eine Lockerung eintreten. Und nicht nur unter den Bettelorden könnten die Italiener als leuchtende Vorbilder dienen, auch der deutsche Episkopat steht bei weitem hinter dem italienischen zurück. Haben z. B. die deutschen Bischöfe reiche Einkünfte, so machen sie doch nicht den rechten Gebrauch davon, bringen vor allem zuviel mit ihrem starken Trinken durch — ein Italiener aber würde zehnmal so weit mit dem Gelde kommen. Wies ihn insbesondere der Konstanzer Bischof Jakob Fugger auf die großen ihm von seinem Vorgänger, dem Kardinal von Österreich, hinterlassenen Schulden hin, so erklärt er ohne große Bedenken, diese könnten leicht getilgt werden, wenn sich nur ein verständigerer Verwalter der Einkünfte finde, ein tauglicherer Ökonom, als es diese Deutschen gewöhnlich sind. — Dabei ließ der Fugger in dieser Hinsicht wirklich wenig zu wünschen übrig. Verbreitet der Nuntius sich eingehend und mit recht geringer Schonung über die deutschen Bischöfe, so erfährt man eigentlich nur zufällig und nebenher und an versteckter Stelle etwas von dem Verhalten der italienischen seiner Amtswaltung gegenüber. Ladislaus spricht nämlich des längeren über die Kollegiatkirchen und kommt dabei auch kurz auf die italienischen zu reden. Und hierbei entschlüpft es ihm, daß die dortigen Bischöfe nicht nur eine Einmischung des Nuntius in ihre Amtsgeschäfte ablehnen, sondern darüber hinaus auch eine Betätigung in den eigentlichen Nuntiaturaufgaben nicht gerne sehen, sodaß sich für die Nuntien die Notwendigkeit zu recht vorsichtigem Verfahren ergibt. — Selbst das Collegium Germanicum in Rom und das Collegium Helveticum in Mailand vermögen es trotz der segensreichen Erfüllung ihres Hauptzweckes nicht, den nationalen Gegensatz auszugleichen oder zu überbrücken. Die Deutschen bequemen sich dort nur ungern der italienischen Lebensweise an und leiden unter dem Aufenthalte in den Kollegien. Infolgedessen steigert sich nur noch die schon vorhandene natürliche Abneigung gegen die andere Nation und behindert sogar eine spätere gedeihliche Wirksamkeit der Zöglinge. Die Bedenken des Nuntius aus

dieser Beobachtung sind so stark, daß er, überzeugt von der Unmöglichkeit eines Ausgleiches, lieber einen Teil der Aufwendungen für die Unterweisung von Zöglingen in verschiedenen Teilen Deutschlands verwandt wissen möchte.[1]

D'Aquino hat es sich angelegen sein lassen, nicht nur die genannten Bevölkerungskreise kennen zu lernen, er wollte vielmehr die Eigenart des gesamten Schweizervolkes erfassen. Und das ist ihm überraschend gut gelungen. Überraschend, weil ihm die Kenntnis der Landessprache abging. Fleißig hat er sich zunächst in der zeitgenössischen Literatur umgesehen. Er kennt die Namen: Simler, Guillimann, Münster, Tschudi, Glarean und Stumpf und hat ihre Werke z. T. recht ausgiebig benutzt, ja bei seiner Schilderung der Verfassungszustände und der Landesnatur wörtlich ausgeschrieben. Aber darüber hinaus hat er eine eingehende Kenntnis von dem Volkscharakter zu gewinnen versucht, getreu dem Fundamentalsatze, den er für das Verhalten des Nuntius in weltlichen Dingen an die Spitze seiner Betrachtungen stellt: Will der Gesandte einer auswärtigen Macht sich das Wohlwollen seines Gastvolkes erringen, dann muß er dessen Wesen kennen und sich ihm anpassen. Beides gelingt ihm, das letztgenannte freilich nur recht äußerlich. Sein scharfer Blick hat die Eigenarten schweizerischen Wesens sehr wohl erfaßt, ohne daß er dadurch zur Hinneigung zu ihm geführt worden wäre. Findet er doch bei seiner Einzeldarstellung so manchen Übelstand in einem Wesensmerkmal der Eidgenossen begründet, zumal in ihrer Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Daher stellt er auch zu Beginn seiner zusammenhängenden Schilderung des Schweizer Charakters die Freiheit und Macht des Landes als die Ursache hin für den Hochmut seiner Bewohner, für deren allzu hohe Meinung von sich selber. Damit im engsten Zusammenhange steht der Besitz der wichtigen Alpenpässe und einer unerschöpflichen Wehrkraft, welcher die Schweiz zu einem ergiebigen Soldatenreservoir für die großen Kriegsfürsten machte, der Frankreich, Spanien und Savoyen veranlaßte, ständige Gesandten bei den Eidgenossen zu halten und gute Beziehungen zu ihnen zu pflegen.

[1] Die Beobachtung des Nuntius betr. des Coll. Helv. zu Mailand ist nicht zuerst von ihm gemacht worden. Schon der Bericht über die Visitation desselben vom 13. März 1583 klagt über das schlechte Verhältnis zwischen den italienischen und Schweizer Zöglingen: « Simultas incipit pullulare inter pueros Italianae et Helveticae linguae », sowie darüber: « Urbanitas in mensa et vitae consuetudine desideratur in Helvetis et contra praefectos murmurant et replicant. » Vgl. *Ed. Wymann*, Die Visitation des Collegium Helveticum am 13. März 1583, Kath. Schweizerblätter, Jahrg. 12, 1896, S. 43.

Ist die schlimme Gier nach fremdem Hab und Gut auch schon, wie Ladislaus glaubt, eine altgermanische Eigenschaft, so ist doch bei den Schweizern dieses Laster nur noch stärker geworden, gewachsen durch die böse Gewohnheit, durch die zu hohe Einschätzung, die seiner Ansicht nach die Fürsten den Schweizern entgegenbringen. Haben diese doch dauernd die Eidgenossen gemästet mit Pensionen und Geschenken. Was bleibt da dem Nuntius anders übrig, als den gleichen Weg zu gehen, wenigstens in ganz wichtigen Geschäften, wenn er mit Ehren sein Ziel erreichen will! Auch er hat genau wie die weltlichen Gesandten, Geldgeschenke zu machen, Goldmünzen und Silberbecher zu verehren, bei Hochzeiten Goldgeschmeide oder Seidenstoffe zu schenken und andere kostspielige Dinge mehr. Zwar tut er es recht ungern und erweckt fast den Anschein, als wisse er nicht, daß das auch außerhalb der Schweiz der allgemeinen Gepflogenheit entsprach. Auf der anderen Seite kann d'Aquino freilich feststellen, daß diese widerwillig ausgeübte Freigebigkeit das sicherste Mittel darstellte zur Erreichung seiner Ziele. So hat es ihm etliche der wichtigsten Persönlichkeiten auf ewig verbunden, daß er ihnen die Würde eines Ritters vom goldenen Sporn verschafft hat. Diese an sich schon sehr geschätzte Ehrung erwies sich um so wirksamer, wenn sie begleitet war von einer materiellen Gabe, etwa einer goldenen Halskette oder wenigstens einer Medaille. Auch hier klingt wieder stark das Unbehagen des Nuntius über die von ihm vermittelte Gunst durch, die seiner Überzeugung nach viel zu reichlich gespendet worden ist und besser eingeschränkt werden sollte, damit die Ehre mehr als eine solche empfunden werde. Angesichts der großen Habgier der Schweizer rechnet der Nuntius es sich als hohes Verdienst an, daß er die Eidgenossen über die Geldverhältnisse des Papstes aufgeklärt habe, über seine finanzielle Inanspruchnahme von allzu vielen Seiten her. Zu dieser Belehrung sah sich der Nuntius offenbar veranlaßt durch die in seinem Bezirke verbreitete Auffassung, der Papst sei gewissermaßen bei jeder Gelegenheit zu Geldspenden verpflichtet, müsse sich jeden Dienst um schweres Geld erkaufen, um die Bedachten dann nachher doch unzufrieden zu lassen.

Hält d'Aquino es für ein notwendiges Übel, hinsichtlich der Befriedigung der schweizerischen Habsucht der Übung der anderen Mächte zu folgen, so tritt er auch keineswegs dem Schweizer Selbstbewußtsein schroff entgegen. Vielmehr besteht seinem Vorschlage nach der richtige Weg, dem Hochmute und Republikanerdünkel der Schweizer

zu begegnen, darin, daß man einen freundlichen Verkehrston jedermann gegenüber anschlägt, daß man nach Landssitte recht freigebig mit Händeschütteln und Begrüssungen ist. Und diese Zuvorkommenheit darf sich nicht etwa auf die Person des Nuntius beschränken; er hat vielmehr auch seine Diener zur Beobachtung der gleichen Haltung zu veranlassen. Auch sie haben bei ihren Gängen durch die Stadt jedermann höflich zu begegnen. Sogleich und ganz besonders zu Beginn des Aufenthaltes unter den Eidgenossen muß man sich zu einem solchen Verhalten verstehen. Denn gerade dann beobachtet « das müßige und argwöhnische Volk » bis auf das kleinste den Ankömmling in seinem Betragen, um zu einem vorschnellen Urteile über ihn zu kommen. Vor allem den Ratsherren der Republiken gegenüber ist Höflichkeit geboten. Sonst sagt das Volk leicht, wie schon geschehen, die Italiener brächten seinen Spitzen Geringschätzung entgegen. Und derartige Voreingenommenheiten könnten bei den Verhandlungen sehr schädlich sein.

Das ist der Tatbestand und das in den Augen des Nuntius gegebene Verhalten. Aber schon fürchtet der eitle Mann, durch seine Anregungen des Guten zu viel getan, von seiner Würde etwas vergeben zu haben. Daher betont er anschließend nachdrücklich, der Nuntius müsse sich von einer übertriebenen Höflichkeit fernhalten. Denn, wenn es irgendwo notwendig sei, Würde zu bewahren, dann bei dem Verkehr mit so niedrigen und wenig vornehmen Leuten, wie sie es doch meistens in der Schweiz seien.

Aber noch wichtiger und notwendiger als die Rücksicht auf die Geldgier und das Selbstbewußtsein der Schweizer ist es, bei den Besprechungen und Verhandlungen mit ihnen die größte Geduld zu beweisen. Denn es gibt nach der Kenntnis des unruhigen Geistes d'Aquino kein Volk, das so langsam und langweilig in den Unterhandlungen wäre wie die Schweizer. In dieser Tatsache sieht er, unfreundlich genug, eine Folge ihres Stumpfsinnes und ihrer Unwissenheit, die dazu führt, daß sie oft ganze Stunden mit leeren Formeln ausfüllen, mit Drumherumreden, Ansprachen, Komplimenten und mehr als viermaliger Wiederholung des Nämlichen. Ein Pliniuszitat wendet der gehässige Mann auf ihren Wortreichtum an, nach dem sie mittels dessen ihren Geistesmangel verdecken wollen. Aber so lästig auch dem doch so schreibfreudigen Vertreter der Kurie die getadelte Redseligkeit ist, so rät er doch dringend dazu, nicht die Geduld zu verlieren. Denn den Schweizern den Faden der Rede abzuschneiden, würde sie stark miß-

stimmen ; höchstens in ganz seltenen Fällen und nur niedrigen Leuten gegenüber wäre dies statthaft. Bei den Großen ist nur das direkte Gegenteil angebracht. Bei ihnen muß man Geschmack und Vergnügen an ihrer Art an den Tag legen. Bringt doch die ihren Ausführungen geschenkte Aufmerksamkeit dem geduldigen Zuhörer den Ruf eines höflichen und wohlwollenden Mannes ein, was für das Gedeihen der Verhandlungen seinen großen Wert hat.

Ebensowenig wie der Charakter der Schweizer dem Nuntius Bewunderung abzunötigen vermag, ebensowenig kann das ihre Geschichte. Gewiß hat er Kenntnis von ihr, gewiß weiß er um die Lobpreisungen, die dem wackeren Schweizervolke in der Literatur gespendet werden, kennt seine Siege, seine Eroberungen, seine Triumphe. Aber das bloße Wissen um diese Dinge bringt ihn nicht etwa innerlich dem Volke näher, unter dem er leben muß ; er benutzt es nur, um es gelegentlich aufzuzeigen, um durch das Prunken mit der Kenntnis der ruhmreichen Vergangenheit der Eidgenossen diese für sich zu gewinnen, um « das aufgeblasene und eitle Volk » zu der Meinung zu bringen, als stehe er auf seiner Seite und bewundere seine historischen Ruhmestitel. So, glaubt er, gewöhnen sie sich an den Gesandten, gewinnen Zutrauen zu ihm und betrachten ihn als ein Glied ihrer Republik, da er sich ihr zugetan erzeigte.

Angesichts der Lieblosigkeit, mit der Ladislaus über die Schweizer urteilt, angesichts der Schonungslosigkeit, mit der er die bei ihnen vorgefundenen Mißstände aufdeckt, überrascht es einigermaßen, wenn er auf der anderen Seite wiederum von ihnen zusammenfassend sagt, die katholischen Kantone seien sehr fromm, verehrten außerordentlich die allerseligste Jungfrau, empfingen häufig die Sakramente und besuchten emsig die Kirche, ehrten die Priester mehr, als man das anderen Ortes tue. Aber bei der Feststellung dieser Frömmigkeit der Schweizer bleibt d'Aquino nicht stehen. Auch diesen Zug der Schweizer stellt er bei seinem Verhalten ihnen gegenüber in Rechnung. Er weiß, daß das Volk den Abgesandten des Papstes gerne in der Kirche beim Messelesen oder Messchören sieht, ganz ungeachtet der Tatsache, daß er über seine Hauskapelle verfügt. Eine direkte Notwendigkeit aber ist seine Teilnahme am Gottesdienste und an den Prozessionen gelegentlich der hohen Feste. Darüber hinaus ist es noch unumgänglich erforderlich, daß seine ganze Umgebung dann, insbesondere an den Marienfesten, öffentlich zur heiligen Kommunion geht. Das Schweizer Volk erwartet es angesichts seiner eigenen Frömmigkeit einfach, daß die Diener des

Nuntius äußerst eingezogen leben. Tun sie dies nicht, so nimmt man starken Anstoß daran und rechnet dem Nuntiaturpersonal als Todsünde an, was bei anderen Leuten als eine Kleinigkeit erscheint. Will der Nuntius also Nachteile vermeiden, so muß er darauf sehen, daß sich seine Dienerschaft aus reifen, anständigen, zurückgezogenen, achtbaren Leuten zusammensetzt. Selbst bei dieser Feststellung klingt so etwas wie ein Tadel über die hohen von dem popolo tanto sospettoso gestellten Anforderungen heraus.

Die Frömmigkeit der Schweizer kommt dem Nuntius sehr zu statten bei seinen Verhandlungen über die Handhabung des Kirchenregimentes. Die Besetzung vieler geistlicher Stellen durch die Regierungen brachte natürlich manche Mißstände mit sich, noch mehr aber, daß die Pfarrer in etlichen Kantonen, wie in Schwyz und Appenzell, ad nutum absetzbar waren. Das führte zu der trüben Erscheinung, daß die Bauern ihrem Priester mit dem Davonjagen drohen, wenn sie unzufrieden mit ihm sind, und ihn wohl auch wirklich wegjagen. Da kommt es zu leicht vor, daß manchmal ein armer Priester sich zu Ungebührlichem versteht, um wieder bestätigt zu werden. Die Übergriffe des weltlichen Armes auf geistliches Gebiet führt d'Aquino nicht mit Unrecht auf frühere Nachlässigkeit der Bischöfe zurück und auf die Gleichgültigkeit der Prälaten in der Verteidigung ihrer Rechte. Indessen ist eine Wiedereroberung der verlorenen Position nicht ausgeschlossen, wofern nur mit der hier besonders erforderlichen Vorsicht und Klugheit vorgegangen wird. Denn es handelt sich nun einmal bei den Schweizern, führt Ladislaus aus, um eine freie Volksrepublik, in der das Volk recht ausschweifende Vorstellungen von seinen Befugnissen hat. Erfährt es in diesen seinen Ansprüchen Widerspruch, so glaubt es sich in der eifersüchtig gehüteten Freiheit seines Landes bedroht. Und ärgerliche Aufregungen sind die Folge. Da der Nuntius Graf d'Aquino solche Folgen durch seine Tätigkeit nicht hervorgerufen hat, darf der Leser seines Berichtes ergänzen, ist er ein kluger und geschickter Gesandter. Freilich gesteht er an anderer Stelle ein, daß die Schweizer sich in dieser wichtigen Frage stets seinen guten Gründen zugänglich zeigten, wenn er sie auf das Unpassende und Gefährliche ihres Vorgehens hinwies. Dabei haben die Eidgenossen eine recht solide Grundlage für ihre Ansprüche in Gestalt päpstlicher Privilegien, die sie erhielten, als sie den katholischen Glauben mit dem Schwerte verteidigten, fast ohne jede Hilfe von Seiten der Bischöfe. Damals waren sie es, die den wenig schätzenswerten Priestern Vorschriften für Leben

und Lehre gaben. Dazu kommt die Nachfolge in die Rechte der Österreicher. Bei seinem Kampfe gegen die weitgehenden Rechte der Kantone auf geistlichem Gebiete führte ihnen der Nuntius vor Augen, daß doch nun andere Zeiten seien, wo die Nuntien im Lande weilten, die Bischöfe ihre Pflicht erfüllten und die Priester sich anständig aufführten. Seine Ausführungen sind angeblich nicht ohne Eindruck geblieben.

Ärgerte sich der Nuntius offensichtlich über die Habgier und den Stolz der Eidgenossen, sind ihm ihre Ansprüche auf Grund ihrer Frömmigkeit nicht immer ganz bequem, so hat er gar für einen anderen Mißstand noch einen, freilich aus der Literatur genommenen Entschuldigungsgrund; denn das viele Trinken und die Freude an häufigen Gastereien seien allen nördlichen Völkern gemein. Und das sei ganz natürlich so, denn er hat bei Bodinus erfahren, daß diese Nordländer im allgemeinen ein Übermaß von innerem Feuer haben, welches ein häufigeres und reichlicheres Trinken erheischt, als die Südländer dessen bedürfen. Diesen an sich also begreiflichen Umstand aber muß sich ein geschickter Nuntius wieder zunutze machen. Häufiges Bankettieren ist eines der notwendigsten Dinge für ihn, weil eines der kräftigsten Mittel, sich das Wohlwollen der Schweizer zu erwerben. Sind diese doch in jeder Weise diesen sinnlichen Genüssen ergeben. Schon lange haben die Nuntien daher regelmäßig an bestimmten Tagen Gäste herangezogen. Und d'Aquino widerrät durchaus, diese als Mißbrauch bezeichnete Übung einzustellen. Ja, der Nuntius nimmt es mit der Berücksichtigung und der Ausnutzung der Freude der Schweizer an Gastgelagen so genau, daß er die Anlage eines förmlichen Verzeichnisses der in Luzern Einzuladenden empfiehlt, damit der Rangfolge gemäß eingeladen werden kann. Dazu gibt er dann noch für die Veranstaltungen selber seine Ausführungsbestimmungen, von deren Befolgung seiner Ansicht nach sehr viel abhängt. Die häufigen Einladungen als solche würden nämlich ihren Zweck kaum erfüllen, wenn man die Gäste nicht ihrem Brauche gemäß mindestens drei bis vier Stunden bei Tische hält und ihnen nicht nach ihrer Übung viele Gerichte vorsetzt und Weine nach ihrem Geschmacke.

Auch darf der Nuntius es nicht versäumen, gelegentlich der oft zu Luzern abgehaltenen Tagsatzungen die sämtlichen Abgeordneten der Kantone zu Gast zu laden. Diese Gelegenheit ist für ihn besonders wichtig, da er sich dabei das Wohlwollen aller mit einem Schlage erwerben kann. Verbreiten doch diese Gäste aus den verschiedenen Kantonen dann in ihrer Heimat den Ruf des päpstlichen Vertreters

als eines umgänglichen Mannes, was Zutrauen erweckt und bei Verhandlungen eine gute Hilfe ist. Die Einladungen müssen ergehen, ohne Rücksichtnahme auf die Tagesordnung der Tagsatzungen, d. h. auch ohne daß darauf Dinge stehen, die den Nuntius unmittelbar interessieren. Die ständigen Beziehungen legen es vielmehr nahe, die Luzerner Zusammenkünfte an sich schon zu benutzen, um bei den Gastmalen des Nuntius die Nuntiaturgeschäfte zu fördern. Aber mit diesen Banketten muß besonders starke Prachtentfaltung und großer Aufwand verbunden sein. Denn in der Schweiz ist man seit etlicher Zeit mit köstlichen und auserlesenen Dingen genau so gut vertraut wie in irgendeinem anderen Lande. Und so schließt man aus dem Aufwande auf das Maß von Hochschätzung, das man den Gästen entgegenbringt. Hat der Nuntius für die sonstigen Einladungen eine Tischzeit von 3 bis 4 Stunden angegeben, so darf man sich bei den Essen gelegentlich der Tagsatzungen nicht vor fünf Stunden von der Tafel erheben. Nicht als unbedingt notwendig, aber immerhin als nützlich stellt es Aquino hin, wenn die Einladungen der Nuntiatur nicht auf die amtlichen Kreise beschränkt werden, sondern jährlich zu verschiedenen Malen an alle Handwerker ergehen, die für das Haus arbeiten. Diese läßt man unter sich aber reichlich essen, dann sind sie zufrieden. Nicht nur bezüglich der eidgenössischen Beamten, auch gegenüber den Mitgeistlichen kann man sich der Gastereien als trefflicher Hilfsmittel zur Beförderung von Nuntiaturgeschäften bedienen. Lädt man Jesuiten, Kapuziner, Kanoniker und verdiente Priester zu Gast, so fassen auch sie Zutrauen zum Nuntius, werden zur Mitarbeit geneigt, und vor allem kann man bei Tisch von ihnen manches erfahren, was sonst ein undurchdringliches Geheimnis bleiben würde.

Daß die zur persönlichen Verhandlung mit dem Nuntius aus anderen Kantonen nach Luzern kommenden Herren bewirtet werden, versteht sich von selber.

Die gleiche äußerste Höflichkeit, die im persönlichen Umgange den Schweizern gegenüber geboten ist, hat man auch bei dem Briefwechsel mit ihnen zu beobachten. Mit höchster Sorgfalt und Liebenswürdigkeit hat man allen zu antworten. Aber auch hierbei ist eine große Vorsicht nicht außer acht zu lassen. Denn die Eingesessenen sind allzu leicht geneigt, aus den Briefen verbindliche Zusagen herauszulesen. Und doch muß sich der Nuntius bemühen, den Anschein zu erwecken, als wolle er ihre Privilegien eher vermehren als vermindern.

Aquino findet, wie schon berührt, die Schweizer umständlicher und

freigebiger im Händeschütteln, Komplimentemachen und Begrüßen als irgendwelche andere Nation auf der Welt. Er ist freilich objektiv genug, um die eigene Auffassung der Eidgenossen von der Bedeutung dieser Äußerlichkeiten, sowie der gemeinsamen Gastmale als einer Notwendigkeit für den Bestand ihres von so vielen Momenten der Zwietracht bedrohten Staatsgebildes anzugeben.

Doch er persönlich ist weit mehr geneigt, darin einen Ausfluß ihrer schwerfälligen Veranlagung zu erblicken, die sie zu äußerst langweiligen Beratern macht. Freilich muß er zugeben, daß die Entscheidung von sehr vielen Köpfen bei ihnen abhängt, wodurch ein schneller Entschluß von selber hintangehalten wird. Immerhin ist die Langsamkeit der Eidgenossen im Entschlußfassen schon sprichwörtlich geworden. Denn will eine Sache nicht zum Schlusse kommen, so sagt man, sie sei der Tagsatzung der Schweizer anheimgestellt worden, oder sie sei von ihnen in Abschied genommen. Indessen muß der Nuntius die guten Ergebnisse der langen Beratungen anerkennen. Diese aber sind ihm keineswegs ein Beweis für einen starken Geist der Deputierten. Im Gegenteil! Wenn sie es zu eben so trefflichen oder noch besseren Erwägungen bringen als eine weise Ratsversammlung gelehrter, fein- und scharfsinniger Männer, so beruht das nur auf ihrem Phlegma, ihrer Ordnung und Sorgfalt. Sie erbringen damit höchstens den Beweis dafür, daß Leute di mediocre ingegno zum Regieren tauglicher sind als erleuchtete Geister.

Ernst warnt zwar der Nuntius trotz seiner Geringschätzung davor, einen Tadel auszusprechen über irgendeine Einrichtung der Schweizer — solange man unter ihnen haust. Also keineswegs aus Hochachtung vor ihnen wird diese Warnung ausgesprochen. Um Achtung bei ihm hervorzurufen, dazu entfernen sie sich denn doch allzusehr in Kleidung Nahrung, Wohnen und Gebräuchen von den Italienern — und in mehr als einer Hinsicht von der guten Lebensart.

Die vielen Warnungstafeln, die d'Aquino für den Verkehr des Nuntius aufgerichtet hat, gelten, wie er erleichtert betont, nur für die Schweizer. In dem restlichen Nuntiaturbezirke kommt man nicht in die Lage, sie beachten zu müssen. Denn mit den dortigen weltlichen Obrigkeiten spielen sich die Verhandlungen meistens schriftlich ab, und mit den zahlreichen deutschen Grafen und Baronen kann man leichter fertig werden.[1]

[1] Vgl. *Fridolin Segmüller*, Die Schweiz und die Schweizer des XVI. Jahrhunderts im Spiegel damaliger Gesandtschaftsberichte. Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, X, 1916, S. 142 f.

Essai de Catalogue des Chartreux de La Valsainte et de La Part-Dieu

Par Dom Albert-Marie COURTRAY

(Suite)

I

Chartreux de La Valsainte

164. D. Aimé de Bullion. — Matisconensis (de Mâcon, en Bourgogne), professus Cartusiæ, 17 novembris 1659. — Hôte à La Valsainte, le 11 août **1688** (A C F. Valsainte, m 9). — 1698. Obiit D. Amatus de Bullion, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ.

165. D. Hugues Bertrand. — Augustodunensis (d'Autun, en Bourgogne), professus Cartusiæ, 21 novembris 1683. — Transféré de la chartreuse de Bonlieu à la chartreuse de Seillon par les Pères Visiteurs, le 13 février 1683 (D. Bulliat, *Seillon*, p. 336). — Hôte à La Valsainte, le 11 août **1688** (A C F. Valsainte, m 9). — 1716. Obiit D. Hugo Bertrand, professus Cartusiæ, hospes in domo Boniloci. — Obiit 4 martii.

166. D. Jean-Baptiste Blanchet. — Nantuacensis (de Nantua, en Bugey), professus Cartusiæ, 29 junii 1673. — Transféré de la chartreuse de Seillon à la chartreuse d'Aillon par les Pères Visiteurs, le 12 novembre 1678 (D. Bulliat, *Seillon*, p. 336). — Sacristain à La Valsainte le 11 août **1688** (A C F. Valsainte, m 9). — Hôte à la chartreuse de Pomier, le 1er juillet 1690 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 198). — 1724. Obiit D. Joannes-Baptista Blanchet, professus Cartusiæ, hospes in domo Boniloci.

167. D. Louis Boccard. — Thononensis (de Thonon, en Chablais, Haute-Savoie), professus Cartusiæ, 6 octobris 1682. - Ordinatus sacerdos, 10 augusti 1684. — Procureur à La Valsainte, le 28 novembre **1692,** le 18 septembre 1696 et en mars 1697 (A C F. Valsainte, l 47, c 14 et peut-être a 47). — N'est plus à La Valsainte en 1699 ; sans doute transféré alors à La Part-Dieu. — Vicaire à La Part-Dieu, en 1702 et 1704. — Coadjuteur à La Valsainte, le 16 décembre 1708

(*Ibid.*, h 9). — Procureur à la chartreuse de Pomier, entre 1709 et 1714 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 208.) — Obiit 27 aprilis 1724, coadjutor domus Repausatorii.

168. D. Jean Renault. — Burgensis (de Bourg-en-Bresse), professus Cartusiæ, 25 martii 1662. — 1696. Obiit D. Joannes Renault, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ. — Obiit junii **1695.**

169. D. Hyppolite Caseau. — Polignacensis (de Polignac, dans la Haute-Loire), professus Cartusiæ, 26 julii 1654. — Transféré de la chartreuse de Seillon à la chartreuse de Meyriat par lettre du Père général datée du 9 août 1686 (D. Bulliat, *Seillon*, p. 336). — Antiquior ou ancien de La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — Mort à l'obédience de Currière, dépendance de la Grande-Chartreuse, et le plus ancien profès de ce monastère, le 21 novembre 1714. « plenus dierum, in senectute bona ». — 1715. Obiit D. Hippolitus Caseau, professus et antiquior Cartusiæ, qui ultra 62 annos laudabiliter vixit in Ordine, habens missam de Beatâ Mariâ per totum Ordinem.

170. D. Athanase Pignarre. — Anessiensis (d'Annecy, en Haute-Savoie), professus Cartusiæ, 2 julii 1665. — Procureur à la chartreuse de Sélignac en 1688 (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 544). — Coadjuteur à la chartreuse de Mélan, au moins depuis 1691, nommé procureur de la même maison en 1697 (Abbé Feige, *op. cit.*, p. 301). — Procureur à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — Remplacé par D. Hugues Martin, mort en charge le 7 février 1703. — Obiit 23 septembris 1719, antiquior Cartusiæ, vicarius domus Arveriæ. Paulo ante obitum invocavit Dominum per meritum sancti Artoldi (ancien prieur de cette maison et évêque de Belley), et ignem in medio sylvarum magno fervore ardentem et totum montem et domum minantem compescuit et extinxit. — 1720. Obiit D. Athanasius Pignarre, professus et antiquior Cartusiæ, vicarius domus Arveriæ, qui ultra 55 annos laudabiliter vixit in Ordine, in quo habet missam de Beatâ Mariâ.

171. D. Bruno Laccour ou **de Laccour.** — Lugdunensis (de Lyon), professus Cartusiæ, 8 septembris 1692. — Ordinatus sacerdos, 1615. — D. Bruno de Laccour, sacristain à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — 1730. Obiit D. Bruno Laccour, professus Cartusiæ, vicarius domus Majorævi. — Obiit 21 februarii.

172. D. Hugues Martin. — Arvernus (de l'Auvergne), professus Cartusiæ, 6 octobris 1676. — Ordinatus sacerdos, 8 augustus 1677. — Coadjuteur à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — Succède peu après comme procureur à D. Athanase Pignarre, et meurt dans cette fonction. — Obiit 7 februarii 1703, procurator Vallis-

sanctæ, aliàs procurator Cartusiæ et Allionis, in quibus multum laboravit pro Archivorum ordine stabiliendo et renovando (*Catalogue des profès de la Grande-Chartreuse*).

173. D. Antoine Losserand. — Sabaudus (de Savoie), professus Cartusiæ, 25 januarii 1666. — Infirmier à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — 1713. Obiit D. Antonius Losserand, professus Cartusiæ, hospes in domo Boniloci. — Obiit 4 decembris 1712.

174. D. Jacques Pélissier. — Turnonensis (de Tournon, dans l'Ardèche), professus Cartusiæ, 6 januarii 1676. — Ordinatus sacerdos, 6 augusti 1676. — Hôte à la chartreuse de Pomier, le 1er juillet 1690 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 198). — Hôte à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — 1732. Obiit D. Jacobus Pélissier, professus Cartusiæ, hospes in domo Portarum. — Obiit 11 julii 1731.

175. D. Barthélemy Carrotet. — Clusensis (de Cluses, en Faucigny, Haute-Savoie), professus Cartusiæ, 6 octobris 1678. — Sacerdos ordinatus, 6 augusti 1681. — Hôte à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — 1703. Obiit D. Bartholomæus Carrotet, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ. — Obiit 14 septembris 1702.

176. D. Ignace Dardel. — Camberiensis (de Chambéry, en Savoie), professus Cartusiæ, 5 februarii 1696. — Ordinatus sacerdos, 27 junii 1696. — Hôte à La Valsainte, le 13 février **1699** (A C F. Valsainte, a 29). — Sacristain à la chartreuse de Pomier, le 9 mai 1707 ; procureur du même monastère en 1715 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 205 et 210). — Procureur de La Part-Dieu en 1716 et 1717. — Obiit piè in Domino, 3 maii 1732, vicarius domus Repausatorii.

177. D. Philibert Michard. — Scellensis (Sceaux, Selle, Chelles ?), professus Cartusiæ, 8 septembris 1663. — Proscriba (sous-secrétaire) Reverendi Patris Cartusiæ, scitè pingebat et multa ubique hujus monumenta reliquit. — De procureur de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, il est transféré en la même qualité le 20 janvier 1684 à la chartreuse d'Aillon. — Nommé procureur de La Valsainte, sans doute à la mort de D. Hugues Martin, survenue le 7 février **1703,** il signe en qualité de procureur, avec D. Claude Normand, prieur, le mémoire publié vers mars ou avril 1706, intitulé *Eclaircissement pour la maintenue de l'Omnimode Jurisdiction de la Vénérable Maison Chartreuse de la Val Sainte, située au Canton de Frybourg, fondée en Titres, et exercée par ses Officiers de tout temps immémorial.* — Il venait de recevoir sa nomination de coadjuteur à la chartreuse de Pomier, lorsqu'il tomba gravement malade et mourut à La Valsainte, le 12 juillet 1706. — 1707. Obiit D. Philibertus Michard, professus Cartusiæ, coadjutor domus Pomerii.

178. D. Claude Soland. — Bugiensis (du Bugey, Ain), professus Cartusiæ, 12 martii 1671. — Coadjuteur à la chartreuse de Mélan, en 1697 (Abbé Feige, *op. cit.*, I, 301). — Succède, en **1706,** à D. Philibert Michard, comme procureur à La Valsainte. — 1710. Obiit D. Claudius Soland, professus Cartusiæ, procurator domus Vallissanctæ. — Obiit 29 julii 1709, vir religiosissimus, in sacra theologia apprime eruditus, qui sicut sancte et immaculate vixerat, ita placide obiit in Domino.

179. D. Antoine Bouton. — Malzeviensis (de Malzieu, en Lozère), professus Cartusiæ, 14 septembris 1674. — **1707.** Obiit D. Antonius Bouton, professus Cartusiæ, sacrista Vallissanctæ. — Obiit 5 martii 1707. Vir pius et religiosissimus, per 27 annos sacrista in Ordine, quem vitæ sanctæ et religiosæ exemplis abunde implevit, omnibus carus, post longam infirmitatem sancte obdormivit in Domino.

180. D. Jean-Baptiste Cheuvrier. — Burgensis (de Bourg-en-Bresse), professus Cartusiæ, 25 julii 1674. — Sacerdos ordinatus, 15 aprilis 1676. — 1708. Obiit D. Joannes-Baptista Cheuvrier, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ. — Obiit 28 octobris **1707,** capite debilis.

181. D. Jean-Claude Curtillet. — Profès de la chartreuse de La Sylve-Bénite vers 1684. — Procureur à La Valsainte, en **1709** (A C F. Valsainte, Papiers non classés sur les vignes de Vevey). — Procureur à la chartreuse des moniales de Mélan, vers 1715 jusqu'en 1726. — Recteur de La Part-Dieu, en 1726 et 1727. — Vicaire de la chartreuse de Mélan, probablement depuis 1727 et certainement jusqu'à sa mort en 1747. — Voir Abbé Feige, *op. cit.*, p. 297, 304 et suiv., corrigé par le document ci-dessus de La Valsainte (qui l'appelle en outre Jean-Claude, comme Feige) et le *Catalogue des Prieurs de La Part-Dieu, 1726-1727.*

182. F. Nicolas Lejeune. — **1712.** Obiit Fr. Nicolaus Lejeune, conversus, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ.

183. F. Claude Coulon. — **1716.** Obiit Fr. Claudius Coulon, donatus domus Ripaliæ, hospes in domo Vallissanctæ.

184. D. Alexis Jacquet ou **Jaquet.** — Procureur à La Valsainte, en **1716** (A C F. Valsainte, Papiers non classés sur les vignes de Vevey), remplacé dans cette charge vers 1720, par D. Mollier. — 1736. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Alexius Jaquet, correrius, vadat ad domum Melani, ibique exerceat officium procuratoris. — 1740, 7 octobre, D. Alexis Jacquet, procureur de la chartreuse du Reposoir (Abbé Falconnet, *op. cit.*, p. 119). — 1743. *In domo Repausatorii :* Et D. Alexius Jaquet, procurator, exerceat officium secundi coadjutoris. — 1745. Obiit D. Alexius Jaquet, professus domus Allionis, secundus coadjutor domus Repausatorii, habens missam de Beatâ Mariâ per totum Ordinem.

185. D. Jean Barthélemy. — Podiensis (du Puy en Velay), professus Cartusiæ, 30 septembris 1672. — **1718.** Obiit D. Joannes Bartholomæus, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ. — Obiit 30 aprilis 1718.

186. D. François Hervelin. — **1719.** Obiit D. Franciscus Hervelin, professus domus Sylvæ-Benedictæ, hospes in domo Vallissanctæ.

187. D. Jean-Baptiste Mollier. — Vers **1720,** procureur à La Valsainte, remplaçant D. Alexis Jacquet. — 1723. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Joannes-Baptista Mollier, procurator, exerceat officium coadjutoris intra domum. — 1727. Obiit D. Joannes-Baptista Mollier, professus domus Sylvæ-Benedictæ, correrius domus Vallissanctæ.

188. D. André Burgerey. — **1723.** *In domo Vallissanctæ :* Et D. Andreas Burgerey, vicarius, vadat ad domum Pomerii. — 1725. *In domo Pomerii :* Et D. Andreas Burgerey exerceat officium vicarii.

189. D. Bruno Besson. — Gratianopolitanus (de Grenoble, en Dauphiné), professus Cartusiæ, 22 julii 1670. — 1724. Obiit D. Bruno Besson, professus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ. — Obiit 10 novembris **1723,** repentina morte, dum esset in spatiamento. — Voir l'*Histoire de La Valsainte,* p. 138.

190. D. Jacques Bertrand. — Vicaire à La Part-Dieu, en 1716 et 1718. — **1723.** *In domo Repausataurii :* Et D. Jacobus Bertrand, sacrista, vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium vicarii. — 1746. Obiit D. Jacobus Bertrand, professus domus Vallis-Sancti-Hugonis, vicarius domus Vallissanctæ. — Obiit 27 augusti 1745.

191. D. Gabriel Ducrest. — **1723.** *In domo Partis-Dei :* Et D. Gabriel Ducret, procurator, vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium procuratoris. — Procureur à La Valsainte, en 1724, selon D. Nas (*op. cit.*, p. 261) qui le remplaça en 1726. — 1727. *In domo Melani :* Et D. Gabriel Ducret, procurator, vadat ad domum Repausatorii, ibique exerceat officium procuratoris. — Voir le n° 180 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

192. D. Antoine Netin. — **1723.** *In domo Lugduni :* Et D. Antonius Netin vadat ad domum Vallissanctæ, et ibi exerceat officium coadjutoris.

193. D. Philippe Miraudos. — **1725.** *In domo Vallissanctæ :* Et D. Philippus Miraudos vadat ad domum Ripaliæ, ibique exerceat officium vicarii.

194. D. Amédée Nas. — **1726.** *In domo Vallissanctæ :* Et D. Amedæus Naz, coadjutor, exerceat officium procuratoris. — Il était donc

déjà à La Valsainte avant 1726, et procureur avant 1727, charge qu'il garda seulement jusqu'en 1730 et non jusqu'en 1731, comme nous l'apprend le texte du nº suivant, toutes choses qui rectifient et complètent le *Catalogue des Prieurs de La Part-Dieu et de La Valsainte*, gouvernées par D. Nas, l'une de 1738 à 1745, l'autre de 1745 à 1766.

195. D. Jean-Baptiste David. — Procureur à La Valsainte, le 26 juin **1730** (A C F. Valsainte, aa sans nº), en 1732 (D. Nas, *op. cit.*, dans la préface), le 3 février 1733 (A C F. Valsainte, v 101). — 1733. *In domo Vallissanctæ* : Et D. Joannes-Baptista David, procurator, vadat ad domum Partis-Dei, ibique exerceat officium procuratoris. — Voir le nº 193 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

196. D. Jérôme Juge ou **Le Juge.** — D. Hieronimus Juge, Sabaudus (de Savoie), natus 2 martii 1688. – Jeune avocat au parlement de Chambéry, il entre à la Grande-Chartreuse, en 1713, âgé de 25 ans. — Professus Cartusiæ, 20 augusti 1714. — Ordinatus sacerdos, 6 augusti 1715. – Procureur à la chartreuse de Pomier, le 30 septembre 1720 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 212). — En 1723 et le 16 août 1724, procureur et confesseur à la chartreuse des moniales de Mélan, où était alors vicaire D. Alexis Gumy, né dans le canton de Fribourg, profès de la Grande-Chartreuse, le 28 octobre 1698, coadjuteur à Mélan de 1704 à 1711, vicaire de 1711 à 1729 (Abbé Feige, *op. cit.*, p. 297 et 301). — De nouveau procureur à la chartreuse de Pomier, qu'il quitte en 1726, si le chanoine Rannaud, p. 212, ne se trompe pas. — Suivant un *Catalogue des profès de la Grande-Chartreuse*, D. Jérôme Juge passe de Mélan, non à Pomier, mais à la chartreuse de La Sylve-Bénite, où il exerce la même fonction de procureur. — De là il est envoyé, en **1735,** comme courrier, à La Valsainte, où il vécut 32 ans et où il devint vers 1745, coadjuteur, charge qu'il remplit jusqu'à sa mort. — D. Jérôme Le Juge, coadjuteur à La Valsainte, les 8 et 20 juillet et le 2 août 1759 (A C F. Valsainte, v 185, 186). — 1768. Obiit D. Hieronimus Juge, professus Cartusiæ, coadjutor domus Vallissanctæ, qui 55 annis laudabiliter vixit in Ordine. — Obiit 1ª martii 1768. – Le *Nécrologe* de La Part-Dieu, qui l'appelle Le Juge, ajoute : « habens anniversarium perpetuum per totum Ordinem. »

197. D. Raphaël de Castella. — Grueriensis (de Gruyère), natus 21 maii 1693 (ou 1695). – Professus Cartusiæ, 2 februarii 1714. — Ordinatus sacerdos, 5 octobris 1717. — Vicarius Sancti-Hugonis (en 1723 ou 1725, à l'âge de 30 ans). – Hospes Calesii (vers 1730 ?) — Procurator Vallissanctæ (**1738-1740** ?) — Procurator Petræ-Castri (1740?-1743). — Procurator Montismerulæ (1743-1748). — Procurator Siligniaci (1748, d'après D. Bulliat, *Sélignac*, p. 321). — 1749, coadjutor Val-

lisclusæ. — 1750, hospes Boniloci (coadjuteur, d'après D. Bulliat, *op. et loc. cit.*). — Obiit 13 julii 1773, antiquior Cartusiæ (habens missam de Beatâ Mariâ per totum Ordinem, suivant D. Bulliat, citant les *Archives de Sélignac*). — Tout ce qui précède, moins les parenthèses, est extrait d'un *Catalogue des profès de la Grande-Chartreuse*. Voici maintenant une notice sur ce religieux, composée à sa mort soit à Gruyères par son parent François-Ignace de Castella, grand ami des chartreux, soit à La Part-Dieu, pour ce personnage et sa famille, et insérée dans les *Chartreuses Suisses*, de D. Bernard Peter (ms. à La Valsainte). J'y ajoute quelques parenthèses :

D. Raphaël de Castella, né à Gruyères le 21 mai 1695 (*sic*), se distingua constamment par sa conduite irréprochable et son assiduité à l'étude, où il fit de rapides progrès. Ayant fini sa rhétorique, il entra à la Grande-Chartreuse où il fit profession le 2 février 1714, à l'âge de 19 ans. Il sut s'attirer par sa ferveur et ses heureuses qualités l'estime et l'affection de ses supérieurs, qui l'envoyèrent alors, âgé de 30 ans, vicaire et maître des novices à Saint-Hugon (ce serait en 1725 s'il est né en 1695), de là procureur au Port-Sainte-Marie et à Mélan, d'où il fut transféré en la même qualité à Pierre-Châtel. Là, il reçut la mission d'accompagner D. Béatrice à La Part-Dieu (il y était en 1743, n° 197), et de s'en retourner à Fribourg pour ramener dans l'Ordre D. Raphaël Gottrau, qui s'y était réfugié contre la permission de ses supérieurs en attendant ses dispenses de Rome. Sa mission ayant été infructueuse à Fribourg, il vint passer les fêtes de Noël à La Part-Dieu et s'en retourna à Pierre-Châtel (donc à la fin de 1742). Peu après il fut nommé procureur à Montmerle, dont le célèbre D. Joseph Fontaine était prieur (19 décembre 1736-19 mai 1745, après l'avoir été de La Part-Dieu). Ce religieux passait pour l'un des plus éclairés, des plus austères et des plus fervents supérieurs de l'Ordre. D. Raphaël employa utilement ses loisirs pour composer un directoire pour l'office de procureur, dont ses successeurs se servent encore aujourd'hui (avant la Révolution) pour régir les biens de cette nombreuse communauté. Il fut nommé ensuite procureur à Sélignac, d'où, deux ans après, on le tira pour le mettre coadjuteur à Vaucluse et surveiller les travaux de reconstruction de cette chartreuse. Mais plein de désir pour la vie de silence et de retraite, il demanda avec instance une cellule dans le cloître de Bonlieu. Là, débarrassé de toute sollicitude extérieure, il se livra tout entier aux devoirs d'un fervent religieux. Il fut confesseur pendant les 23 ans de sa vie qu'il passa alors à Bonlieu. Il fut accablé de grandes et douloureuses maladies. Dieu voulait éprouver cette belle âme par le feu de la tribulation. Il supporta tout avec une patience et une résignation admirables. Malgré ses souffrances, il était l'âme des récréations par sa douce gaîté et ses discours

édifiants. Les religieux ne l'appelaient que leur père. Ils l'entouraient de leur estime et de leur affection. Dans les cinq dernières années de sa vie, il redoubla de ferveur et d'austérités. Il cessa toute correspondance avec ses parents et se priva de toute consolation pour ne pas être distrait dans son recueillement et son union avec Dieu. Ses douleurs augmentant, et sentant approcher sa fin, il reçut avec la plus touchante piété les derniers sacrements et s'endormit en paix dans le Seigneur, le 13 juillet 1773, âgé de 78 ans. Le Chapitre général lui accorda une messe de *Beatâ* dans tout l'Ordre. Son père avait été châtelain de Gruyères. Il avait un frère jésuite et un autre chartreux, D. Hilaire Castella, qui fit profession à Villeneuve (-lès-Avignon) en 1720, ... prieur de Lille (de Liége, 1740-1754), mort dans sa maison de profession le 4 mars 1765 (le 24 mars suivant le *Nécrologe* de Valbonne)... D. Jacques Castella, cousin des précédents, ... né à Gruyères le 13 avril 1690... embrassa la règle cartusienne à la chartreuse d'Aillon, en Savoie. Il y fut sacristain, vicaire et coadjuteur... ne quitta jamais cette maison... (et) mourut saintement en 1768, laissant sa mémoire en bénédiction.

Ce récit biographique présente deux contradictions notables avec le *curriculum vitæ* inséré dans le *Catalogue des profès de la Grande-Chartreuse*, d'après lequel D. Raphaël de Castella aurait été procureur à La Valsainte, puis hôte à Chaleis, au lieu d'avoir été procureur au Port-Sainte-Marie et à Mélan. Il n'a pu habiter ces différentes maisons qu'entre 1725 au plus tôt et 1741 au plus tard. Or, à La Valsainte, il n'y a de place pour lui comme procureur dans ce laps de temps que de 1738 à 1740, entre D. Amédée Nas et D. Mathieu Christin, qui suit. Encore, nous ignorons si ce dernier n'a pas succédé immédiatement à D. Nas. Les documents ne désignent aucun procureur pour cette époque. De plus, si D. Raphaël de Castella avait été procureur à La Valsainte, l'aurait-on oublié à Gruyères, dans sa famille, et à La Part-Dieu, sitôt après sa mort ? Mais, d'autre part, les listes des religieux du Port-Sainte-Marie, publiées par l'abbé Mioche, *op. cit.*, p. 919-926, sont absolument muettes sur son compte ; et en particulier dans la liste des procureurs, il n'y a point de place pour lui entre 1725 et 1742, p. 920. Quant à l'abbé Feige, *op. cit.*, p. 302-320, il ne nomme aucun procureur pour cette période. D'où nous concluons que D. Raphaël de Castella n'a pas été fort probablement au Port-Sainte-Marie, que nous ignorons tout de sa procure à Mélan s'il y a été, et qu'en ce qui concerne son passage à La Valsainte, il est seulement signalé par un manuscrit, qui jouit d'un certain crédit. Toutefois, faudrait-il Val-Sainte-Marie au lieu de Valsainte ou Port-Sainte-Marie ?

Nous profitons de ces contradictions entre écrivains, pour en signaler une autre concernant un chartreux contemporain des Castella,

D. Pierre Maillard, né le 10 décembre 1698, mort le 30 janvier 1776. Le *Catalogue* latin *des profès de la Grande-Chartreuse*, que nous reproduisons souvent, même sans le dire, écrit : « Coadjutor Vallis-Sanctæ-Mariæ. » Mais il existe un *Catalogue* français des mêmes profès, que nous citons aussi à défaut d'autre, et qui n'est la plupart du temps qu'une traduction du précédent. Or, à D. Pierre Maillard, il traduit : « Coadjuteur de La Valsainte », oubliant un mot. Et D. Bulliat (*Sélignac*, p. 543) reproduit cette traduction fautive. Je devais relever cette erreur afin d'éviter la supposition dans l'esprit du lecteur d'avoir omis un religieux qu'il m'était facile de connaître, et partant de n'avoir pas dépouillé les documents avec assez d'attention. Cette erreur a d'ailleurs été démasquée sur ma remarque par D. Palémon Bastin, qui possède la copie des deux catalogues en question.

198. D. Bernard Barde. — Gratianopolitanus (de Grenoble, en Dauphiné), natus 5 aprilis 1696. — Professus Cartusiæ, 6 octobris 1719. — Ordinatus sacerdos, 12 martii 1722. — Hôte à la chartreuse de Lyon. — Hôte à La Part-Dieu vers 1730 à 1735. — Vicaire à la chartreuse d'Aillon. — **1739.** *In domo Allionis :* Et D. Bernardus Barde, vicarius, vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium sacristæ. — En 1747, on lui ordonne d'aller exercer la fonction de sacristain à la chartreuse de Ripaille. — En 1750, il est envoyé à la chartreuse d'Aillon comme procureur. — En 1762, on le nomme coadjuteur à la chartreuse de Sélignac. — En 1765, il est institué procureur à la chartreuse de La Part-Dieu. — 1767. *In domo Partis-Dei :* Et D. Bernardus Barde, procurator, vadat ad domum Siligniaci, ibique exerceat officium coadjutoris. — Il mourut à la chartreuse de Sélignac, le 29 avril 1768.

199. D. Philippe Porterat. — **1739.** *In domo Allionis :* Et D. Philippus Porterat vadat ad domum Vallissanctæ. — 1751. Obiit D. Philippus Porterat, professus domus Allionis, hospes in domo Vallissanctæ. — Obiit 2 octobris 1750.

200. D. Mathieu Christin. — D. Matthæus Christin, Lugdunensis (de Lyon), natus 21 februarii 1696. — Professus Cartusiæ, 6 octobris 1716. — Ordinatus sacerdos, 1ª julii 1720. — Hospes Lugduni. — Coadjutor Sylvæ-Benedictæ. — Procureur de La Valsainte le 14 novembre **1740,** le 14 novembre 1742, en 1743, le 3 novembre 1748, le 3 novembre 1749, le 27 octobre 1750 (A C F. Valsainte, Papiers non classés sur les vignes de Vevey pour 1743, v. 101 pour les autres). — Remplacé par D. Vincent Roche, le 9 octobre 1751, va, probablement alors, comme procureur, à La Part-Dieu, où il reste jusqu'au 10 septembre 1765. — 1765, 10 septembris, rector Curreriæ. — 1778, 16 februarii, coadjutor Curreriæ, ubi

obiit 20 martii 1780. — Vir optimæ indolis, vere religiosus licet ultimis vitæ annis cæcus et surdus, semper tamen urbanus et hilaris, sancte obdormivit in Domino. 65 annis laudabiliter vixit in Ordine.

201. F. Théodule Cossutier. — **1741.** Obiit Fr. Theodulus Cossutier, donatus domus Vallissanctæ.

202. D. Anthelme Reynaud ou **Renaud.** — D. Antelmus Renaud, ex Montluel (dans l'Ain), natus 23 augusti 1689. — Professus Cartusiæ, 6 octobris 1713. — Ordinatus sacerdos, 1ª octobris 1714. — **1745.** *In domo Vallissanctæ :* Et D. Anthelmus Renaud, correrius, vadat ad domum Partis-Dei, ibique exerceat officium correrii. — Il retourna quelque temps après à La Valsainte. — 1757. Obiit D. Antelmus Reynaud, professus Cartusiæ, coadjutor domus Vallissanctæ. — Obiit die 18 januarii 1757, correrius Vallissanctæ, suivant le *Catalogue des profès de la Grande-Chartreuse*, contredisant les actes du Chapitre général.

203. D. Léonard Roche. — **1746.** *In domo Allionis :* Et D. Leonardus Roche vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium vicarii. — 1758. Obiit D. Leonardus Roche, professus domus Allionis, hospes in domo Vallissanctæ.

204. D. Claude Thorin. — Né en 1722 à Chêne-en-Semine, Haute-Savoie. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 octobre 1733. — **1747.** *In domo Ripaliæ :* Et D. Claudius Yherin, vicarius, vadat ad domum Vallissanctæ. — Envoyé de La Valsainte, comme hôte, à la Part-Dieu, en 1760. — 1771. Obiit D. Claudius Thorin, professus domus Sancti Hugonis, hospes in domo Partis-Dei. — Obiit 5 januarii 1771 (Burnier, *op. cit.*, p. 44.)

205. D. Anthelme Rollet. — Né en 1713, à Cluny, en Bourgogne (Burnier, *op. cit.*, p. 47). — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 8 septembre 1734. — **1748.** *In domo Pomerii :* Et D. Anthelmus Rollet vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium sacristæ. — Transféré à la chartreuse de Sélignac, en 1774. — Mort dans cette maison accablé d'infirmités, le 28 décembre 1789, âgé de 76 ans (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 551).

206. D. Vincent Roche. — Delphinas (du Dauphiné), natus 21 aprilis 1711. — Professus Cartusiæ, 6 octobris 1732. — Ordinatus sacerdos, 21 augusti 1735. — 1741, sacrista Allionis. — Vicarius Repausatorii. — **1751,** 9 octobris, procurator Vallissanctæ. — Procureur à La Valsainte, le 27 octobre 1757, les 8 et 29 juillet, le 2 août 1759 (A C F. Valsainte, v 185, 186 et sans nº). — 1761, 10 octobris, correrius Siligniaci. — 1762, secundus coadjutor Siligniaci. — 1762, coadjutor Saletarum. — 1762, hospes Petræ-Castri, ubi obiit 13 septembris 1777.

207. D. Benoît Pichot. — De Pont-de-Vaux, en Bresse. — Profès de la chartreuse de Seillon, le 14 avril 1732. — Vicaire de la chartreuse de Seillon. — **1754** *In domo Allionis :* Et D. Benedictus Pichot, vicarius, vadat ad domum Vallissanctæ. — Hôte à La Valsainte, les 8 et 29 juillet, le 2 août 1759 (A C F. Valsainte, v 185, 186). — Mort coadjuteur à la chartreuse d'Aillon, en novembre 1765 (D. Bulliat, *Seillon*, p. 317).

208. D. Joseph Fauconnet. — Né à La Chaux-Neuve, diocèse de Besançon, en Franche-Comté. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 octobre 1724. — Sacristain à La Valsainte, les 8 et 29 juillet, le 2 août **1759** (A C F. Valsainte, v 185, 186). — 1763. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Joseph Faucont (*sic*), sacrista, vadat ad domum Vallisclusæ, ibique exerceat idem officium. — Hôte à la chartreuse du Reposoir, en 1780. — Mort en décembre 1785.

209. D. François Lardet. — Né le 13 avril 1721 à Cluny, diocèse de Mâcon, en Bourgogne (Burnier, *op. cit.*, p. 47). — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon. — Vicaire à La Valsainte, les 8 et 29 juillet et le 2 août **1759** (A C F. Valsainte, v. 185, 186). — Hôte à la chartreuse de Pomier, le 18 mai et le 29 octobre 1763 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 233). — Hôte à la chartreuse de Pierre-Châtel, en 1770. — Hôte à la chartreuse de Pomier, le 8 février 1776 et le 2 mai 1778 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 236 et 237). — Hôte à la chartreuse de Sélignac, déclare « vouloir rester dans son Ordre », le 29 mai 1790 et le 22 juillet 1791 (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 322, 335, 553). — Expulsé de Sélignac, le 1er octobre 1792 (*Ibid.*).

210. D. Pierre Garin. — Né le 27 juin 1730 à Bulle, canton de Fribourg. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 août 1753. — Hôte à La Valsainte, les 8 et 29 juillet et le 2 août **1759** (A C F. Valsainte, v. 185, 186). — 1767. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Petrus Garin vadat ad domum Repausatorii, prout petit. — Hôte à la chartreuse d'Aillon, en 1769. — Hôte à la chartreuse de Sélignac, en 1773. — Part pour la chartreuse de Bonlieu, le 31 mai 1778 (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 551). — Hôte à la chartreuse d'Arvière, en 1783. — Sort de cette maison et de l'Ordre, en juillet 1790. — Mort à Bulle, le 6 septembre 1791.

211. D. Bruno Rochet. — Né le 10 décembre 1731 à Genevray, en Franche-Comté (Burnier, *op. cit.*, p. 48). — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 août 1753. — **1760.** *In domo Sancti-Hugonis :* Et D. Bruno Rochet vadat ad domum Vallissanctæ. Hôte à la chartreuse de Pomier, le 18 mai et le 29 novembre 1763 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 233). — 1765. *In domo Pomerii :* Et D. Bruno Rochet vadat ad domum Partis-Dei, ibique exerceat officium vicarii. —

Il fut en même temps confesseur de la communauté. — En 1766, il y est nommé coadjuteur. — 1767. *In domo Partis-Dei :* Et D. Bruno Rochet, coadjutor, exerceat officium procuratoris. — Envoyé comme hôte à la chartreuse du Reposoir, en 1769. — Vicaire de la même maison, en 1771. — Rentre à la chartreuse du Val-Saint-Hugon, en 1776. — Expulsé de cette maison avec toute la communauté, par décret du Conseil général du département du Mont-Blanc, en date du 18 mai 1793, on ignore ce qu'il devint (Burnier, *op. cit.*, p. 225 et 237).

212. D. François Daidet. — **1761.** *In domo Vallissanctæ :* Et D. Franciscus Daidet, vicarius, vadat ad domum Pomerii.

213. D. François Deléglise, Déglise et **Léglise.** — **1761.** *In domo Partis-Dei :* Et D. Franciscus Léglise, sacrista, vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium vicarii. — D. François Deléglise, procureur à La Valsainte, le 13 octobre 1769 et le 14 juillet 1770 (A C F. Part-Dieu, g 159). — Procureur à la chartreuse du Reposoir, en 1776. — Voir le n° 212 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

214. D. Joseph Mercier. — Né le 20 octobre 1715 à Besançon, en Franche-Comté (Burnier, *op. cit.*, p. 47). — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon. — Procureur à la chartreuse de Sélignac, en **1761** (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 545), transféré probablement alors à La Valsainte, au même titre. — 1763. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Joseph Mercier, procurator, vadat ad domum Arveriæ, ibique exerceat idem officium. — 1780. Obiit D. Joseph Mercier, professus domus Sancti-Hugonis, hospes in domo Vallisclusæ.

215. D. Hugues Déage. — Né à Cornier, en Haute-Savoie, le 30 août 1710 (Burnier, *op. cit.*, p. 44). — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 25 février 1740 (*Ibid.*). — Hôte à la chartreuse d'Aillon. — Sacristain à la même chartreuse, de 1749 à 1759. — Hôte à la chartreuse du Reposoir, en 1759. — **1762.** *In domo Repausatorii :* Et D. Hugo Déage vadat ad domum Vallissanctæ. — Envoyé à La Part-Dieu, le 29 septembre 1766, il y meurt le 4 janvier 1767 (Burnier, *op. cit.*, p. 44).

216. D. André Guyot. — Né le 5 octobre 1710, à Douvaine, en Chablais, Haute-Savoie. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 27 juillet 1731. — Ordonné prêtre, le 24 août 1735. — Sacristain à la Grande-Chartreuse. — Vicaire à la chartreuse de Pomier, en 1741. — Procureur dans la même maison, de 1750 à 1752 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 221). — Envoyé par le Chapitre général de 1760 à la chartreuse d'Arvière, en qualité de procureur. — Nommé procureur de La Valsainte, en **1763.** — 1766. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Andreas

Guyot, procurator, vadat ad domum Portarum, ibique exerceat officium coadjutoris. — Le 2 janvier 1781, il échange la charge de coadjuteur contre celle de courrier, dans le même monastère, où il meurt le 10 janvier 1787.

217. D. Raphaël Comte. — Né à Lyon, le 15 mars 1736. — Profès de la chartreuse de Seillon, le 21 novembre 1758. — Sacristain à La Valsainte, en **1765.** — Vicaire à La Valsainte, le 13 octobre 1769 et le 14 juillet 1770 (A C F. Part-Dieu, g 159). — 1772. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Stephanus Comte (*sic*), vicarius, vadat ad domum Pomerii, ibique exerceat officium sacristæ. — 1773. *In domo Pomerii :* Et D. Raphaël Comte vadat ad domum Partis-Dei. — Voir la suite au nº 223 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

218. F. André Masson. — Donné de la Grande-Chartreuse, dépensier et « omnis homo » (factotum ?) à La Valsainte, en **1765** *(Etat de la communauté* à cette date et dont je ne connais que cet extrait). — 1775. Obiit Fr. Andreas Masson, donatus Cartusiæ, hospes in domo Vallissanctæ.

219. D. Didier Picard ou **Picquard.** — D. Didier Picquard, de Commercy, en Lorraine, profès, en 1726, de la chartreuse de Bosserville, près de Nancy *(Etat du Personnel* de cette maison, ms. grand in-folio, à la chartreuse de Pleterje, en Slovenie, Yougoslavie, p. 3). — **1767.** *In domo Repausatorii :* Et D. Desiderius Picard vadat ad domum Vallissanctæ. — Hôte à La Valsainte, le 13 octobre 1769 et le 14 juillet 1770 (A C F. Part-Dieu, g 159). — A la suppression de cette maison, le 1er septembre 1778, il se rendit à La Part-Dieu, où il mourut le 15 juillet 1781 (*Nécrologe* de La Part-Dieu). — 1782. Obiit D. Desiderius Picard, professus et antiquior domus Nanceii, hospes in domo Partis-Dei.

220. D. Anthelme Auduy. — Né le 8 décembre 1738 à Guillestre, diocèse d'Embrun, Hautes-Alpes. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 8 septembre 1759. — Hôte à La Valsainte, en **1768.** — D. Anthelme Audoüy, sacristain à La Valsainte, le 13 octobre 1769 (A C F. Part-Dieu, g 159). — Part de La Valsainte pour la chartreuse d'Arvière, en 1770, avant le 14 juillet. — Hôte à la chartreuse de Pierre-Châtel, la même année 1770. — Hôte à la chartreuse de La Sylve-Bénite, en 1773. — Coadjuteur à la même maison, en 1774. — Procureur à la chartreuse de Sélignac, en 1778. — Retourne au Val-Saint-Hugon, le 13 mai 1779 (D. Bulliat, *Sélignac*, p. 552). — Coadjuteur à la chartreuse de Montmerle la même année 1779. — Procureur à la chartreuse de Pomier, en 1783. — Rentre à la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 8 mars 1788. — On ignore ce qu'il devint après la suppression de sa maison de profession, à la fin de mai 1793.

221. D. Claude Palluis. — Né à Lyon, le 17 mai 1740. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 6 octobre 1761. — Envoyé comme hôte à la chartreuse d'Aillon. — **1768.** *In domo Allionis :* Et D. Claudius Palluis vadat ad domum Vallissanctæ. — Hôte à La Valsainte, le 13 octobre 1769 et le 14 juillet 1770 (A C F. Part-Dieu, g 159). — 1772. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Claudius Palluis vadat ad domum Partis-Dei. — 1773. *In domo Partis-Dei :* Et D. Claudius Palluis vadat ad domum Allionis. — Il revint, on ne sait à quelle date, à La Part-Dieu. — 1782. *In domo Partis-Dei :* Et D. Claudius Palluis vadat ad domum Pomerii, ibique exerceat officium vicarii. — 1786. *In domo Pomerii :* Et D. Claudius Palluis, vicarius, vadat ad domum Partis-Dei, ibique exerceat officium vicarii. — Le 12 octobre 1787, il est nommé coadjuteur à la chartreuse de Portes. — En septembre 1789, on l'envoie comme procureur à la chartreuse de Meyriat. — Expulsé de cette maison par la Révolution française, il revient à la chartreuse de Pomier (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 22). — Obligé d'évacuer cette maison le 17 mars 1793, il se rend à la chartreuse d'Aillon, qu'il doit quitter le 10 avril (*Ibid.*, p. 281, 283). — Il s'exile la même année 1793 en Italie et se réfugie dans l'obédience de Banda, dépendance de la chartreuse de Collegno, près Turin, elle-même supprimée quelques années plus tard ; puis on le perd de vue.

222. D. Marie Gonnet. — De La Part-Dieu, où il avait été envoyé par le Chapitre général de 1767, il vint à La Valsainte en 1768 ou 1769. — Hôte à La Valsainte, le 13 octobre **1769** et le 14 juillet 1770 (A C F. Part-Dieu, g 159). — 1772. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Maria Gonet vadat ad domum Ripaliæ. — Voir le n° 216 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

223. D. Jérôme Philippes La Pallud ou **de La Pallud.** — D. Hieronimus Philippes La Pallud (*sic*), natus Gratianopoli (à Grenoble, en Dauphiné), 21 septembris 1733. — Professus Cartusiæ, 6 octobris 1756. — 16 septembris 1766, hospes domus Pomerii. — **1770.** *In domo Pomerii :* Et D. Hieronimus de La Palu vadat ad domum Vallissanctæ, ibique exerceat officium sacristæ. — D. Jérôme Philippes Lapalud, sacristain à La Valsainte, le 14 juillet 1770 (A C F. Part-Dieu, g 159). — 1771. *In domo Vallissanctæ :* Et D. Hieronimus de La Pallud, sacrista, vadat ad domum Sylvæ-Benedictæ. — 1773, sacrista ibidem. — 28 octobris 1780, hospes Sellionis, usque ad 1ª aprilis 1791, quâ exiit ab Ordine. — Le 20 juin 1790, il avait déjà répondu à la municipalité de Bourg-en-Bresse que son intention était de quitter la maison (D. Bulliat, *Seillon*, p. 248).

224. D. Claude de Lorme ou **Delorme.** — Né à Lyon, le 15 juin 1740. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 6 octobre 1760. — Sacristain à

La Valsainte, le 5 mai **1771.** — Envoyé comme hôte à la chartreuse de La Sylve-Bénite, le 9 mai 1778. — Sacristain à la chartreuse de Pierre-Châtel, au Chapitre général de 1780. — Hôte à la chartreuse de Pomier, au Chapitre général de 1781. — Hôte à la chartreuse d'Aillon au Chapitre général de 1782. — Sacristain de la même maison, le 17 septembre 1783. — Envoyé comme hôte à la chartreuse de Seillon, le 20 novembre 1789, arrivé le 1er décembre. — Le 20 juin 1790, interpellé par la municipalité de Bourg-en-Bresse, sur son intention de quitter la maison ou de continuer la vie commune, il répondit que son intention était de se retirer (D. Bulliat, *Seillon*, p. 248). — L'année suivante, à une nouvelle demande, il répond par écrit : « Monsieur, c'est pour obéir à la loy que j'ay l'honneur de vous envoyer un extrait de baptistaire et mon acte de profession ; déclare que vues toutes les circonstances, je ne veux pas mener la vie commune ; remercie pour l'humanité qu'on a bien voulu exercer envers cette maison. Seillon le 22 janvier 1791. f. Claude Delorme, prêtre Chartreux. » (*Ibid.*, p. 257). — Le 20 mai suivant, comme il y avait quelque espoir de conserver la chartreuse de Seillon à l'Ordre, les seize religieux déclarent à l'unanimité vouloir rester afin de continuer la vie commune, même D. Claude Delorme (*Ibid.*, p. 272). — Le *Catalogue* français *des profès de la Grande-Chartreuse* dit que D. Claude Delorme sortit de l'Ordre en mai 1791. D'après ce qui précède, ce serait après le 20 et en conséquence d'un brusque changement d'avis. D. Bulliat n'en souffle mot. Il se contente d'écrire, p. 274 : « Le 29 sept. 1792, nos Pères de Seillon quittèrent leur monastère. »

225. D. Jérôme Sadde. — Né à Montpellier, en Languedoc, le 7 mars 1716. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 6 octobre 1739. — Hôte à la chartreuse de Lyon, le 1er juillet 1746. — Coadjuteur à la chartreuse de La Sylve-Bénite, le 23 janvier 1751. — Procureur de la même maison, le 22 juillet 1768. — Coadjuteur à La Valsainte, en **1771.** — Second coadjuteur à la chartreuse de Lyon, le 28 octobre 1773, puis procureur de cette maison. — Hôte à la chartreuse de Sélignac, en 1780. — Expulsé d'on ne sait quelle chartreuse par la Révolution, il mourut à Montpellier dans sa famille, en février 1798.

226. D. Claude Buisson. — De sacristain à la chartreuse de Pomier, il vient à La Valsainte, en **1772,** comme vicaire, fonction qu'il exerça pendant 6 ans, jusqu'au 1er septembre 1778, jour de la suppression du monastère. — Il est alors vicaire de La Part-Dieu. — Voir le nº 230 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

227. D. Arsène Grellet. — Né à Limoges, le 22 juillet 1717. — Profès de la Grande-Chartreuse, le 6 octobre 1738. — Hôte à la chartreuse de Lyon, le 1er juillet 1745. — Coadjuteur à la chartreuse des

moniales de Salettes, en 1762. — Procureur de la chartreuse d'Arvière, le 23 août 1766. — Procureur de la chartreuse de Meyriat, le 15 septembre 1770. — Procureur de la chartreuse de Bonlieu, le 20 février 1773. — Procureur de La Valsainte, le 4 février **1775,** jusqu'au 11 septembre 1778, jour auquel, après avoir réglé les dernières affaires de la remise du monastère et de ses biens avec le commissaire du gouvernement de Fribourg, il se retira à La Part-Dieu, où il fut immédiatement coadjuteur jusqu'à sa mort, le 23 décembre 1796. — 1797. Obiit D. Arsenius Grellet, professus et antiquior Cartusiæ, coadjutor domus Partis-Dei, qui 60 annis laudabiliter vixit in Ordine.

228. D. Etienne Crusillat. — **1775.** *In domo Repausatorii* : Et D. Stephanus Crusillat vadat ad domum Vallissanctæ. — En 1777, après le mois de mai on le renvoie à La Part-Dieu, qu'il avait déjà habitée et où il mourut. — Voir le n° 217 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

229. D. Jean-Claude Francoz. — Né le 22 juin 1746 à Arith, dans les Bauges, en Haute-Savoie. — Profès de la chartreuse du Val-Saint-Hugon, le 2 juillet 1768. — **1775.** *In domo Sancti-Hugonis* : Et D. Joannes-Claudius Francos vadat ad domum Vallissanctæ. — Au 1er septembre 1778, jour de la fermeture de La Valsainte, il se rendit à La Part-Dieu, où il exerça l'office de sacristain. — 1782. *In domo Partis-Dei* : Et D. Joannes-Baptista Francoz (*sic*), sacrista, revertatur ad domum Sancti-Hugonis, ibique exerceat idem officium sacristæ. - En 1785, il est envoyé comme sacristain à la chartreuse de Ripaille. - - La même année, il est déjà changé de maison et envoyé en qualité de vicaire à la chartreuse du Reposoir. — Le 18 juin 1788, on lui ordonne d'aller remplir les fonctions de coadjuteur à la chartreuse d'Aillon. — Il est obligé d'abandonner cette maison vers la mi-avril 1793 (Chanoine Rannaud, *op. cit.*, p. 283). — En 1794, il se réfugie à La Part-Dieu, mais avant novembre 1798 on ne l'y trouve plus. Il a sans doute dû se retirer dans une autre chartreuse étrangère pour faire place à de plus vieux émigrés, ou bien fuir comme beaucoup d'ecclésiastiques exilés, devant l'invasion des armées révolutionnaires françaises.

230. D. Brunot Moret. — De La Part-Dieu, où il était hôte depuis l'année 1769, il dut venir à La Valsainte vers **1775,** et lorsqu'on supprima ce monastère, le 1er septembre 1778, il retourna habiter La Part-Dieu. — Voir le n° 219 des *Chartreux de La Part-Dieu.*

Fin du Catalogue des Chartreux de La Valsainte.

Disentis als römisches Kloster.

Von Iso MÜLLER.

Das benediktinische Mönchtum war durch die karolingische Kulturarbeit wie durch die Einfälle der Normannen und Sarazenen in seiner Entwicklung gehemmt worden. Viele Klöster waren verlottert und das heitere Treiben der St. Galler Mönche, wie es uns etwa die im Kolorit und Ton zutreffenden Schilderungen des Dichtermönches Ekkehard IV. († c. 1060) in seinen casus S. Galli (vgl. cap. 36) zeichnen, war nachgerade für manches Kloster typisch. Doch lebten anderseits die Reformideen Benedikts von Aniane († 821) wieder auf und feierten in dem 910 gegründeten burgundischen *Kloster Cluni* ihre Verwirklichung. Cluni und die cluniazensischen Ideale beherrschten durch volle zwei Jahrhunderte hindurch das Benediktinertum.[1] 933 entstand im alten Kloster Gorze in Lothringen ein neuer Reformherd und hinwiederum aus diesen Landen stammen die beiden Gründer von *Einsiedeln*, die Straßburger Domherren Benno und Eberhard, die um 934 an der Stelle, wo einst vor 70 Jahren der Eremit Meginrat gehaust hatte, ein eigentliches Kloster errichten. Diese Zelle im finstern Walde blühte besonders auf, nachdem Gregor (964/996) den Abtstab in die Hand genommen hatte. Um die Jahrtausendwende regieren in *Pfävers* auch drei Äbte, die aus Einsiedeln stammen, nämlich Abt Hartmann, Eberhard und Gebene. Und von Pfävers aus erobert die Reformidee weiter die Ufer des jungen Rheins durch die beiden von Einsiedeln postulierten Disentiser Äbte *Adelgötz* und *Otker*. Durch diese sind jedenfalls die Einsiedler Gewohnheiten (Consuetudines) nach Disentis gekommen.[2]

Auch die Cluniazenser selbst haben ihre Ideale weithin verbreitet, sodaß so vielleicht auf direktem Wege die Wellen des französischen Mönchtums nach Disentis gelangt sind. In der Normandie wie in der

[1] *Berlière U.*, L'ordre monastique des origines au XII^me^ siècle. Paris 1924, p. 188-310; *Hilpisch Stephan*, Geschichte des benediktinischen Mönchtums. 1929. S. 133-155.

[2] *Müller Iso*, Disentis im XI. Jahrh. Studien und Mitteilungen O. S. B. 50 (1932) 194-224.

Provence, in Aragon wie in Kastilien, in der Lombardei wie in Latium haben sie klösterliche Reformherde angefacht. Des öfteren haben die Äbte von Cluni römische Reisen unternommen, ja Abt Majolus († 994) und Odilo († 1048) zogen fast regelmäßig mit den deutschen Kaisern nach Italien. *Abt Majolus*, der der Tiara nahe stand, nahm seinen Weg 967 nach Italien *über Chur*. Kurz vor dem Osterfest, das damals auf den 31. März fiel, war er in Chur und am 16. Juli in Pavia. Ob er über den Septimer oder den Lukmanier gegangen ist, wissen wir nicht. [1]

Disentis selbst hat nicht nur Reformmönche bekommen, es hat auch solche weitergegeben. 1075/1082 war der *Disentiser Propst Uodalricus Abt in Muri*. Zwar wurde er nicht benediziert und verließ Muri wieder. Die Reform hatte hier nämlich andere Ziele. Disentis war bis 806 bischöflich-königliches Kloster gewesen, um dann als eigentliches königliches Kammergut zu gelten. Hingegen waren die deutschen Klöster, allen voran *Hirsau*, meist von einem Eigenkirchenherren, dem weltlichen Stifter des Klosters, abhängig. Wollten nun diese Klöster ganz nach der Mönchsreform leben, dann mußte zuerst das germanische Eigenkirchenrecht zu Falle gebracht werden. Das haben die Hirsauer, diese deutschen Cluniazenser von mehr herb-asketischer denn liturgisch-feiner französischer Art, erreicht. Mit der gleichen schneidenden Stoßkraft, mit der Wilhelm von Hirsau focht, unternahm Muri den Kampf gegen den Eigenkirchenherrn, und gerade im Jahre 1082, in welchem Muri Reformabtei wird, verließ unser Disentiser Abt Uodalricus die Murenser Abtszelle. Was Graf Adalbert von Kalw Hirsau geben mußte, freie Abts- und Vogtswahl, mußte auch Graf Werner von Habsburg seinen Murensern zugestehen. [2] Die viel umstrittenen Acta Murensia haben Uodalricus nicht ganz unparteiisch beurteilt. [3] Sie werfen ihm auch vor, er habe sich wieder nach seinen alten Consuetudines in Disentis gerichtet (cepit secundum priorem conversationem suam non tam regulariter vivere sicut decebat). Vielleicht mochte es dem Disentiser Abt an Verständnis für die Lage Muris gefehlt haben. *Disentis* war nicht Hirsauer Reformkloster, sondern blieb *isoliert* und jeder festen Kongregationsbindung ferne. Was Disentis nötig hatte, war die neue libertas der Exemtion, wie sie die Cluniazenser anstrebten, nicht die alte von den Hirsauern erkämpfte libertas, d. h. Freiheit vom Eigen-

[1] *Sackur Ernst*, Die Cluniazenser 1 (1892) 222 ; 2 (1894) 443, 541.

[2] *Waas Adolf*, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 2 (1923) 12-25.

[3] Quellen zur Schweizer Geschichte, 3 (1883) 31, ed. M. Kiem ; dazu vgl. Studien u. Mitteilungen O. S. B. 50 (1932) 214.

kirchenherrn.[1] Disentis wollte *römisches Kloster* im *Sinne der neuen libertas* werden, es ist im Wellenschlage kluniazensischer Ideen, wie alle damaligen Klöster.

Bevor wir auf diesen Exponent der Reformbewegung eingehen, möchten wir noch aus dem Disentiser liturgischen Sammelband aus der Mitte des XII. Jahrhunderts, Cod. Sang 403, S. 108, eine Strophe zitieren, die deutlich den Zusammenhang mit dem Reformgeist offenbart. Sie stammt aus einem Hymnus zum hl. Nicolaus, dessen Verehrung besonders durch die Cluniazenser weithin verbreitet wurde. Doch stellte dieser Hymnus auch ein universelles Schema für beliebige Heilige vor, deren Namen im ersten Verse eingefügt wurden. Er findet sich in mehreren Codices des XII. Jahrhunderts.[2] Die zweite Strophe lautet :

Juva nutantem ordinem monachicum,
succurre clero et gementi populo,
principes doce sectari iustitiam
et symul totam sustenta ecclesiam.

Dieser Codex, Sang. 403, stellte eine hohe *liturgische Kultur* dar, die hoffentlich bald von fachmännischer Seite ins Licht gestellt wird.[3] Er paßt gut in die Zeit, da in Cluni unter Abt Hugo († 1109) die Mönche kaum eine halbe Stunde vom Chordienste frei waren.[4] Doch bilden anderseits die kleinen Lektionen wieder einen Gegensatz zum westlichen Cluni. Es scheint hier oberitalienischer Einfluß vorzuliegen, der über den Lukmanier her gewandert ist.[5] Die Benutzung eines ordo romanus zeigt die römische Orientierung des Klosters.[6]

Der ganz unverhältnismäßige Vorrang der Psalmodie vor den andern Arbeiten sowie die große Prunkliebe der Cluniazenser haben Veranlassung gegeben, daß von *Citeaux* aus seit 1098 wieder die alte

[1] *Schreiber Georg*, Kurie und Kloster im XII. Jahrh., 1 (1910) 65 (= *Stutz U.*, Kirchenrechtliche Abhandlungen, Heft 65).

[2] *G. M. Dreves*, Analecta Hymnica medii aevi, Bd. 52, S. 75.

[3] Disentis besitzt eine phototypische Kopie desselben.

[4] *Hilpisch Stephan*, Geschichte des benediktinischen Mönchtums, 1929, S. 187.

[5] *Bäumer Suitbert*, Geschichte des Breviers, 1895, S. 279, 335-336.

[6] Cod. Sang. 403, S. 352 eine rote Rubrik : Clama sic incipitur ut antiphona vigiliam natalis domini finiatur. Nam illi male dicunt, qui putant, quod in quatuor temporibus debeat incipi, sed romanus ordo praecipit, quod supradicto modo sic debeat cantari. Es dürfte vielleicht der Ordo romanus XI gemeint sein, der zwischen 1128/43 entstanden ist. *Migne*, Patrologia latina, 78, col. 1035 A.

Einfachheit und Handarbeit betont wurde. Bernhard von Clairvaux hat der neuen Gründung der weißen Mönche Geist und Glanz verliehen. Sogar manche stolze, alte Abtei der schwarzen Benediktiner hat die neue Regel adoptiert. In *Chur* hat *Bischof Adalgott* (1151/1160), ein *Zisterzienser*, den Geist eines hl. Bernhard verbreitet.[1] Man hat auch neuerdings an der Churer Kathedrale bauliche Gepflogenheiten desselben Ordens nachgewiesen.[2] Somit strebt Chur nach Cisterz, Disentis aber nach Cluni hin. Es ist nämlich erst eine Kombination des XVII. Jahrhunderts, die Adalgott, den Churer Zisterzienser-Bischof, mit Disentis in Beziehung bringt und ihn endlich mit dem Einsiedler Reformabt Adalgott, der um das Jahr 1000 in Disentis regierte, identifiziert.[3] Disentis verzichtete auf die Vorteile von Citeaux, wie z. B. auf die Laienbrüder, die die Besitzungen selbst bewirtschafteten. Darum ist es im XIII. Jahrhundert diesem Paßkloster am Lukmanier auch so schlecht ergangen.[4]

Cluni war 910 gegründet und schon bald unter die direkte Gewalt des Nachfolgers Petri gestellt worden, wie sich ja schon die iroschottischen Mönche von Bobbio 628 von der Jurisdiktion des Bischofs ihrer Diözese eximieren ließen. Cluni wurde unter Rom gestellt, um dessen Schutz, nicht dessen Herrschaft zu erhalten, so eine Urkunde von 927 (apostolicae sedi ad tuendum, non ad dominandum). Dafür hatte das Kloster einen Recognitionszins zu zahlen. Die *Schutzprivilegien und Exemtionen* lassen sich seit der Mitte des IX. Jahrhunderts in steigender Zahl nachweisen. Für die Reform ist die Anrufung des päpstlichen Schutzes in hohem Grade bezeichnend. Die reformfreundlichen Coenobien wollten sich zum vorneherein durch möglichst starke Privilegien schützen und deshalb waren ihre Interessen von Anfang an mit denen des römischen Stuhles verknüpft. Cluni ist allerdings nur ein Teil der Reform, aber deren wichtigster. Im Mönchtum selbst wurde gegen Privatbesitz, Laienkleidung und Fleischgenuß Sturm gelaufen und das gemeinschaftliche Leben wieder betont, zugleich wurden große Kreise kirchlichen Gesichtspunkten wieder zugänglich gemacht.[5]

[1] Vgl. *Mayer J. G.*, Geschichte des Bistums Chur, 1 (1907) 207-213. Die Regierungsdaten sind gesichert durch das Necrologium Curiense, ed. Juvalt (1867), S. 13, 99.

[2] Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 32 (1930) 170-173.

[3] *Müller Iso*, Disentis im XI. Jahrhundert. Studien und Mitteilungen O. S. B., 50 (1932) 196.

[4] Jahresbericht d. historisch-antiquar. Ges. v. Graubünden, 41 (1911) 9-14.

[5] *Sackur*, 1 (1892) 41-43, 270-273; 2 (1894) 448-449.

Die Klöster strebten danach, den *Papst an die Stelle des Bischofs* zu stellen und haben oft auch geradezu den einen gegen den andern ausgespielt. Hatte schon Papst Silvester II. (999/1003) das Wohl der römischen Kirche mit der Blüte Clunis in Beziehung gebracht, so zeigte die folgende Entwicklung ein immer stärkeres Verschmelzen der Interessen des Mönchtums und des Stuhles des hl. Petrus. In der Roma aeterna stieg das Gefühl auf, daß die wahren Vorkämpfer für die christlichen Ideale die Mönche seien. Diesen Gesichtspunkt brachte Heinrich II. zum Ausdruck, als er den Cluniazensern den ihm von Papst Benedikt VIII. überreichten Reichsapfel zum Geschenk machte. Das französische Hauptkloster wurde eben als der Mittelpunkt der kirchlichen Bewegung angesehen. Und dieses Cluni selbst verdankte seinen Glanz wiederum neben der Persönlichkeit seines ersten Abtes Odo dem Anschlusse an den römischen Stuhl. Die Reform gipfelte dann in den Ideen und der Persönlichkeit Gregors VII. (1073/1085). Und als der Investiturstreit durch das Wormser Konkordat von 1122 beendet war, ging die Kirche der Zeit entgegen, in der unter Innozenz III. (1198/1216) die äußere Machtentfaltung des Papsttums den Höhepunkt erreichte. Da war päpstlicher Schutz mehr wert denn ein königliches Dokument.[1] Und wie stand es mit dem königlichen Schutze für Disentis ?

Bis jetzt hatte sich Disentis gegen alle etwaigen Angriffe von Bischöfen oder weltlichen Großen in den Schutz des Königs gestellt. Wahrscheinlich schon seit dem 8. Jahrh., sicher nach 806 königliches Eigenkloster geworden, hatte es 960 von Otto I. die freie Abtswahl sich zusichern lassen, die dann Otto II. 976 wieder bestätigte, ebenso Otto III. 993. Das letztere Diplom ist überhaupt eine allgemeine Bestätigung des Besitzes, die der Immunität gleichkommt. Seit Mitte des IX. Jahrhunderts sind Königsschutz und Immunität auch identisch. *Disentis* wurde wirklich als *königliches Eigenkloster* betrachtet. Das ergibt sich daraus, daß Heinrich II. es 1020 wie sein eigenes Kammergut an die bischöfliche Kirche von Brixen verschenkte. 1048 hat es dann Heinrich III. in die frühere Reichsunmittelbarkeit versetzt. Er sagt ausdrücklich, das Kloster sei « in pristinam libertatem et ius regni » restituiert. Diese Immunität wurde noch 1112 von Heinrich V. bestätigt, um aber 1177 durch eine Einverleibung mit Brixen doch wieder aufgehoben zu werden. Die Gunst der sächsischen Ottonen war dem

[1] *Sackur*, 1 (1891) 271 ; 2 (1894) 84-89, 437-449.

Kloster ohne Zweifel eine Stütze. Allein die Vereinigung mit Brixen, die der letzte der Sachsen, Heinrich II., vornahm und die dann die Salier Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V. wiederholten, machten den königlichen Schutz mehr denn illusorisch. Disentis wurde zum Spielball in der Hand des Kaisers, der es je nach Belieben zur Stärkung seiner Parteigänger benutzte. Abt Udalricus wird nicht Unrecht gehabt haben, wenn er 1048 gegenüber Heinrich III. betonte, Disentis sei durch dieses Verfahren fast ganz heruntergekommen (pene ad nihilum redactam).[1]

Es ist nur zu verständlich, wenn man sich nach einem andern, stärkern Schutz, als es der königliche war, umsah. Diesen fand man in dem Papste. Dessen Sitz war weit entfernt und daher nicht in der Lage, ein privates Eigentumsrecht über die Klöster auszuüben. Zugleich besaß er die stärkste und umfassendste Disziplinargewalt. Disentis mußte sich, insbesondere nach dem Wormser Konkordat von 1122, das wenigstens einen theoretischen Sieg bedeutete, an den römischen Stuhl wenden, wenn es unabhängiger werden wollte. In der Tat hat Papst *Honorius II.* (1124/1130), der hervorragende Verdienste um das Wormser Konkordat hatte, durch eine *Bulle von* 1127, Januar 23, das Stift unter seinen *apostolischen Schutz* genommen.[2] Ferner wurden dessen Freiheiten und Besitzungen bestätigt, dabei bemerkt, daß es auch den Äbten nicht erlaubt sei, die Güter des Klosters zu veräußern. Das freie Wahlrecht wird ebenfalls garantiert. Niemand soll in die

[1] *Müller Iso*, Die Anfänge von Disentis. Freiburger Diss. 1931, S. 144-151 ; *Dietze Heinrich*, Rätien und seine germanische Umwelt in der Zeit von 450 bis auf Karl d. Gr. Diss. Würzburg 1931, S. 254. Studien und Mitteil. O. S. B., 50 (1932) 200-212.

[2] Abschrift a. d. Anfang d. XVIII. Jahrh. in Cod. suppl. 383/32, f. 284 v, in Wien. Gedruckt bei *Thommen Rudolf*, Urkunden z. Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven, 1899, nr. 9, S. 6-7. Eine zweite Kopie in Ms. Rh. Hist. 6 in der Zentralbibliothek Zürich. Fuchs'sche Dokumentensammlung, S. 3-4. Die Varianten zur Wiener Kopie bei *Hoppeler-Müller*, Disentis im XIV. Jahrh. S. A. Bündnerisches Monatsblatt, 1932, S. 21. Eine dritte Kopie des XVIII. Jahrh. im Stiftsarchiv St. Paul in Kärnten, Ms. B. 61, Bd. II (1106/1198), XIX b. 61 b., fol. 50. Nach der Abschrift von P. Thiemo Raschl vom 22. Mai 1932 sind folgende Varianten zum Wiener Texte zu notieren : zu *Thommen*, S. 7, Zeile 3 : Waltere, Z. 4 : rationalibus, Z. 5 : auctore, Z. 8 : possedit, Z. 15 : tibi, Z. 17 : B. Benedicti, providerint, Z. 26 : existente, Z. 31 : Amen. Amen. Amen, Z. 33 : Datum, Armerici. Ein ausführliches Regest bringen die Lit. Dis., nr. 1, das bei *Mohr*, Cod. dipl. 1, 159, nr. 115, abgedruckt ist. Ebenfalls nur Regest *Eichhorn*, P. Ambros, Episcopatus Curiensis. St. Blasien, 1797, Cod. prob., S. 47, nr. 42. Siehe auch *Brackmann Alb.*, Helvetia Pontificia, Berlin 1927, S. 107.

Verhältnisse des Klosters eingreifen, jedoch mit der Klausel: *salva dioecesani episcopi reverentia*. Dieser letztere Zusatz beweist, daß es sich nicht um die volle Exemtion handelte, sonst würde gerade das Gegenteil davon stehen, nämlich salva sedis apostolicae auctoritate, wie es z. B. in einem Schreiben für das Kloster Reichenau heißt, welches Innozenz III. 1207 gab. [1]

Die Formel salva episcopi reverentia kommt im XII. Jahrhundert häufig vor. Sie ist hier nicht außerhalb des Dekretes, sondern innerhalb und am Schlusse der klösterlichen Besitzaufzählung angebracht, wie in andern Dokumenten: decernimus, ut ... omnia integra conserventur ..., usibus omnimodis profutura, salva dioecesani episcopi reverentia. Die Anwendung der Formel in dieser Stellung erfolgte, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, eben für die Klöster bischöflicher Obödienz. Darunter waren also nicht Rechte des Bischofs verstanden, die er bei exemten Klöstern hatte, wie das Recht der Darreichung pontifikaler Handlungen, auf den bischöflichen Zehnt- und Oblationenteil und andere temporale Ansprüche, sondern es handelt sich hier um ein ganz bischöfliches Kloster. In der Frühzeit des XII. Jahrhunderts waltete in der Kurie die Tendenz, bischöfliche Rechte zu achten und zu schützen. Entgegen der Klausel salva episcopi reverentia trat dann erst die andere auf: salva sedis apostolicae auctoritate — und zwar unter Alexander III. (1159/1181), der auch hier wieder als Jurist scharfe Grenzen zog — die als höchst wahrscheinliches Kriterium der Exemtion anzusehen sein wird. [2]

Da ferner in dieser Bulle von keiner tutela specialis die Rede ist, spricht das wiederum gegen die Exemtion. Dieses specialiter neigte sich zu Beginne des XII. Jahrhunderts dem Exemtionsinhalte zu, um allerdings erst wieder unter Alexander III. bewußt zum klassischen Ausdruck der exemten Rechtsstellung der Klöster erhoben zu werden. Da der Ausdruck jedoch wegen seiner zwitterhaften Vergangenheit belastet war, ersetzte Alexander III. die vorhandenen Ausdrücke der Exemtionsterminologie « specialiter » und « libertas » durch einen klaren unzweideutigen Terminus: nullo mediante. [3]

Durch die Bulle Honorius II. von 1127 war Disentis in die Tutela

[1] *Beyerle K.*, Kultur der Abtei Reichenau, München 1925, S. 448.

[2] *Schreiber Georg*, Kurie u. Kloster im XII. Jahrh., 1 (1910) 56-63 (= *Stutz U.*, Kirchenrechtliche Abhandlungen, Heft 65).

[3] *Schreiber*, l. c., 1 (1910) 47-56.

und Protectio des römischen Stuhles gekommen. Hatte es früher im X. und XI. Jahrhundert Schutz bei den Königen und Kaisern gesucht, so schloß es sich nun an den immer mehr an politischer Bedeutung gewinnenden Nachfolger Petri an. Diese Kommendation war noch kein privatrechtliches Verhältnis und das Kloster noch nicht päpstliches Eigenkloster. Reichskloster, also abbatia regalis zu sein und zugleich ein römisches Kloster zu bleiben, schloß sich, praktisch wenigstens, nicht aus. Umsomehr war dies der Fall, als nach dem Tode Friedrichs II. († 1250) das alte römische Reich deutscher Nation in die Brüche ging. Aber durch diesen päpstlichen Schutz wurde das Verhältnis zum Ordinarius keineswegs bestimmt, es gab auch nichtexemte Abteien mit römischem Schutze. So ist Disentis *Reichskloster mit römischem Schutze* und für letzteren zahlt es auch einen *Zins*.[1] Diese Zinszahlung datiert jedenfalls von der obgenannten Bulle von 1127. Als Cencio Savelli in Rom Kämmerer wurde, verfaßte er 1192/98 den *liber censuum*, ein Register der Einkünfte, Zinsen und Schenkungen an Rom bezw. den Lateran. Savelli bestieg dann als Honorius III. (1216/1227) den päpstlichen Stuhl. Unter der Liste : Ista sunt nomina abbatiarum et canonicarum regularium sancti Petri steht : Alemania : In Curiensi Fabariense, Disertinum.[2] Zunächst ist Pfävers vor Disentis genannt, da es schon 1116 unter päpstlichen Schutz kam.[3] Wie man aus der Bemerkung sieht, hat Rom kein allzugenaues Register geführt, sonst hätte auch Cencio sofort die betreffende Leistung angeführt. Aber zur Zeit des Konstanzer Konzils, als Martin V. am 11. November 1417 aus dem Konklave noch nicht als Papst hervorgegangen war, hat ein Conrad Hofflich, Chorherr zu St. Stephan in Konstanz und Unterzieher der Zinse und Einkünfte der apostolischen Kammer, von Abt Peter den seit vielen Jahren rückständigen Zins von einem jährlich zu entrichtenden Gulden gefordert, ja sogar den Abt bedroht, Rechtsmittel gegen ihn anzuwenden. Da aber Abt und Konvent und andere Zeugen eidlich aussagen konnten, daß der Zins seit Menschen Gedenken weder von der apostolischen Kammer selbst noch von dessen Einziehern je verlangt worden sei, so spricht Hofflich den Abt und das Kloster bezüglich der bis zum heutigen Tage verfallenen Zinsen frei

[1] *Schreiber*, I (1910) 32-47 ; *Göller E.*, Die Reichenau als römisches Kloster, siehe Kultur der Abtei Reichenau, 1925, S. 438-451.

[2] Liber censuum S. R. E., ed. Fabre-Duchesne, Paris 1910, S. 243 u. 246.

[3] *Brackmann A.*, Helvetia Pontificia, Berlin 1927, S. 114.

und quittiert ihn dafür. Diese Abmachung wurde in Chur am 19. Oktober 1417 vereinbart.[1]

Es ist wahrscheinlich, daß ein Gulden etwa der Zins war, den Disentis, seit es römisches Kloster geworden war, zahlen mußte. Es ist nämlich sicher, daß die päpstliche Kurie nie den Versuch gemacht hat, in Bestätigungsfällen den Zins zu erhöhen, wofür nur ein Fall bekannt ist. Der Papst zeigt hier echt mittelalterliche Auffassung. Auch wurde in der Praxis selbst der Zins nicht so scharf eingetrieben und von der Pflicht hierzu ohne allzu schwere Verbindlichkeiten enthoben. Ein gleicher Fall wie 1417 mit Disentis hatte sich schon zwischen Alexander III. und dem Abte Hugo von St. Fursy à Lagny ereignet, wonach der Papst auch nur « in quodam scripto librorum nostrorum » eine Zinspflicht der Abtei entdeckte, die er dieser mangels sonstiger schriftlicher Aufzeichnungen und jeder Erinnerung erließ, mit der Bemerkung, daß die römische Kirche niemals gewohnt gewesen sei, solche Leistungen zu verlangen, sondern mehr, um dieselben zu ersuchen (numquam consuevit exigere, sed potius rogare). Daß man von Disentis Geld und nicht Naturalleistungen erbat, ergab sich aus der fernen Lage. Naturalleistungen wären auch viel höher zu stehen gekommen. Der Normalzins war der jährlich bezahlte Byzantiner, der dem 1417 geforderten Gulden ziemlich entsprach.[2] Disentis wurde also nicht als besonders privilegiertes und begütertes Kloster angesehen, es war eben nur päpstlich geschütztes, nicht aber exemtes Kloster.

Den römischen Schutz, diese große historische Analogiebildung zum königlichen Schutze, mußte Disentis bald in Anspruch nehmen. 1154 hatte Barbarossa dem Kloster viele Besitzungen in der Lombardei geschenkt. Nachdem jetzt der Kampf Friedrichs I. mit Alexander III. sich zu Gunsten der geistlichen Gewalt entschieden hatte und da der Papst auch Landesherr in Italien war, wandte sich Disentis an den Nachfolger Alexanders III., an Papst *Lucius III.* (1181/85), der in *Verona* am 11. Januar 1185 die Besitzungen des Klosters bestätigte.[3]

[1] Litterae Disertinenses von Abt *Placidus Reimann*, c. 1650. nr. 61, S. 27 (Kopie Disentis) = *Stöcklin* († 1641), Brevis Chronologia, nr. 43 (Kopie Disentis).

[2] *P. C. v. Planta-Fürstenau*, Geld und Geldeswerte. Jahresbericht d. histor.-antiquar. Ges. v. Graubünden, 26 (1886) 18. Ganz anders gewertet ist Disentis in einem päpstlichen Taxenbuch des XV. Jahrh. (133 $^1/_3$ Gulden). Anzeiger f. Schweiz. Geschichte, 18 (1887) 55.

[3] Kopie des XVIII. Jahrh. in Zentralbibliothek Zürich, Ms. Rh. Hist. 6. Fuchs'sche Dokumentensammlung, S. 5, gedruckt bei *Mohr*, Cod. dipl. 1, 212-213, nr. 150. Ferner eine Abschrift in Wien von 1639 in Cod. 94, fol. 12, deren Varianten

Die besonders wichtigen oder gefährdeten Besitzungen in der Lombardei wurden mit Namen aufgeführt. Im Laufe des XII. Jahrhunderts war die namentliche Besitzesaufführung tatsächlich zum notwendigen Bestandteil des Schutzbriefes geworden. Da die betreffenden Güter einerseits in Streulage und vom Kloster selbst sehr weit entfernt waren, anderseits gerade die Benediktinersitze eine wirtschaftliche Krisis durchmachten, erklärt sich die Bestätigung von selbst. Während die Prämonstratenser und Zisterzienser mit ihren vielen Konversen die Güter selbst bewirtschafteten, waren die Benediktinerklöster leider vom Eigenbetrieb zum Rentenbezug übergegangen und so geriet manches alte Kloster in tiefe Verschuldung, wie z. B. St. Gillers, Nonatola, Moissac, während sich die Hospitaliter und Templer geradezu als ausgesprochene kapitalistische Institute, als finanzstarke Einrichtungen präsentieren konnten. Hinzu kam noch der stetig abnehmende Personalbestand der alten Klöster.[1] Disentis hatte 1254 noch drei Mönche und zwei unsichere Kandidaten.[2] Um der Veräußerungsgefahr von Seite des Abtes zu steuern, hatte schon das Privileg von Honorius II. von 1127 verboten, daß der Abt irgendwie Güter veräußere. Im XIII. Jahrhundert haben sich die Äbte aber an dieses Verbot nicht gehalten.

Auffallend ist, daß fast gerade 30 Jahre nach 1154 die päpstliche Bestätigung eingeholt wird. Freie Schenkungen waren nach germanischem Rechte widerruflich und deshalb hat ja auch die Kurie die Schenkungen immer speziell bestätigt. Wenn sich auch die juristische Schärfe und ihre Terminologie (tutela, protectio) in diesem Dokumente nicht finden, so will doch der Inhalt zweifellos der römischen Disertina den päpstlichen Schutz angedeihen lassen. Höchst wichtig in dieser Bulle ist die *Inkorporation der Pfarrkirche zu Brigels mit zwei Kapellen*, jener des hl. Eusebius in Brigels und jener des hl. Georg in Schlans. Hier müssen wir weiter ausgreifen.

Wir sahen, daß Disentis im X. Jahrhundert unter den Ottonen

zum Texte von Fuchs = Mohr notiert sind bei *Thommen*, Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven, Basel, 1 (1899) 17, nr. 21. Regest in den Lit. Dis., nr. 2, wonach Abt Peter von Pontaningen am 8. Juni 1402 dieses Dokument vidimieren ließ. Vgl. Helvetia Pontificia, ed. Brackmann, Berlin 1927, S. 107. Zur früheren Datierung auf 1184 sei bemerkt, daß der Papst in Verona urkundet vom 25. Juli 1184 bis 25. Nov. 1185; am 11. Januar 1184 ist er zu Anagni, wo er seit dem 22. Sept. 1183 bis zum 23. März 1184 urkundet. *Jaffé-Loewenfeld*, Regesta Pontificum Romanorum, 2 (1888) 484, nr. 15346.

[1] *Schreiber*, l. c., 2 (1910) 214-218, 240-248, 250-253.

[2] Acta Pontificum Helvetica, ed. Joh. Bernoulli, 1 (1891) 384, nr. 634.

sich der Immunität erfreute. Wir haben auch schon betont, daß Disentis wahrscheinlich auf Fiskalboden gegründet wurde, daß ihm, in gewissem Sinne als Rodungskloster, ein Teil des Oberlandes als Grundherrschaft zugewiesen wurde. Aus verschiedenen Gründen ist diese alte Immunitätsgrenze beim Russeinertobel zu suchen, wo noch die Trümmer der Festung Hohenbalken zu finden sind. Dieser Teil des Oberlandes ist auch ganz anders besiedelt ; er zeigt das reine Hofsystem, nicht das Dorfsystem. Das Russeinertobel ist auch rheinwärts hinunter der erste größere Einschnitt. Nach den dortigen Felsen nennt man das Gebiet rheinaufwärts, d. h. die drei Gemeinden Disentis, Medels und Tavetsch Sursassiala, das andere hingegen Sutsassiala. Die Sursassiala war also wohl des Klosters erstes Gebiet, das es vom Reiche erhalten hatte. [1]

Sehr früh mag zu diesem älteren und engen *Immunitätsbezirk* auch Ursern gekommen sein, da ja auch der dortige Kirchensatz von alters her dem Kloster Disentis gehörte. [2] Fedor Schneider gibt der Ansicht Raum, Ursern sei vermutlich schon unter Karl d. Gr. an Disentis gekommen, wie denn überhaupt die Karolinger wichtige Paßlandschaften ihren großen Reichsabteien anvertrauten. [3] Also in Ursern und Sursassiala war Disentis festgewurzelt. 1351 aber reichte das Disentiser Gebiet schon bis zur Ringgenberger Brücke. [4] Dieses Datum, 1351, scheint nur zufällig erst jetzt aufzutauchen, der zweite Immunitätsbezirk muß schon vor 1185 vollendet worden sein. In diesem Jahre nämlich werden eben Brigels mit seiner Pfarrkirche S. Maria und den Filialen St. Euseb und St. Georg in Schlans definitiv dem Kloster eingegliedert. Brigels bereitete wegen seiner isolierten Lage und der vielen Freien, die dort wohnten, der Angliederung an den Immunitätsbezirk der Abtei am meisten Schwierigkeiten. Besitzungen hatte das Kloster dort schon durch das Tellotestament von 765. Erst 1536 haben alle Brigelser Freien sich den Gotteshausleuten angeschlossen. [5] Fassen wir diese

[1] *Purtscher Frid.*, Studien zur Geschichte des Vorderrheintals im Mittelalter. Jahresbericht d. histor.-antiquar. Ges. v. Graubünden, S. A. Bd. 41 (1911) 11 ; *Müller*, Anfänge, l. c., 144-150 ; *Poeschel E.*, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930, S. 75, 244.

[2] *Hoppeler Robert*, Die Rechtsverhältnisse der Talschaft Ursern im Mittelalter. S. A. aus dem Jahrbuch für Schweiz. Geschichte, 32 (1905) 47.

[3] *Schneider Fedor*, Staatliche Siedlung im frühen Mittelalter in : Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Gedächtnisschrift f. G. v. Below, Stuttgart 1928, S. 43.

[4] *Bluntschli Johann Caspar*, Geschichte des Schweiz. Bundesrechtes, 2 (1875) 8.

[5] *Tuor Peter*, Die Freien von Laax, Chur 1903, S. 114-117 ; *P. N. Curti*, Die rätischen Kirchen des Stiftes Disentis. S. A. Bündnerisches Monatsblatt, 1921, S. 3-4. Siehe auch HBLS 2 (1924) 356-57 ; 6 (1931) 191. Hingegen handelt es

Bestimmung von 1351 als nur zufällig uns erst in diesem Jahre mitgeteilte Grenze des festeren und zweiten Immunitätsgebietes auf, so verstehen wir, warum der Abt von Disentis 1261 sein Gebiet beschrieb: a flumine Turzio usque ad crucem de Loco Magno.[1] Dieser Sturzbach ist der St. Petersbach mit Wasserfall, westlich von Obersaxen, d. h. Maierhof.[2] Der aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammende Ringgenberger Turm wird aber darum 1351 als Grenzpunkt für die Waffenhilfe genannt, weil er das geschlossene Immunitätsgebiet von Disentis gut begrenzt.[3] Brigels selbst ist von vielen Freien durchsetzt; darum galt Ringgenberg als feste Grenze; dann erscheint die Burg Fryberg bei Truns 1253 ebenfalls im Besitze des Klosters[4], während die erstere Burg in Händen war, die dem Kloster gut gesinnt blieben. So ist also hier bei der Ringgenberger Brücke die östliche Grenze für das geschlossene und bewehrte Disentiser Immunitätsgebiet zu suchen. Freie Abtswahl und Immunität, das waren die beiden Elemente, welche die Selbständigkeit des Klosters verbürgten. Ein weiterer Fortschritt zur Exemtion war nun diese Inkorporierung der Kirche in Brigels und zweier Filialkapellen.

Es handelt sich um eine incorporatio non plena, bei welcher nur die Einkünfte der Stellen dem Kloster zukamen, die Amtsbefugnisse aber einem Weltpriester zugewiesen werden mußten. Eine solche Einverleibung sollte die materielle Lage des Stiftes heben, gab aber indirekt auch auf geistlichem Gebiete manches Einspracherecht.

Den Mönchen war die Ausübung von *pfarrlichen Funktionen* verboten, so bestimmten noch römische Synoden von 1083, Autun 1094,

sich nicht um Brissago im Tessin, wie HBLS, 2 (1924) 358-59 angibt, sondern um Brigels. Vom Kloster aus gegründet konnten wohl nur die Kirchen der Sursassiala werden, die jenigen der Sutsassiala sind vermutlich bischöfliche gewesen.

[1] *Meyer Karl*, Blenio und Leventina von Barbarossa bis Heinrich VII., Luzern 1911, S. 45*.

[2] Siehe Karte im Anhange von *Hager P. K.*, Verbreitung der wildwachsenden Holzarten im Vorderrheintale (Kt. Graubünden), Bern 1916. Ebenso Topographischer Atlas der Schweiz (Siegfriedatlas), 1 : 50,000. Blatt 409.

[3] Die Geschlossenheit des Gebietes ist keineswegs vollkommen, da in dem nur eine gute Stunde von Disentis entfernten Somvix zahlreiche Freien sich befanden. *Tuor Peter*, Die Freien von Laax, Chur 1903, S. 109.

[4] Lit. Dis., nr. 4, S. 2 der Kopie des Stiftsarchives Disentis. *Potthast A.*, Regesta Pontificum Romanorum 2 (1875) 1242 nr. 15 089. Ferner: *P. A. Vincenz*, Die Burgen Fryberg und Ringgenberg bei Truns. S. A. Bündnerisches Monatsblatt, 1922, S. 24; *Poeschel Erwin*, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930, S. 74, 237, 241.

Poitiers 1100, Lateran 1123. Mit Erlaubnis des Bischofs waren jedoch die Mönche schon zu allen Zeiten seelsorglich tätig. Dagegen hat die Kurie im XII. Jahrhundert niemals seelsorgliche Rechte an die Mönche verliehen. Deshalb fehlt auch in diesem Dokumente von 1185 der Passus von 1154, wonach die Disentiser seelsorgliche Rechte in einer Kapelle in der Lombardei (S. Gall bei Somma Lombarda) mit Tauf- und Begräbnisrecht sich vom Barbarossa schenken ließen.[1] Vor dem XII. Jahrhundert war es der einen oder andern klösterlichen Eigenkirche möglich, sich zur vollberechtigten Pfarrkirche oder Taufkirche auszuwachsen, aber im XII. Jahrhundert ist dies so gut wie unmöglich.[2] So wurde auch nach allgemeinem Rechte die Pfarrei Engelberg von Weltpriestern, nicht von Mönchen regiert. Freilich, trotz dem Verbote von 1095 von Urban III., daß in Kirchen von Mönchen das Volk von einem Kaplan, der vom Bischof nach dem Rate der Mönche eingesetzt ist, pastoriert werden soll, haben die Mönche tatsächlich doch die Seelsorge an sich gerissen. Aber erst seit Beginn des XVII. Jahrhunderts wurde die Seelsorge des Tales ununterbrochen von Mönchen ausgeübt.[3]

Inkorporation ist ja nur systematisch ausgebautes Eigenkirchenrecht. So zeigt auch diese Einverleibung von 1185 Disentis auf dem Wege zu einem unabhängigen geistlichen Fürstentum, ähnlich wie die Päpste damals eine geistlich-weltliche Universalherrschaft erstrebten. Geographisch genommen, blieb den Äbten von Disentis nur eine Ausdehnung nach Osten, den Rhein gegen Chur hin offen, denn sonst hatten überall natürliche Grenzen das Territorium beschränkt, im Süden der Lukmanier, im Westen die Furka und endlich nördlich eine ganze Kette von Riesen, vom Oberalpstock bis zum Tödi. War drunten im Bodensee die alemannische Reichenau ein geistliches Inselreich, so hier die rätische Disertina ein Paß- und Alpenfürstentum.

Wie die Disentiser Mönche den päpstlichen Schutz auffaßten, zeigte sich 1233, als sie kein Geld hatten, um Kaufleute von Siena finanziell zu befriedigen. Sie wandten sich an Papst *Gregor* IX. (1227/1241), der den Bischof von Como beauftragte, die Angelegenheit

[1] *Mohr*, Cod. dipl. Raetiae, 1, 176-177, nr. 129.

[2] *Schreiber*, l. c., 2 (1910) 32, 41.

[3] *Fellmann Anselm*, Die kirchenrechtliche Stellung des Klosters Engelberg. Freiburger Diss. 1918. (Ungedruckt), S. 70, 76. Mithin ist zu modifizieren, was Bündnerisches Monatsblatt, 1914, S. 230, über Pfarrei und Gründung des Klosters gesagt worden ist.

ins Reine zu bringen.[1] Bei demselben Papste erbaten sich die Disentiser am 13. November 1236 die erneute Zusicherung des päpstlichen Schutzes, sowie Bestätigung ihrer Besitztitel.[2] Die Blicke des Klosters waren wohl wie 1185 auch noch diesmal auf die Besitzungen in der Lombardei gerichtet. Gerade damals tobte der Kampf zwischen Friedrich II. und den Lombarden, und die Disentiser Bestätigung erfolgte ein Jahr vor der Schlacht bei Cortenuova (27. Nov. 1237), in welcher der deutsche König die Italiener schlug, um dann auch Gregor IX. selbst zu seinem Gegner zu haben.

Um die Wende des XII./XIII. Jahrhunderts wurden die südlichen Stiftsbesitzungen immer unsicherer. 1207 tauschte Abt Albert de Novenzano solche aus, 1213 Abt Burchardus und 1225 Abt Gualfred.[3] Nach einer nicht unglaubwürdigen Notiz von Abt Bundi († 1614) hat dieser letztere Abt resigniert.[4] Auf ihn folgte Abt Chonradus, beglaubigt für 1237, der 1247 starb.[5] Nach Berichten von Bundi und Stöcklin reiht sich hier Johannes von Malderon in die Abtsreihe ein.[6] Wenn Bundi berichtet, auch er habe resigniert, so darf das als sicher bezeichnet werden, denn 1251 erscheint *Anton de Carnisio* an der Spitze des Konvents, während der frühere Disentiser Abt abgesetzt wurde.[7] Er

[1] Lit. Dis., nr. 53 b. = *Mohr*, 1, 322, nr. 210. Erlassen wurde dieses Dokument vom 17. Januar 1233 ziemlich sicher in Anagni ; vgl. *Potthast Aug.*, Regesta Pontificum Romanorum, 1 (1874) 777, nr. 9075.

[2] Lit. Dis., nr. 3. Gregorius IX. personas et monasterium Disert. in protectionem suscipit et bona ec reditus confirmat. Datum Interamne idib. novembris, pontificatus anno decimo Domini 1237. Der ähnliche Text der Synopsis bei *Mohr*, 1, 325, nr. 214. Interamne ist mit dem ital. Teramo identisch, wo aber Gregor IX. nur vom 1. Nov. 1236 bis zum 26. Februar 1237 urkundet. Daher ist nur der 13. Nov. 1236 möglich. Siehe *Potthast*, 1 (1874) 871, nr. 10262.

[3] Lit. Dis., nr. 50-51 b. = *Mohr*, I, nr. 170, 180, 195.

[4] *Bundi Jakob*, Die Disentiser Klosterchronik, ed. C. Decurtins, Luzern 1888, S. 27.

[5] Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, 2 (1890) 9, nr. 507 zum Jahre 1237. MGH NN, 1 (1888) 643 = Necrologium Curiense, ed. W. v. Juvalt, Chur 1867, S. 111 = Lit. Dis. nr. 60 b.

[6] *Bundi* l. c. S. 27, wo er zweimal erwähnt wird, doch mit dem unmöglichen Datum 1240, da hier schon Chonrad belegt ist. Besser *Augustin Stöcklin* († 1641), Syllabus abbatum Desert. Kopie Stiftsarchiv Disentis, S. 6 : « Joannes de Malderon anno 1248. Martyrolog. hic. »

[7] *Wartmann Hermann*, Rätische Urkunden. Quellen zur Schweizer Geschichte, 10 (1891) 1, nr. 1. Carnisio liegt nordwestlich vom Lago di Varese. Dufour-Atlas, Bl. 24. Nach dem Siegel zu schließen war Antonius eigentlich zum Abte gewählt. Signum Antonii ... electi. Aber in der Urkunde von 1253, die sich im ausführlichen Regest bei Lit. Dis., nr. 4, findet, wird berichtet : Antonium de Carnisio clericum

war ein mailändischer Weltgeistlicher, dem der Papst die Administration in zeitlichen und weltlichen Dingen übertragen hatte. Säkularkleriker wurden von den Benediktinern gerne zur Erledigung von Rechtsgeschäften verwandt. Die vogtlosen Zisterzienser hatten ja auch einen Ökonom, der Weltgeistlicher sein konnte.[1] Abt Antonius hatte mit Heinrich von Rhäzüns Streit und verglich sich mit ihm 1251. Ein zweischneidiges Schwert führte aber Carnisio, wenn er zwei Lehen (beneficia sive feuda) und eine Kirche an den Rhäzünser abgab, und zwar diejenigen, die zuerst frei wurden. Sind aber die ersten im Dienste und Auftrage des Rhäzünsers stehenden Besitzer dieser zwei Lehen und der Kirche gestorben, so fällt alles wieder an Disentis zurück. Diese Abmachung von 1251 unterschreiben noch: dominus Lanfrancus sacerdos, decanus, Henricus custos.[2] Nach Notizen von P. Benedikt Oederlin, die zwischen 1640/41 entstanden sind, war Lanfrank der Bruder des Abtes Antonius.[3] Die Absetzung oder vielleicht gar die gewaltsame Vertreibung von Carnisio muß 1251 oder dann 1252 stattgefunden haben. 1252 ist ein anderer Abt, Heinrich, bezeugt.[4] Die Disentiser klagten in Rom, Antonius hätte nicht unbedeutende Gelder für sich selbst verwendet und das castrum Fryberg um eine große Summe an Laien verkauft. *Innozenz IV.* wandte sich nun 1253 an den Propst von Churwalden, der verhören und einschreiten solle.[5]

1254 erscheint Carnisio als Kanonikus in Brebbia.[6] Trotz der Anklagen von Disentis war sein Ansehen keineswegs erschüttert. Er

Mediolanensis dioecesis, cui ipse pontifex administrationem monasterii Disertinensis, scilicet abbate tunc destituto, tam in spiritualibus quam temporalibus usque ad suum beneplacitum dicebatur commisisse. Text bei *Mohr*, 1, 340, nr. 225.

[1] *Schreiber G.*, Kurie und Kloster im XII. Jahrh., 1 (1910) 212-213.

[2] *Wartmann*, l. c.

[3] Stiftsarchiv Einsiedeln, R. 229, S. 11. Dies wird bestätigt durch *Stöcklin* († 1641), Breve Chronologium, nr. 26 (Kopie Disentis).

[4] Lit. Dis., nr. 53 = *Mohr*, 1, 341, nr. 226. Wilhelm von Bultininga erhält vom Kloster einige Güter in Somvix, weil er, ‚monasterio oppresso auxilio et consilio subvenerat'. Das muß sich wohl auf die Entfernung von Carnisio beziehen. Guilielmus de Poltenenga ist wieder 1261 erwiesen. *Meyer Karl*, Blenio und Leventina, Luzern 1911, S. 45*.

[5] Lit. Dis., nr. 4 = Brevis Chronologia, nr. 26 = *Mohr*, 1, 340-341, nr. 225. Die Datierung auf 1252 von der Synopsis und von Mohr ist unzutreffend. *Potthast Aug.*, Regesta Pontificum Romanorum, 2 (1875) 1242, nr. 15089.

[6] *Bernoulli Joh.*, Acta Pontificum Helvetica, 1 (1891) 384-385, nr. 634. Brebbia liegt westlich von Varese, in der Nähe der Disentiser Besitzungen. Dufour-Atlas, Bl. 24.

scheint im Vatikan seine Beschützer gehabt zu haben.[1] Rom hatte schon dem Propste von Brivio aufgetragen, die von Antonius wiedererlangten Disentiser Besitzungen demselben zu übermachen, falls der Konvent zustimme. Von den drei damals in Disentis weilenden Mönchen — zwei Exspektanten waren abwesend — gaben zwei ihren Konsens. Also war man auch in Disentis nicht so mißgestimmt über den einstigen Abt und Administrator. Dieser hatte schwer, die mehr denn 30 Jahre schon in fremden Händen befindlichen Stiftsgüter wieder in seine Hand zu bekommen. Solche befanden sich in den Diözesen Mailand und Como und waren in der Macht bedeutender Herren, Kleriker wie Laien.[2] Es handelte sich um die 1154 bekommenen lombardischen Besitzungen. Weit entfernt, daß es Carnisio gelungen wäre, einen Erfolg zu erzielen, wurde er nur von deren Inhabern in schlimme Prozesse hineingezogen. Auch mit Entschädigungen waren diese Leute nicht zufrieden. Am 4. August 1254 wandte sich Innozenz IV. in einem Schreiben nochmals an den Propst von St. Nazarius in Brolo zu Mailand; wiederum bestimmte er, die noch in fremden Händen sich befindenden Stiftsgüter sollten Carnisio auf Lebenszeiten übergeben werden, aber nach seinem Tode an das Kloster zurückfallen. Für die schon wiedererlangten und wiederzuerlangenden Besitzungen sei der Konsens des Konvents nicht mehr nötig. Der Propst von Nazarius müßte ihm eventuell auch mit kirchlichen Maßregeln helfen, sein Ziel zu erreichen. Auf alle Fälle kämen Carnisio aus den Klostergütern 50 libri imperiales jährlich, so lange er lebe, zu.[3] Carnisio stand nachher noch in gutem Briefwechsel mit dem Kloster, dessen Rechte er nicht zu schmälern beabsichtigte, wie er selbst beteuerte. 1285

[1] Carnisio wird als « capellanus dilecti filii nostri G(uillelmi) sancti Eustachii diacon cardinalis » bezeichnet. Dieser Kardinal setzte dem Papste die Angelegenheit auseinander. Es ist dies der Kardinaldiakon Guilelmus de Flisco († 1256), der von Innozenz IV., dessen Nepot er war, am 28. Mai 1244 zum Kardinal ernannt wurde. Er hatte eine Kommende in Lavagna (Genua), Flisco = Fiesco; cfr. *Eubel Conrad*, Hierarchia Catholica medii aevi, 1 (1913) 7, 49.

[2] Es scheint sich um die Familie della Turre gehandelt zu haben. Lit. Dis., nr. 13 = *Mohr*, 2, nr. 105. An die Capitanei de Premona denkt *Schaefer Paul*, Das Sottocenere im Mittelalter. Zürcher Diss. 1931, S. 71-72. Brivio, von dem oben die Rede war, liegt südlich des Comersees (Arm von Lecco) in der Brianza. Dufour-Atlas, Bl. 24.

[3] *Bernoulli*, l. c. Was die 50 kaiserlichen Pfunde anbelangt, hatte im XII. Jahrhundert ein Pfund den Wert von rund 20 Fr. Aber schon mit 15 Fr. konnte man eine Kuh oder ein schönes Rind kaufen. *Hürbin Jos.*, Handbuch der Schweizer Geschichte, 1 (1900) 105; vgl. auch HBLS, 5 (1929) 425.

wollte ihn der Abt besuchen und ihm auch neue Geschäfte des Klosters und seiner Dienstleute im Tavetsch und Ursern anvertrauen. [1]

Wenn man bedenkt, daß die Besitzesschenkung Barbarossas von 1154 doch wohl eine Spekulation war, und wenn man deren weite Entfernung in die Wagschale legt, sind die vielen vergeblichen Bemühungen Carnisios begreiflich. Sein Eifer wurde nur dadurch hochgehalten, daß man ihm die Nutznießung der wiedererlangten Güter auf Lebenszeit in Aussicht stellte. Wenn einer diese noch retten konnte, so war es der Kanonikus von Brebbia, der ja auch in Rom Ansehen genoß. Als Landesfremder und ehemaliger Weltgeistlicher hatte er selbstredend schwer, als Abt dem Stifte vorzustehen. Er wird auch darauf geschaut haben, daß seine Taschen nicht leer ausgingen. Das Urteil der Chronisten des XVII./XVIII. Jahrhunderts ist zu abfällig. Carnisio sind Verdienste *nicht abzusprechen.* Doch scheint er sein Ziel nicht erreicht zu haben.

Der energische Papst *Nicolaus III.* (1277/1280) erwarb sich nicht geringe Verdienste um das Kloster. Deswegen hätte ihn Dante nicht in die Hölle versetzen müssen. Am 15. März 1278 gibt er dem Propste von Chur den Auftrag, dafür zu sorgen, daß alle dem Kloster entfremdeten Einkünfte und Rechte wieder erstattet werden. Der Propst möge auch dann einschreiten, wenn man sich auf allgemeine Bestätigungen des römischen Stuhles berufe. [2] Sind wir recht unterrichtet, so verließen am 18. März gleich drei Schreiben die päpstliche Kanzlei in der nämlichen Angelegenheit. [3] Fürs erste bestätigt Nicolaus dem Kloster alle seine Freiheiten und Immunitäten und Befreiung von weltlicher Einmischung. Dies geschah auf Bitten von Disentis selbst. Die Kurie lehnte eben in Betonung der Ideen der Reformzeit jede laikale Gerichtsbarkeit lebhaft ab, und dieser Kampf der Kurie gegen die laikale Reaktion verpflanzte sich in die Klosterprivilegien. [4] Zu-

[1] Lit. Dis., nr. 11 = *Mohr*, 2, 34-35, nr. 28.

[2] Dokumentensammlung von *Fuchs*, S. 6 = Lit. Dis., nr. 5 = *Mohr*, 1, 428, nr. 287. Über die Fuchs'sche Dokumentensammlung und die Lit. Dis. vgl. die historiographische Wertung bei *Hoppeler-Müller*, Disentis im XIV. Jahrh. S. A. Bündnerischen Monatsblatt, 1932, S. 4, 20-22.

[3] *Fuchs*, S. 7-9 = Lit. Dis., nr. 6, 8, 8 a = *Mohr*, 1, 429-430, nr. 288, 289. Dazu Brevis Chronologia, nr. 23 = *Mohr*, nr. 289. Das nicht veröffentlichte Regest von Lit. Dis., nr. 8 b lautet: Nicolaus III. episcopo Curiensi mandat, quatenus monasterium Disertinense diversis iacturis et iniuriis afflictum, contra invasores et praedones et raptores defendat, molestatores huiusmodi per censuram ecclesiasticam compescendo. 15. Cal. Apr. 1277. Dazu vgl. *Potthast*, l. c., 2 (1875) 1722, nr. 21279, 21281, 21282, 21283.

[4] *Schreiber*, l. c., 1 (1910) 211.

gleich wandte sich Nicolaus wieder in eigenem Schreiben an den Dompropst von Chur, worin seine ihm schon am 15. März gegebenen Vollmachten auf drei Jahre ausgedehnt werden. Er solle scharf vorgehen gegen alle, welche die Mönche und ihre Güter angreifen, aber ohne sich in anderweitige Klosterangelegenheiten einzumischen. Man könnte fast meinen, die Kurie habe die unglückliche Abtszeit des Anton von Carnisio vor Augen. Das wichtigste an diesem Schreiben ist, was die Bulle gleich anfangs ausdrückt: monasterii Disertinensis ad romanam ecclesiam *nullo medio* pertinentis. Gerade dieser Ausdruck ist seit Alexander III. (1159/1181) die klassische Fixierung der *Exemtion*.[1] Der Zusammenhang läßt fast schließen, daß Disentis faktisch schon exemt war oder sich doch als exemt betrachtete. Diese Rechtsentscheidung ist wie zufällig in der Bulle, die eigentlich nur die Aufgabe des Dompropstes näher umschreiben wollte. Eine dritte Bulle verlieh die päpstliche Kanzlei am 18. März 1278; es war ein Schreiben an den Bischof von Chur. Es forderte ihn auf, gegen die Bedränger des Klosters einzuschreiten. Leider berichtet von diesem Dokumente nur noch ein dürftiges Regest.[2]

Die Kurie scheint unermüdlich für Disentis tätig zu sein. Schon am 28. März 1278 wieder, also 10 Tage nach den drei erlassenen Schreiben vom 18. März, wendet sich Nicolaus III. an den Bischof von Como, er solle die Bedränger des Stiftes Disentis verhören und ihre Sache entscheiden. Wichtig an diesem Dokumente ist, daß nun die Namen derer genannt werden, die dem Kloster Schwierigkeiten machten: Walter IV. von Vaz, Albert und Heinrich Grünenfels (bei Waltensburg), Wilhelm von Pultening und sein Sohn Wilhelm Gottfried von Phiesel, endlich Burkhard und Wilhelm de Fontana.[3] Somit ist diese Be-

[1] *Schreiber*, l. c., 1 (1910) 55-56, 63.

[2] Siehe vorgehende Anm. 3.

[3] *Fuchs*, S. 7-8 = Lit. Dis., nr. 7 = Brevis Chronologia, nr. 22 = *Mohr*, 1, 431, nr. 290; *Mohr* datiert XV. Kal. Aprilis, aber *Fuchs* hat nur V. Kal. Aprilis. Über Vatz, siehe Jahresbericht der histor.-antiquar. Ges. v. Graubünden 38 (1909) 97-111. Über Pultening, Phiesel und Fontana, HBLS, 3 (1926) 192; 5 (1929) 430, 464, über die Grünenfels sowie die andern betreffenden Burgen *Poeschel Erwin*, Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1929, S. 235, 242-246. Über die Ministerialen sowie die Entstehung der Cadi werden wir später handeln, wobei dann die Urkunde von 1285 (= Lit. Dis., nr. 11 = *Mohr*, 2, nr. 28) ebenfalls des näheren besprochen werden. Lit. Dis., nr. 9 = *Mohr*, 2, nr. 13, hat nur insofern etwas mit dem Kloster zu tun, als dort der Abt von St. Johann im Thurtale für einen Churer Domherren die gleichen Rechte bekommt (3-jährige), welche einst der Dompropst von Chur über Disentis hatte. Mohr ließ den entscheidenden

drückung von Seiten näher gelegener Herrensitze erfolgt, z. Teil von Ministerialen des Klosters. Das eine Gute hatte dieser Kampf, daß nun Disentis die klare Exemtion bekommen hatte.

Papst *Honorius IV.* trug dann später, am 10. Juli 1285, dem Dompropst auf, die dem Kloster entfremdeten Güter zurückzugewinnen.[1] Das Dokument hält sich fast wörtlich an den Text des Schreibens, das Nicolaus III. schon am 15. März 1278 an den gleichen Propst gesandt hatte. Disentis bleibt auch weiter noch das Sorgenkind der römischen Päpste. Papst *Bonifaz VIII.* (1294/1303) ersuchte am 6. November 1302 den Abt von St. Carpophorus bei Como, die Streitigkeiten zu entscheiden, die zwischen Disentis und mailändischen Herrschaften entstanden waren. Offenbar ging es erneut um die Schenkungen Barbarossas. Es handelte sich um die Familie de la Turre, die sich Klostergut angeeignet hatte.[2] Gegen die gleiche Familie hatte auch *König Heinrich VII.* 1311 für Disentis vorgehen müssen, indem er einem Kanoniker von Parma, Salva de Pelacano, die Entscheidung in die Hände gab.[3]

Wichtiger waren die Anstände, die Disentis um diese Zeit mit dem Diözesanbischof hatte. Auf dem päpstlichen Throne war damals derjenige, der treu an der Seite Bonifaz VIII. gestanden hatte, aber weit versöhnlicher war als der einseitige Juristenpapst: *Benedikt XI.* (22. Okt. 1303 bis 7. Juli 1304). Unter ihm kam es zur praktischen Betätigung der Exemtion dem Bischof Sifrid von Chur gegenüber. *Sifrid von Gelnhausen* (bei Mainz), Bischof 1298/1321, sah das Hochstift in Geldverlegenheit und mußte Anleihen machen. Die Mönche von Marienberg hatten mit ihm heftige Streitigkeiten, sie wurden sogar exkommuniziert und das Chorgebet unterblieb 14 Monate lang, bis das

Passus der Lit. Dis. aus, nämlich: decidat, ut supra in Bulla Nicolaei III. de anno 1277. 15. Cal. Aprilis, nr. 7. Zu beiden Dokumenten (1182 u. 1185) vgl. *Potthast*, 2 (1875) 1772 u. 1798, nr. 21925 u. 22253.

[1] *Fuchs*, S. 9 = Lit. Dis., nr. 10 = Mohr, 2, 40-41, nr. 33.

[2] Lit. Dis., nr. 13 = *Mohr*, 2, 174, nr. 105. Die Torre waren seit 1263 besonders in Grantola die Nachbarn des Disentiser Besitzes geworden. Archivio storico Lombardo, 47 (1920) 117-129. *Potthast*, 2 (1875) 2014, nr. 25186.

[3] Lit. Dis., nr. 76 = *Mohr*, 2, 221, nr. 141. Der ganze Text jetzt bei *Thommen R.*, Urkunden zur Schweiz. Geschichte aus österreichischen Archiven, 1 (1899) 123, nr. 209. Der gleiche Salvo Pelacano wurde am 11. Januar 1311 von Heinrich VII. zum Anwalt des Reiches in dessen Rechtshandel mit den Domherren von Mailand um die Leventina erwählt. *Meyer*, Blenio und Leventina, 1911, S. 239. Die Pelacano sind ein bekanntes Geschlecht von Parma, das im XIV./XV. Jahrh. mehrere Ärzte unter seinen Mitgliedern zählte. *Chevalier U.*, Répertoire des sources historiques du moyen âge. Bio-Bibliographie, 2 (1907) 3562.

Kloster von Rom aus wieder in Ordnung gebracht wurde. Wie bei Marienberg um des Bischofs Aufnahme, so handelte es sich bei Disentis um die Unterstützung seiner Hoffahrt. [1]

Bischöfliche, nicht exemte Klöster hatten die sogenannte procuratio canonica zu leisten, d. h. den visitierenden Bischof und sein Gefolge aufzunehmen. Von der procuratio verschieden ist das hospitium, die Erfüllung der dem Bischof gastfreundlich zustehenden Herberge, auf die er kein Recht hatte, die aber sehr wahrscheinlich von Exemten und Nichtexemten geleistet wurde. Schon im XII. Jahrhundert kamen die Bischöfe massenhaft in die Klöster und 1206 sah sich das Generalkapitel der Zisterzienser veranlaßt, die Kurie darum um Abhilfe anzugehen, da die Bischöfe gar zu oft auf den Zisterziensergrangien einkehrten. Sogar Alexander III. mußte fordern, daß die Bischöfe bei der procuratio canonica nur mit 35 Gefolgsleuten und 30 Pferden kämen. Um die Kosten einer solchen Visitation zu decken, mußte einmal der Kirchenschmuck verkauft werden. [2] Bischof Sifrid von Chur verlangte nun von Disentis *Beiträge zu seiner kostspieligen Hoffahrt* (in eundo ad curiam regis Allemannie), d. h. bei Besuch des königlichen Hofes. Er scheint sogar eine ganz bestimmte Summe auf einen gestellten Termin gefordert zu haben. Disentis wandte sich an Benedikt XI., der am 22. September 1304 dem Abte von S. Abundi in Como schrieb, er möge zwischen beiden Parteien Recht sprechen. Der Wortlaut der Bulle spricht schon aus, daß, so wie die Mönche es schildern, das Recht auf ihrer Seite sei. Zweimal wird darin bemerkt, daß Disentis «ad Romanam ecclesiam nullo medio pertinens» sei. Hinzugefügt hat der Papst noch, daß das Kloster durch spezielle apostolische Privilegien von jeder Jurisdiktion des genannten Bischofs und überhaupt jedes andern Bischofs frei sei und dem apostolischen Stuhle direkt unterstehe. Der Bischof habe aber deren Beweise nicht angenommen und sie einfach zur Zahlung genötigt.

Am 29. Januar 1305 erging dann an den Churer Bischof die Vorladung, auf den zwanzigsten Tag nach Eintreffen dieses Schreibens persönlich oder durch einen Bevollmächtigten zu Como in der Kirche S. Maria major zu erscheinen. [3] Über den Verlauf des Prozesses sind

[1] Lit. Dis., nr. 14 = Brevis Chronologia, nr. 28 = *Mohr*, 2, 188-189, nr. 115; *Mayer J. G.*, Geschichte des Bistums Chur, 1 (1907) 329-330.

[2] *Schreiber G.*, Kurie und Kloster im XII. Jahrh., 1 (1910) 225-226, 229-230.

[3] Lit. Dis., nr. 15: Abbas S. Abondii has litteras episcopo Curiensi insinuat, eumque citat, ut post harum receptionem vigesimo die compareat per se vel per

wir weiter nicht mehr unterrichtet, er dürfte sich aber nach dem Inhalte der Bulle von 1304 unzweifelhaft zu Gunsten des Klosters ausgetragen haben.

So darf das Jahr 1278 als Datum für die sichere Exemtion von *Disentis* angenommen werden; aus *dem königlichen Kloster des X. und XI. Jahrhunderts* wurde 1127 *ein römisches Schutzkloster*, das sich 1287 *zur vollen Exemtion durchgerungen hatte.*[1] Aus dieser Zeit stammt auch die heute noch als Mitra des hl. Sigisbert im Volke bekannte *Infal.* Sie gehört aus kunstgeschichtlichen Gründen ins ausgehende XIII. oder XIV. Jahrhundert.[2] Damit hat die Entwicklung des exemten römischen Klosters ihre liturgische Krönung erhalten. Die sakrale Kopfbedeckung des Papstes war auch auf den Disentiser Abt übergegangen.

alium in ecclesia S. Mariae majoris Cumani ad posita responsurus. Datum Cum. apud monasterium praedictum die mercurii 29. Januarii 2 da incictio 1305. Regest ohne Datum auch in Brevis Chronologia, nr. 29. Es war aber die 3. indictio und Freitag.

[1] Am 16. Okt. 1656 wurde die Exemtion von Chur nochmals bestätigt, ausgenommen alles, was die Seelsorge betrifft. Es handelt sich also um die passive, nicht die aktive Exemtion, d. h. Disentis war, soviel wir wissen, keine abbatia nullius dioeceseos. Jahresbericht d. histor.-antiquar. Ges. v. Graubünden, 58 (1928) 16. Dazu *P. N. Curti*, Die rätischen Kirchen des Stiftes Disentis. S. A. Bündnerisches Monatsblatt, 1921, S. 28. *Brackmann A.*, Helvetia Pontificia, Berlin 1927, S. 105, glaubt, erst 1643 seien Einsiedeln, Pfävers, Marienberg und Disentis exemt geworden. Aber Einsiedeln stand doch sicher seit 1518 nicht mehr unter Konstanz. P. *Odilo Ringholz*, Geschichte von Einsiedeln, 1904, S. 117, 408, 426, 585. Muri, Engelberg, Rheinau und Fischingen wurden 1622 exemt. Festgabe zur 9. Jahrhundertfeier der Gründung von Muri-Gries, Sarnen 1927, S. 99.

[2] P. *Notker Curti*, Alte Mitren in der Schweiz. Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, 26 (1924) 120-121. Die Tradition, wie sie schon bei P. Benedikt Oederlin zwischen 1641/42 festgelegt ist, weist den ersten Gebrauch der Mitra in Disentis Abt Johannes († 1401) zu. Oederlin gibt ihm ein « Wappen », das aus Mitra und Stab besteht (R. 229, Stiftsarchiv Einsiedeln). Abt Bundi († 1614) in seiner Klosterchronik, ed. Decurtins, Luzern 1888, S. 30, berichtet von einem Abte Johannes Schnägg († 1493): « Dieser hat die schön Infel kauft vmb 160 R. » Es handelt sich hier wohl um eine andere Mitra. Die bischöflichen Insignien entstanden erst im Laufe der Zeit, so ist der Stab im VI. Jahrh., die Sandalen im VIII. Jahrh., Mitra und Ring im X. Jahrh., Handschuhe im XI. Jahrh., Segen und Thron im XII. Jahrh. nachweislich. Erst seit Beginn des XIV. Jahrh. wurden immer alle Pontifikalien zugleich verliehen, sofern der Abt noch keines der Insignien trug. In dieser Zeit wurden dann den Äbten zu den schon gewährten auch alle übrigen geschenkt. Hofmeister Ph., Mitra und Stab der wirklichen Prälaten ohne bischöflichen Charakter. Kirchenrechtliche Abhandlungen von *U. Stutz*, Heft 104 (1928) 3-29. Die Tradition, nach welcher Abt Johannes († 1401) Pontifikalien erlangte, erhält durch sein Siegel eine Stütze, da dessen Spitzschild Inful und Abtsstab zeigt. Quellen z. Schweiz. Geschichte 10 (1891) 276, 303.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Urner Bußwallfahrten ins Riederthal.

Alte Bußwallfahrten festzustellen, lohnt sich aus verschiedenen Gründen. Vorerst liefern sie einen wertvollen Beitrag zur Wallfahrtsgeschichte des betreffenden Heiligtums und lassen dessen Bedeutung und Hochschätzung in einem gewissen Umkreis erkennen. Sodann bieten derartige Nachrichten guten Stoff zur Beurteilung der Geistesverfassung jener richterlichen oder administrativen Behörden, welche eine Bußwallfahrt vorschrieben. Überdies sind sie charakteristisch für ein ganzes Zeitalter und für die Bevölkerung gewisser Gegenden oder Länder. Wir stellten schon 1917 in dieser Zeitschrift zwei Bußwallfahrten ins Riederthal fest; die eine fiel ins Jahr 1700 und die andere vollzog sich 1780. Das fragliche Wallfahrtsziel liegt in einem einsamen Bergtale oberhalb Bürglen und ist von der dortigen Pfarrkirche aus erst nach einem mühevollen stündigen Fußmarsch zu erreichen. Als Tag des Bußvollzuges wurde jeweilen der Samstag bestimmt, weil an diesem Wochentag damals jeweilen drei Messen in jener Wallfahrtskapelle gelesen wurden. Wir fügen hier ein neues Beipsiel für die einstmals in katholischen Gegenden als heilsam und angemessen erachtete Strafe hinzu.

Montag denn 15ten 8bre 1781.

Herr Landtammann Haubtmann Carl Joseph Jauch und w. w. Landtrath.

Diejenige, welche von dem Carl Frantz Holtzer gestohlene Wahren erkauft, sollen jnnert nächst 8 Tägen, so vill zur Buß bezahlen, als die in dem Extract enthaltene Schatzung, nach Abzug dessen, so der Inquisit darauf bezogen hat, ansonsten die Ermanglende vor M. Gnädigen Herren zur Verantwortung zitiert werden.

Als namlich Jos. Ant. Marti Schillig 9. Ein seiden Halsthuch.
Catharina Barbara Herger Schillig 15. Ein Filosel.
Schwesteren Fettier Schillig 18. Ein Linthuch.
Ambrosi Wipflin Schillig 15. Ein Hembd. —
welchen Herr Groß zusprechen wird.
Petter Fettier. Ein gezogen Karabinner Gl. 1.20.
Jung Hammerschmid. Ein Aechslein Sch. 12.
Anton Walckers Frauen. Ein Gatzen Sch. 20.

Diese 3 wird Tit. regierende Herr Landammann berufen lassen und jhnen nachtruckhsam zusprechen, jm übrigen [werden sie] gleich denen Vorigen gehalten werden.

Der alt Jos. Aschwanden, dessen Sohn und Sohnssohn hingegen sollen in Ansicht jhrer großen Armuth der Geldstraf entlassen seyn, jedoch jhnnen durch Tit. regierende Hr. Landammann nachtrucksam zugesprochen werden, und über das sollen sie am nächsten Sambstag *in Ritherthall* ein Wohlfahrt verrichten und den Schein dem regierenden Herren Landammann überbringen.

Ferber Stattler wegen 1 Pfändlin und 2 Fazolett, zusammen Schillig 18.

Schuhmacher Branden Frau 1 Linth. Schillig 30. Zwey Schnupftuch; zusammen Gl. 2.13.

Dessen Schwester wegen Biehl Sch. 24. Ein Linthuch Sch. 21, zusammen Gl. 1.14.

Sollen auf jedes Stuckh gleich dennen ersten wegen der Buß, und wegen der Wohlfahrt *in Riederthal* gleich dennen Schwanderen auch wegen Zuspruch gehalten werden.

Schuhmacher Hartman wegen Zerschidennen Gl. 7.28 und

Catri Schilter, so mehreren Stücken Gl. 12.26. Wegen Kesselin.

Sollen nach Proportion jhrer erkauften Stücken doppelt gestraft seyn und ihnnen durch den regierenden Herrn Landammann bey ofener Rathsstuben nachtrucksamst zugesprochen werden.

Hiernebst sollen alle diejenige, welche gestohlenen Wahren erkauft haben, solche ohne Anstandergutung zurückhstellen.

Auch keinem, welche Kundschaft geben, der Kundschaftlohn bezahlt werden.

Eduard Wymann.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Robert Marti-Wehren : Mitteilungen aus den Chorgerichtsverhandlungen von Saanen. Verlag Paul Haupt, Bern und Leipzig, 1930.

La publication de M. Marti-Wehren concerne une question de juridiction ecclésiastique ou, pour être plus exact, la continuation par une nouvelle institution protestante de la juridiction ecclésiastique exercée autrefois par l'Evêque de Lausanne dans le pays de Gessenay (Saanenland).

A l'introduction de la Réforme, le gouvernement bernois s'attribua la juridiction ecclésiastique. A partir de 1530, le maintien de la discipline ecclésiastique et des bonnes mœurs dans les différentes régions du canton fut l'affaire des « Chorgerichte » ou tribunaux choraux, organes à la fois

administratifs et judiciaires, ecclésiastiques et civils, dont les compétences furent fixées dans les « Ehe- oder Chorgerichtssatzungen » du 1er mai 1529. Ces statuts furent modifiés et accrus à plusieurs reprises dans la suite.

Le Gessenay fut incorporé au canton de Berne après la faillite de Michel, dernier comte de Gruyères, en 1555. La Réforme y fut introduite en 1556. Le tribunal choral y apparaît seulement dès 1559. Il était composé de six à sept juges nommés par l'assemblée des citoyens et confirmés par le bailli, et complété par le chancelier, le « Chorweibel » ou huissier et le pasteur. Le tribunal était présidé par le bailli, en son absence par le châtelain. Gsteig, Lauenen et Abländschen avaient leurs tribunaux particuliers ; mais ceux-ci étaient subordonnés à celui de Gessenay et la connaissance de certains délits était réservée à ce dernier. Le tribunal nommait des surveillants ou « secrets », qui devaient lui dénoncer les violations de la loi sur les mœurs, notamment : jeux à argent, danses, profanation du dimanche, absence au service religieux, imprécations, blasphèmes, faste, luxe, intempérance, usure, affaires matrimoniales, affaires de paternité, immoralité, désobéissance des enfants à leurs parents, incrédulité, superstition, hérésie. A côté de ces délits, le Chorgericht de Gessenay, à la différence d'autres organes similaires, devait s'occuper aussi de certains délits de nature civile, tels que : vol, incendie, atteintes à la propriété, altercations, rixes, injures envers l'autorité, usage du tabac. Il avait en outre la surveillance des écoles et des différentes professions.

Le tribunal tenait ses séances, en été, dans le chœur de l'église, et de cet usage probablement vint le nom de Chorgericht. A l'égard des auteurs d'un délit — ce mot doit être pris dans un sens très large, comme cela ressort des énumérations que l'on vient de lire — le tribunal appliquait, suivant les cas, l'exhortation, la mise en garde, le blâme, l'amende et la prison. L'instance d'appel était constituée par l'« Oberchorgericht », qui était en réalité le tribunal choral de la ville de Berne, auquel était réservé le jugement définitif de certains délits plus graves : adultère, blasphème, hérésie, etc.

Au cours du XIXme siècle, le Chorgericht perdit peu à peu ses compétences pénales. En 1831, il portait le nom de « Sittengericht » ou tribunal des mœurs ; il fut remplacé en 1852 par le « Kirchenvorstand » pour les affaires religieuses et ce dernier enfin fit place au « Kirchgemeinderat » ou conseil paroissial.

Les manuaux du Chorgericht du Gessenay témoignent de son activité. Ils sont conservés à partir de 1612. Ce sont précisément les extraits de ces manuaux, de 1612 à 1869, que publie M. Marti-Wehren. L'ouvrage constitue une contribution très importante à la connaissance de l'histoire des mœurs des populations du Gessenay. On peut dire que toute la vie populaire y est retracée dans les plus grands détails. La valeur de la publication dépasse cependant le cadre local, parce qu'elle intéresse l'historien, le pénaliste, le folkloriste et même, comme l'auteur le fait remarquer dans son introduction, le philologue.

C. Trezzini.

Zoepfl, Friedrich. Deutsche Kulturgeschichte. Freiburg i. B., Herder. I. Band: Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Aufl. Mit 1 Tafel u. 280 Textbildern. 1931. Lex. 8°. 618 S. M. 23. — II. Band: Vom XVI. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Mit 1 Tafel u. 293 Textbildern. 1930. 734 S. M. 25.20.

Wie beifällig dieses Werk des jetzt in Dillingen wirkenden Professors aufgenommen wurde, zeigte sich bald, indem der 1928 zuerst erschienene erste Band schon nach drei Jahren neu aufgelegt wurde. Es verdient vollauf die vielseitige Empfehlung, die ihm zu teil wurde. Schon deshalb, weil es den Stoff bis zur Gegenwart zusammenstellt, eingeteilt in einzelne, nicht ganz gleiche Zeitabschnitte mit romantisch klingenden Überschriften, die dem Geschmack weiter Kreise entsprechen. So gliedert sich der erste Band in die 7 Bücher: Jenseits der Teufelsmauer (Kultur der Germanen); Es wird ein Neues (Kultur der Wanderzeit); Ein König baut (Kulturarbeit Karls des Großen); Ein dunkles Jahrhundert (Kulturarbeit des 9. Jahrhunderts) — den durch den Untertitel schon eingeschränkten Obertitel möchte ich freilich beanstanden —; Unterm Krummstab (Das Zeitalter der klösterlich-geistlichen Kultur); Was hör ich draußen vor dem Tor, was auf der Brücke schallen? (Die Kultur des höfischen Zeitalters); Stadtluft (Die Kultur des bürgerlichen Zeitalters). Die 6 Bücher des zweiten Bandes tragen die Überschriften: Die Geister regen sich; Im Zeichen des Grobianismus (Die Kultur des XVI. Jahrhunderts); Mars regiert die Stunde (Die Kultur im Zeitalter des 30-jährigen Krieges); In französischer Liverei (Die Kultur im Zeitalter des Absolutismus); Deutscher Geistesfrühling (Die Kultur im Zeitalter der Denker und Dichter); Entgötterte Welt (Die Kultur der Gegenwart).

Besonders gut sind die Abschnitte über das bürgerliche Leben am Ende des Mittelalters und im XVI. Jahrhundert. Hier weiß der Verf. aus eigenen Forschungen, von denen er schon früher manche Früchte vorweisen konnte, außerordentlich reichhaltige und mannigfaltige Bilder zu entwerfen. Solche Bilder entsprechen seinem liebevollen Interesse für das «liebe, traute deutsche Heim», für die literarischen und künstlerischen Schöpfungen gemütsvoller Phantasie, in denen er die besten Kräfte deutscher Art sich wiederspiegeln sieht. Auch bei der Ausmalung des süddeutschen Barock und bei der Biedermeierzeit verweilt er mit betonter innerer Teilnahme. Dieser Einstellung kommt die anziehende Darstellungsform zu statten, die dem Leser einen hohen Genuß bereitet. In edler Einfachheit weiß der Verfasser scharf zu charakterisieren. Feind aller Sensation geht er auf Häßliches und Gemeines nicht weiter ein, als es notwendig ist, möchte bei allem Dunkeln immer noch etwas Helles herausfinden und achtet sehr darauf, bei den tiefen inneren Spaltungen, vornehmlich bei der Glaubensspaltung, nicht als parteiischer Schilderer aufzutreten. In allen Trägern deutscher Kultur möchte er nur Brüder sehen, auch dann, wenn ihre Wege nicht die seinigen sind. Die Wirkung einer solchen fein nüanzierten Darstellung wird wesentlich erhöht durch die reiche, wertvolle und gut gelungene Illustration, in der wir manche Inedita finden, die der Verfasser aus meist

süddeutschen Kunstsammlungen und Bibliotheken beibringen konnte, nicht zuletzt aus der Kunstsammlung des Fürsten zu Öttingen-Wallerstein in Maihingen, deren Schätze schon vor ihm dort einen Bibliothekar, Georg Grupp, zur Abfassung einer Kulturgeschichte angeregt haben. Nicht nur einem breiten Leserkreis, sondern auch Kennern vermag der Verfasser manches Neue zu bieten. Dafür wünschten wir nur, daß es noch leichter gemacht würde, Einzelheiten aufzufinden. Daß in der neuen Auflage des 1. Bandes das alphabetische Register ausführlicher wurde, begrüßten wir als wertvolle Besserung. Könnte nicht auch das Inhaltsverzeichnis am Anfang mehr spezifiziert werden ? Und sollten nicht zu den einzelnen Seiten in einem Anhang am Schluß besondere Untersuchungen gebucht werden ?

Bei der großen Stoffmasse wäre es ja kleinlich, einzelnes bemängeln zu wollen. Man möge es nur als Zeichen des Interesses ansehen, wenn wir einige Beanstandungen zusammenstellen, die vielleicht bei neuen Auflagen verwertet werden können : Auf die schöne Abbildung des « Germanen im Pelzmantel » aus dem Vatikanischen Museum wird Verf., wie schon früher Kossinna, verzichten müssen. G. Girke, Die Tracht der Germanen (Mannus Bibliothek, 24, Leipzig 1922), S. 21, sagt von der Figur mit Recht, sie sei, « durch nichts als Germane charakterisiert. Das beigefügte Eberfeldzeichen, sowie die Ähnlichkeit des Ganzen mit Gallierdarstellungen . . . sprechen dagegen stark dafür, daß es sich um die Abbildung eines Kelten handelt ». — Die Deutung von Bild 9 scheint mir nicht richtig. — Daß die Königssalbung von Rom und Byzanz aus verbreitet wurde (Bd I, S. 56, 96), ist unrichtig. Sie ist sicher schon im VII. Jahrhundert bei den Westgoten bezeugt, kam aber wohl nach alttestamentlichem Vorbild schon vorher bei den Iren auf. In Byzanz findet sie sich nicht vor dem Ende des XII. Jahrhunderts. Die neueste Zusammenstellung darüber bietet das Buch von Marc. Bloch, Les rois thaumaturges (Paris 1924), S. 461 ff. — Auf den hl. Bonifatius kann man nicht Bischofsitze in alten römischen Städten zurückführen (S. 109). — Daß Karl d. Gr. auch Griechisch verstanden habe (S. 114), ist Einhard kaum zu glauben, der hierin wohl nur seinem Vorbild Sueton (Vita Titi, III, 2) folgen wollte. — Der Wilgefortiskult ist vor dem XV. Jahrhundert nicht nachweisbar (S. 327). Die Geigerlegende ist freilich schon vorher verbreitet gewesen, knüpfte sich aber an den Volto Santo von Lucca. — Die Wirkung der hl. Feme scheint mir auch in der 2. Auflage, S. 370, noch überschätzt. — Das Aufkommen der Heiligennamen (S. 403) hängt mit dem Wirken der Bettelmönche zusammen, wie E. Nied in seinem wertvollen Büchlein « Heiligenverehrung und Namengebung » (Freib. i. Br. 1924) S. 12 ff. gezeigt hat. — Der Satz über den Kompaß (S. 476) könnte auch in der neuen Auflage noch bestimmter lauten. Er ist eine alte chinesische Erfindung, die zuerst von Arabern und Griechen übernommen wurde, wozu der Artikel im neuesten Großen Brockhaus zu vergleichen ist. — Zum Aufkommen der Beginen (S. 530) und ihres Namens von (Al)bigensis, daher auch Lambert, « Le Bègue », wäre jetzt H. Grundmanns Aufsatz im Archiv f. Kulturgesch. 1931 und die Besprechung zu

vergleichen, die van Mierlo in der Rev. d'hist. ecclés. 1932, S. 377, veröffentlichte. — Die Lazarusbrüder haben als Ritter bald aufgehört, sich «der Pflege der Aussätzigen» zu widmen (S. 530). Vgl. E. Sauer, Der Lazariterorden und das Statutenbuch v. Seedorf (Freib. Schw. 1930). — Noch einige kleine Bemerkungen zum II. Bande. Daß Columbus nicht Katalane war (S. 4), sondern aus Genua stammte, kann nach den Darlegungen von F. Streicher in den Spanischen Forschungen der Görresgesellschaft, II (1929), nicht mehr zweifelhaft sein. — Angelika Kaufmann darf nicht als Schweizerin bezeichnet werden. Ihre Heimat ist der Begrenzerwald in Voralberg. — Man kann es ja verstehen, daß der Verfasser im Schlußabschnitt ermüdete. Aber die Kulturbewegung des Liberalismus in ihren Schatten- und Lichtseiten, die wir heute wohl besser abwägen können, hätte doch mit einigen Strichen gekennzeichnet werden sollen. Das letzte Kapitel überschreibt Verf. « In den Winkel gedrängt » und meint damit die Kirche. Er glaubt mit Bedauern feststellen zu müssen, daß von einer Wiederbegegnung zwischen Kirche und Kultur wohl noch lange nicht die « Rede sein könne». « Noch ist der Mensch innerlich nicht arm und hilflos genug geworden. Erst wenn einmal die Technik übermächtig und die Menschheit innerlich völlig verelendet ist, wird sie sich auf die Knie werfen und mit blutigen Fingern nach dem Silberquell der Ewigkeit graben. Und dann erst, wenn der Strom der Ewigkeit wieder mächtig wie in den Tagen der Väter durch deutsches Land rauscht, dann erst wird wieder ein neues Zeitalter aufbrechen. Erst dann, wenn das Leben vom Geiste beleuchtet wird, wird man in Wirklichkeit von einer deutschen Kultur sprechen können. Was sich heute vor unsern Augen ausbreitet, das ist, so sehr es gleißt und so viel es verspricht, im besten Fall Zivilisation. » — Man könnte diese pessimistische Resignation doch etwas mildern, indem man sich vor Augen hält, daß die Kirche nicht mehr so hilflos sich nach den Stützen der weltlichen Macht umschaut wie im XVIII. Jahrhundert, sondern in den großen Kulturfragen aus den obersten Grundsätzen des Christentums auf die Rettung aus dem Chaos hinweist. — Wir hoffen, daß die gute Aufnahme seines Werkes dem Verfasser selbst Anlaß zu neuem frohem Schaffen geben wird, und darum wollen auch wir es nicht unterlassen, ihm wärmsten Dank auszusprechen und ihm noch viele Leser zu wünschen. *G. Schnürer.*

J. P. Kirsch. Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von A. Bigelmair, J. Greven u. A. Veit herausgegeben.

I. Band : Die Kirche in der antiken griechisch-römischen Kulturwelt, von Dr. *J. P. Kirsch* XIX-875 SS. Freiburg, Herder. 1930.

IV. Band : Die Kirche im Zeitalter des Individualismus, 1846 bis zur Gegenwart, von Dr. *L. A. Veit.* 1. *Hälfte :* Im Zeichen des vordringenden Individualismus, 1648–1800. Freiburg, Herder. 1931. XXIII-528 SS.

Das im Jahre 1876 erschienene « Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte » von Joseph Hergenröther hatte in den späteren Auflagen

entsprechend dem Fortschritt der kirchengeschichtlichen Forschung so weitgehende Veränderungen und Verbesserungen erfahren, daß sich die Notwendigkeit ergab, an Stelle des bisherigen « Handbuches » von Hergenröther eine neue allgemeine Darstellung der Kirchengeschichte treten zu lassen und dabei die Arbeit zu teilen und jeden der vier Bände einem eigenen Fachgelehrten zu übertragen ; daher wurde auch der Name « Hergenröther » fallen gelassen und ein neues, selbständiges Werk geschaffen, wobei aber die besonderen Vorzüge des alten « Hergenröther » gewahrt bleiben. — Bisher erschienen der erste Band und die 1. Hälfte des vierten Bandes ; der zweite Band, bearbeitet von J. Greven, wird die Geschichte der Kirche vom VIII. bis XIII. Jahrhundert, und der dritte Band, von A. Bigelmair, die Geschichte der Kirche vom XIV. Jahrhundert bis 1648 behandeln.

I. Mgr. Dr. J. P. Kirsch, der bereits die vierte bis sechste Auflage des « Hergenröther » bearbeitet hatte, bietet uns im vorliegenden ersten Band dieser neuen, derzeit wohl vollständigsten Kirchengeschichte, die Geschichte der Kirche in den ersten sieben Jahrhunderten, in denen sich das Leben der Kirche wesentlich im Rahmen der griechisch-römischen Kultur im antiken Römerreich entwickelt hat. — Unter Zugrundelegung des Textes der letzten Auflage des Werkes von Hergenröther-Kirsch und unter Beibehaltung der methodischen Einteilung des Stoffes, wurde alles vollständig neu durchgearbeitet, einzelnes gekürzt oder erweitert und inhaltliche Änderungen an vielen Stellen vorgenommen und dem Stand der heutigen Forschung angepaßt, und so darf dieses neue Werk mit Recht den Platz beanspruchen, den der « Hergenröther » in seiner Zeit innehatte.

Als besonders wertvoll möchte ich hervorheben das überaus reiche Verzeichnis der Quellen und Literatur (766-850), in welchem besonders die neuere und neueste Literatur mit möglichster Vollständigkeit angeführt ist. — Hier aber möchte ich einen Wunsch äußern : dieses Literaturverzeichnis würde an Wert noch bedeutend gewinnen, wenn statt der materiellen Aufführung der einzelnen Werke, dieselben methodisch gruppiert und die Stellungnahme der Verfasser zu den verschiedenen Fragen kurz charakterisiert würde ; um dafür Raum zu gewinnen, könnten ältere Werke, die nicht mehr von Bedeutung sind, weggelassen werden ; bei einzelnen Fragen ist eine solche Gruppierung bereits gemacht, so z. B. bei § 8 (S. 776 f.) ; nach dieser Methode sollte m. E. das ganze Verzeichnis bearbeitet werden und so sich zu einem kurzen Leitfaden der Quellen und Literatur der Kirchengeschichte des Altertums ausgestalten, was nicht nur den Wert des Werkes erhöhen, sondern auch seine Benützung ungemein erleichtern würde, wozu auch die beigegebenen ausgezeichneten Register beitragen.

II. Die erste Hälfte des vierten Bandes behandelt die Zeit von 1648 bis 1800, der dann in der zweiten Hälfte die Darstellung der Zeit von 1800 bis zur Gegenwart folgen wird. — Diese Zeit charakterisiert der Verfasser mit folgenden Worten : « Der Individualismus ist der große Nenner der Neuzeit. Von ihm her führt der Weg der Säkularisierung des Geistes in Staat, Kultur und Gesellschaft durch die Zeiten des Fürstenabsolutismus, der Aufklärung und der Revolution — im Zeichen des vordringenden

Individualismus — hin zu den großen Ismen des der übernatürlichen Bindungen ganz entledigten Menschentums — im Zeichen des siegenden Individualismus — zum Liberalismus, zur Staatsallmacht, zum hemmungslosen Nationalismus, zum Sozialismus und Bolschewismus. » (S. VI) — Im Vergleich zum alten « Hergenröther » haben wir hier ein ganz neues Werk vor uns, und der Verfasser selbst nennt es einen « ersten Wurf, der zudem von der traditionellen Form abweicht » (S. X).

In dieser Zeit « des vordringenden Individualismus » (1648–1800) wird, geordnet nach Staaten, das ganze kirchliche Leben umfassend geschildert : die Beziehungen des Regenten zum Oberhaupt der Kirche und zur Kirche des Landes, die Organisation der Kirche, Anteil der Kirche am kulturellen Leben, das ganze kirchlich-religiöse Leben, die Missionen finden eingehende Darstellung und so viele Fragen behandelt, die bei Hergenröther fehlten. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser mit Recht der katholischen Kirche des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation ; daß aber dabei die Geschichte der Kirche in den anderen Ländern nicht zu kurz kommt, beweisen die ausgezeichneten Ausführungen über Gallikanismus und Jansenismus in Frankreich, über Quietismus in Spanien, über die Kirche in Italien und die Synode von Pistoja, über Josephinismus in Österreich usw. — Auch der Orient, besonders die kirchlichen Verhältnisse in Rußland, findet seine Darstellung. — Gegen einige Ausführungen setzte bereits eine lebhafte Polemik ein, ohne aber die Darstellung der Verfassers entkräften zu können (cf. S. 237 ff.). Das Literaturverzeichnis dieses Bandes trägt die Überschrift : « Literatur-Auswahl », mit der Begründung, die vollauf berechtigt ist, daß die Bibliographie unübersehbar ist. Dennoch scheint mir, daß bei vielen Fragen die Auswahl der Literatur zum Schaden der neueren und neuesten getroffen wurde, während ältere Literatur zahlreicher aufgeführt ist, ein Mangel, der für eine Neuauflage leicht zu beheben sein wird.

Da nun auch die Bearbeitung des zweiten und dritten Bandes in bewährten Händen liegt, dürfen wir hoffen, bald eine ausgezeichnete Kirchengeschichte zu besitzen, der man die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Die Verhältnisse in der Schweiz werden im ersten Band berücksichtigt durch die Hinweise auf die erste Einführung des Christentums — auf das Martyrium der « legio thebaica » (S. 298, Anm. 4) — auf die römischen Niederlassungen in Avenches und Windisch (S. 307).

Veit behandelt die Lage der katholischen Schweiz im XVIII. Jahrhundert, und zwar vor allem das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das Ordens- und Schulwesen (cf. S. 317-320) ; ebenso auch die Folgen der französischen Revolution für die Kirche in der Schweiz, wo das bekannte Buch von K. Müller : « Die katholische Kirche in der Schweiz », Stans 1929, besonders benützt wurde (S. 359 f.).

P. *M. Knar* O. P.

P. Cuthbert O. M. Cap. Die Kapuziner. Ein Geschichtsbild aus Renaissance und Restauration. Aus dem Englischen übersetzt von P. Justinian Widlöcher, Kapuziner. Lexikonformat, 364 S. Ganzleinen M. 12. J. Kösel u. Fr. Pustet, München.

Der durch seinen «Heiligen Franz von Assisi» bestbekannte englische Kapuziner verrät schon in der Überschrift: «Die Kapuziner. Ein Geschichtsbild aus Renaissance und Restauration», die Absicht, im vorliegenden Buche nicht bloß ein Stück Ordensgeschichte zu schreiben, sondern in Verbindung damit einen überaus interessanten Abschnitt der Welt- und Kirchengeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts zu bieten. Das an Inhalt und Umfang reiche Buch bezeugt, daß der Verfasser seiner gestellten Aufgabe völlig gerecht wurde.

Ein vielleicht zu umfangreiches, auf später teils unter gleichen Wendungen wiederkehrende Einzelheiten eingehendes Vorwort, führt den Leser gründlich in die Kapuzinergeschichte ein. Der dem Vorwort unmittelbar angeschlossene Überblick über die Quellen zur Urgeschichte der Kapuzinerreform, deren Würdigung und Angabe der meist benützten prägt dem Werke gleich am Anfang das Siegel der Wissenschaftlichkeit auf. Trotzdem muß der Leser hier nicht eine vollständige, tiefschürfige, auf Grund des gesamten Quellenmaterials bearbeitete Anfangsgeschichte des Kapuzinerordens erwarten, da der Verfasser ausdrücklich die Unmöglichkeit betont, heute ein abschließendes Bild jener Frühzeit zu entwerfen, da vorerst die grundlegenden Archivstudien geleistet und das Kapuzinerschrifttum des XVI. und XVII. Jahrhunderts genauer wissenschaftlich bearbeitet werden müßte. Was aus den bisher eröffneten Quellen ermittelt werden konnte, bietet der Verfasser dem Leser in vier Büchern, welche folgende Überschriften aufweisen: I. Das Buch der Gründung. II. Das Buch der Wandlung. III. Das Buch der Siedelung. IV. Das Buch der Eroberung.

Mit kundiger Führerhand geleitet der Verfasser den Leser im Buch der Gründung und der Wandlung durch die sturmbewegten Jahre der Urgeschichte des Kapuzinerordens. Ganz unparteilich und mit feinem psychologischem Verständnis werden jene Männer geschildert, welche an der Wiege des Ordens standen, demselben erste Leitung und Führung angedeihen ließen. Einer eingehenderen Kritik wird da vor allem die bis heute verschieden beurteilte Persönlichkeit eines Bernhard Ochino unterzogen, um ein möglichst objektives Urteil fällen zu können über dessen rätselhaften Werdegang und tragischen Abfall.

Ordensgründung und erste wechselvolle Schicksale des Ordens beschränken sich räumlich auf Italien. Mit der einsetzenden Siedelungsperiode weitet sich der Schauplatz. 1574 erhielten die Kapuziner vom Papste die Ermächtigung über die Alpen vorzustoßen. Jetzt öffnet sich dem Orden ein Land nach dem andern. Kapuziner siedeln sich an in Frankreich, Spanien, Savoyen, in der Schweiz, im Tirol, in Deutschland, Belgien, Holland, England, Irland, Schottland. Das Buch der Siedelung bietet mehr als bloß eine nüchterne Statistik der Kapuzinerklöster einzelner

Länder. Es begegnen uns interessante Schilderungen des Charakters und der Tätigkeit jener Männer, welche neue Niederlassungen ins Leben gerufen. Die ganze Siedelungsgeschichte ist nichts anderes als eine lebensgetreue Darstellung des wahren Kapuzinerideals und dessen Siegeszuges durch Europa. Wenn irgendwo etwas diesem Ideal widerstreitet, so wird dies vom Verfasser unumwunden zugestanden. Das zeigt sich in den Worten, welche er Joseph du Tremblay, « der grauen Eminenz » widmet. Faßt er doch sein Urteil über diese Gestalt, die bei allen Fragen auftaucht, die Richelieus eiserne Hand anfaßte, in den Satz zusammen : « Daß er trotz allem kein Charlatan, sondern ein Mann war, der religiöse und geistige Größe in sich einte, kann nur der Hasser leugnen. Daß er innerlich Kapuziner blieb, bezeugen viele Seiten seines Lebens, wenn auch ein unfaßbares Etwas wieder dagegen spricht. Wahrscheinlich hätten einen Joseph du Tremblay nicht nur seine scharf ausgeprägte Eigenart, sondern auch manche Schwächen in jeder Umgebung zur nie ganz zu enthüllenden Gestalt gemacht. » Diese Schwächen samt den nicht zu unterschätzenden Vorzügen finden sich in vorliegendem Buch kurz und objektiv zusammengestellt.

In den Ländern, in welchen das Buch der Siedelung Kapuzinerniederlassungen aufzählt, stößt der Leser auf eine rege gegenreformatorische Tätigkeit der braunen Franziskussöhne. Weil Cuthberts Kapuziner ein Geschichtsbild aus Renaissance und Restauration sein sollen, so stellt er deren Kampf gegen die Calvinisten in Savoyen, gegen die Hugenotten in Frankreich und gegen die Lutheraner in Deutschland in ein besonders helles Licht. Dabei unterläßt es der Verfasser nicht auf den großen Anteil hinzuweisen, den die Kapuziner an der Gegenreformation in der Schweiz haben.

Die Kapuziner begnügen sich nicht damit, früher innegehabte Positionen wieder zurückzuerobern, sie wollen der Kirche Gottes auch Neuland gewinnen. Über diesen Feldzug berichtet Cuthbert im Buch der Eroberung. Er läßt den Orden die Welt erobern durch die « Christoforogestalten », welche durch das im ursprünglichen Glanz erstrahlende Franziskusideal die Herzen von Arm und Reich gewinnen. Er stellt den Orden als Welteroberer dar in der großangelegten Heidenmission, welche um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in allen Weltteilen festen Fuß gefaßt hatte, von Konstantinopel bis nach Indien, von Ägypten bis nach Marokko, von Guinea bis nach Angola, vom San Lorenzostrom im kanadischen Norden bis zu den wilden Steppen Südbrasiliens. Was dem Buch der Eroberung noch besonderen Wert verleiht, liegt nicht zuletzt in den Worten, welche uns mit der Methode der Kapuzinermissionäre vertraut machen. Eroberungspläne verrät auch der abschließende Teil des Buches, welcher sich eingehend mit dem Schrifttum im Kapuzinerorden beschäftigt. Dieser ganze, in seinen Resultaten höchst überraschende Exkurs gründet auf dem Fundamentalsatz : « Ich brauche an dieser Stelle nicht mit der Behauptung aufzuräumen, daß das Lebensideal, wie es Franz umriß, für Studium und wissenschaftliches Forschen nicht Raum gehabt hätte. » So ersteht denn vor dem Auge des Lesers eine ganze Bibliothek literarischer Erzeugnisse, welche Kapuziner zum Verfasser haben. Diese Schriften sind, dem damaligen Kapuzinerideal entsprechend, vor-

wiegend mystischen und polemischen Inhaltes. Durch diese gottinnige Mystik und durch unerschrockene Polemik zugleich ist es dem Orden gelungen zur Zeit der Gegenreformation und Restauration bahnbrechend zu wirken. Wer das Schrifttum im Kapuzinerorden in diesem Lichte betrachtet, findet darin einen würdigen und passenden Schluß zur inhaltlich und formell hochstehenden Neuschöpfung Cuthberts.

P. *Benedikt Zöllig* O. M. Cap.

Rauschen, Dr. Gerhard, **Patrologie.** Die Schriften der Kirchenväter und ihr Lehrgehalt. 10. u. 11. Auflage, neubearbeitet von Dr. theol. Berthold Altaner (Herders Theologische Grundrisse), gr. 8° (XX u. 442 S.), Freiburg im Breisgau 1931, Herder. 10 M.; in Leinwand 11.50 M.

Rauschen, en écrivant sa patrologie, avait voulu composer avant tout un manuel de classe. Après sa mort, M. Wittig, qui prépara les rééditions de 1921 et de 1926, s'appliqua à compléter surtout la bibliographie récente, de telle sorte que l'ouvrage de Rauschen était devenu un livre que les spécialistes eux-mêmes consultaient avec profit. Le professeur Altaner, chargé par la maison Herder de la mise au point du manuel pour une nouvelle édition, a voulu maintenir les deux points de vue. Le format du volume a été agrandi et le nombre de pages diminué d'autant (il passe de 480 à 440). Encore a-t-il fallu que l'auteur sacrifiât résolument — et on ne peut que l'approuver — presque toute la bibliographie ancienne, facile à trouver dans les grandes patrologies, celle de Bardenhewer par exemple. M. Altaner s'est borné, visant par contre ici à être aussi complet que possible, à la littérature parue au cours de ces dernières années. Pour chaque écrivain, il commence par signaler les éditions récentes. Il résume ensuite la vie de l'auteur ; il énumère ses œuvres et en donne, au besoin, en quelques mots, le contenu. Lorsque l'authenticité ou la date d'un traité est encore l'objet de discussions, il cite les opinions en présence avec leurs partisans respectifs, mais sans prendre ordinairement parti, à moins qu'il s'agisse de questions pour lesquelles l'accord est sur le point de s'établir entre les critiques. Enfin, pour les principaux du moins d'entre les Pères, M. Altaner indique la place qu'ils occupent dans l'histoire des doctrines et de la discipline chrétienne. En d'autres termes, il complète sa patrologie par des notions d'histoire des dogmes, et cette deuxième partie du manuel n'est pas la moins fouillée ni la moins suggestive.

L'auteur n'a pas cherché à faire une œuvre littéraire. Il ne faudrait pas, à ce point de vue, comparer son manuel à l'histoire de la littérature latine chrétienne que nous a donnée M. de Labriolle, ni à celle de la littérature grecque chrétienne qu'a publiée, plus récemment, M. Puech. M. Altaner, lui, est préoccupé avant tout de condenser la matière, de réunir, dans le moins d'espace, le plus de renseignements possible. Les paragraphes alternent en caractères de différentes dimensions : grands ou moyens pour les parties destinées aux élèves, plus petits pour les questions secondaires et pour les renseignements d'ordre bibliographique. Or, du moins dans le petit

texte, les mots ont été abrégés chaque fois que cela a été possible, et pour désigner les innombrables revues dont il a opéré le dépouillement, l'auteur n'a pas eu recours à moins de 225 sigles ! Le volume prend de la sorte un peu l'aspect d'un catalogue de librairie, et il est à craindre qu'il s'écarte par le fait même du but envisagé tout d'abord : les étudiants reculeront probablement devant l'aspect un peu rébarbatif du volume. Par contre, il sera extrêmement précieux pour le spécialiste. Comme on peut s'en rendre compte par quelques sondages, il est très difficile, si ce n'est impossible, de prendre M. Altaner en défaut. Tout ce qui a paru en matière de patrologie, au cours des quinze ou vingt dernières années, aussi bien en français, en italien et en anglais qu'en allemand, a été signalé, de telle sorte que ce volume représente la meilleure mise au point que puisse souhaiter celui qui veut être rapidement renseigné sur une question quelconque de la littérature chrétienne des sept ou huit premiers siècles.

Répondant au désir formellement exprimé par l'auteur dans sa préface, nous nous permettrons, pour terminer, quelques petites remarques. Pour les auteurs ou les traités qui n'ont pas encore paru dans le *Corpus* de Berlin ou celui de Vienne, certaines éditions, meilleures que celles de Migne, méritent d'être signalées : pour saint Irénée, celle de Mannucci (Rome, 1907, *Bibliotheca SS. Patrum*), bien supérieure même à celle de Harvey ; pour le *De Viris* de saint Jérôme, celle de Richardson, 1896, basée sur un examen des manuscrits plus complet que celle de Bernouilli ; pour Gennade, celle de Turner (*Journ. of Theolog. Stud.* t. VII) ; pour Pacien de Barcelone, celle de Peyrot, 1896, qui, sans être parfaite, est cependant en progrès sur celle de Migne, grâce à une revision du texte sur l'un des manuscrits, celui de Paris. Pour le *De Paenitentia* et le *De Pudicitia* de Tertullien, il aurait fallu citer l'édition de M. de Labriolle, un des seuls volumes de la collection Hemmer-Lejay qui ne soit pas mentionné, alors qu'il en est cependant l'un des meilleurs. Les *Mélanges de Patrologie et d'Histoire des Dogmes* de Tixeront, 1921, ont échappé à l'auteur ; ils renferment de bonnes études spécialement sur les martyrs de Lyon (p. 44-73), sur Tertullien moraliste (117-152), sur saint Cyprien (153-209). Sur Clément d'Alexandrie, on pouvait signaler l'article de Guilloux (*Rev. apolog.* t. XXXIII, 1921, p. 291-306), et celui de Sclafert dans les *Etudes*, 1923 (t. II, 532-56) ; sur Origène et les *Recognitiones* pseudo-clémentines, l'étude de Cadiou dans les *Recherches*, 1930, (p. 506-28) et sur le *Contra Celsum* les articles de Bardy dans la *Revue d'apologétique* de 1919 (t. XXVIII, 751-62 ; t. XXIX, 38-54 et 92-99). Dans les *Sitzungsberichte de l'Académie de Berlin* de 1919 (p. 616-31), M. K. Müller a publié un travail sur les extraits du *De Principiis* donnés par saint Jérôme dans sa lettre à Avitus. Dans les *Abhandlungen* de la même Académie, l'article de Helm sur la Chronique d'Eusèbe a paru en 1923 (et non pas en 1924). En vue d'une édition critique de saint Athanase, Lebon a publié, dans la *Revue d'Histoire ecclésiastique* de 1925, des pages intéressantes (p. 524-30) et Caspar, dans les *Gött. Gel. Anzeigen*, de 1927 (p. 161-84), des remarques importantes sur la *Chronique* de saint Jérôme donnée par M. Helm dans le *Corpus* de Berlin. Au sujet du quatrième discours pseudo-athanasien, contre les Ariens, si l'on accepte la date proposée par M. Stegmann (340 envi-

ron), l'attribution à Apollinaire de Laodicée paraît, au contraire, peu admissible, car ce serait faire commencer bien tôt l'activité littéraire d'Apollinaire, qui ne devint évêque que vers 360. Abandonnant la démonstration, qui avait cependant rallié tous les suffrages, attribuant à Ethérie la fameuse *Peregrinatio ad loca sancta*, M. Jarecki (1928) se prononce de nouveau pour Silvie ou finit plutôt par ne donner aucun nom ; il est vrai que, selon l'appréciation de bons juges, cette étude ne renversera pas les positions acquises. C'est dans l'*Historisches Jahrbuch* de 1921 (et non de 1920) qu'a paru l'étude de M. Wilbrand sur la chronologie de certains écrits de saint Ambroise. Sur les Confessions de saint Augustin et la question de leur sincérité, il vaut la peine de citer Batiffol, *Revue des Jeunes*, 1921 (t. II, 491-509 et t. III, 129-46). Au sujet du *Décret* dit *gélasien*, il faut signaler la recension d'Amann, dans la *Revue biblique* de 1913 (602-08), qui s'oppose à Dom Chapman et se prononce plutôt en faveur de la thèse de M. Dobschütz. Dans le supplément du *Dictionnaire de la Bible* (t. I, 1130-32), 1928, M. Devreesse conteste qu'il faille, avec Vaccari, attribuer à Julien d'Eclane le commentaire sur les psaumes du manuscrit de l'Ambrosienne et propose de le restituer de nouveau à Théodore de Mopsueste. On peut trouver un peu courts les paragraphes consacrés à Sozomène et surtout à Socrate, et regretter qu'il n'y ait pas au moins quelques lignes sur Phébade d'Agen, sur Philastre de Brescia, sur d'autres encore. A propos des Actes des martyrs, il semble plus probable qu'il faille placer sous Marc-Aurèle, et non pas sous Dèce, la mort de Carpos, Papylos et Agathonicé. Il ne faut pas dire aussi catégoriquement que les martyrs de Scilli étaient au nombre de douze. Ils ne sont que six — peut-être même que cinq — dans le préambule et dans la première sentence, et M. Saltet, dans l'article, d'ailleurs cité, du *Bulletin de Littérature ecclésiastique* de 1914, semble avoir prouvé que les six autres sont des martyrs dont la fête se célébrait, en Afrique, à la même date, soit le 17 et le 18 juillet, et qui, pour ce motif, ont été introduits plus tard dans le texte. Supposer (bien que Mgr Ehrhard vienne de se rallier à une solution semblable dans son récent ouvrage, *Die Kirche der Märtyrer*, p. 43) que ce sont des chrétiens qui avaient échappé, ou qui, bien que dénoncés, ne s'étaient pas présentés au tribunal, semble assez invraisemblable. On ne fait pas conduire à la mort *(duci jussi)* des accusés condamnés par contumace ! En réalité, toute cette fin des *Actes des martyrs scillitains* semble avoir été fâcheusement remaniée.

L. Wæber.

---

1. Johann Stumpf. Chronica vom Leben und Wirken des Ulrich Zwingli. 2. Aufl. 222 S. Hrg. von Dr. L. Weiß. Zürich, Reformierte Bücherstube, 1932. Quellen und Studien zur Geschichte der helvetischen Kirche. I.

2. Bernhard Sprüngli. Beschreibung der Kappelerkriege. Hrg. von Dr. L. Weiß, Bd. I. Zürich, Reformierte Bücherstube, 1932. Quellen und Studien zur Geschichte der helvetischen Kirche. II.

Die « Reformierte Bücherstube » in Zürich gibt eine neue Reihe von Schriften heraus, betitelt : « Quellen und Studien zur Geschichte der hel-

vetischen Kirche », deren zwei erste Bände bereits vorliegen. Sie will damit « dem Volk und den Gelehrten » nicht bloß alte Quellen, die noch nicht oder nicht mehr zugänglich sind, in die Hand geben, sondern die Sammlung soll auch Raum bieten für Studien, Abhandlungen und geschichtliche Darstellungen, « die für die Gegenwart von Interesse sind » oder sonstige wertvolle Arbeiten veröffentlichen. Von den angekündigten Veröffentlichungen seien einige herausgehoben, die bei den Lesern dieser Zeitschrift besonderes Interesse beanspruchen können : Zürich und seine Kirche nach der Schlacht bei Kappel. Die Lehre Luthers in der Schweiz. Die Geschichte der Wiedertäufer in der Schweiz. Wir dürfen auch unserseits diese neue Sammlung durchaus begrüßen, können aber alle Bedenken nicht unterdrücken, denen der Doppelcharakter einer halb populär, halb wissenschaftlich gehaltenen Sammlung rufen muß.

Besagten Schwierigkeiten konnte der Herausgeber der vorliegenden Quellenschriften noch entgehen. Er hat den Text beider Quellen unverändert herausgegeben und lediglich die Orthographie der heutigen Schreibweise genähert.

1. Die Zwinglichronik von Joh. Stumpf ist bisher ungedruckt geblieben. Die Tatsache, daß Hr. Bullingers großgefaßte Reformationsgeschichte in der Zwinglibiographie völlig von Stumpf abhängig ist, gibt dafür nur eine Erklärung. Die Stumpf'sche Chronik geriet, wie Dr. L. Weiß, p. 180, nachweist, erst im XIX. Jahrhundert in Vergessenheit, während sie früher in namhafter Weise benützt worden war. Aber weshalb, in diesem Zusammenhang, der Angriff gegen die « an den hohen Schulen inaugurierte Methodenlehre » ?

In einer kurzen Einleitung erörtert L. Weiß das Verhältnis der Stumpf'schen Darstellung zu den Geschichtswerken Heinrich Brennwalds, Fridli Bluntschlis, in deren Kreis Joh. Stumpf ganz hineingehört. Der Unterschied von Bullingers Darstellungsweise wird darin charakterisiert, daß Stumpfs Zwinglichronik als Familienchronik, Bullingers Reformationsgeschichte als Werk des Antistes der Zürcher Kirche gewertet werden muß.

Wer nun freilich einen Kommentar zur Einschätzung des selbständigen Wertes der Stumpf'schen Darstellung erwartete, würde vergeblich suchen. Offenbar wollte der Herausgeber davon absehen. In Wirklichkeit dürften der neuen Erkenntnisse für die schweiz. Reformationsgeschichte nicht sehr viele sein. Auch der Anmerkungsapparat, der sehr viele Erklärungen zu Personalien gibt, läßt solche selten erkennen. Wir vermissen in ihm an etlichen Stellen, so in Anm. 12, 14, 16, den Hinweis auf Durrer, Die Schweizergarde in Rom, 46 f., 217 f. Es ist unzulässig, den Bezug von fremden Gaben ohne weiteres als Verrat zu bezeichnen (Anm. 4). Ebenso ist es irreführend, schlechthin zu sagen, die Chorherren hätten sich allmählich zum Evangelium bekannt (Anm. 44). Eine Einschränkung etwa in der Form : die Mehrzahl wäre unbedingt erforderlich gewesen. Dagegen stimmen wir dem Verfasser zu, wenn er (Anm. 71) die Bedeutung der Katastrophe bei Pavia (1525) stark hervorhebt und die Überwertung der Schlacht bei Marignano für die auswärtige Politik der Eidgenossen bekämpft. In Anm. 88 hätte wieder Durrers genannte Werk herangezogen werden

dürfen. In Anm. 139 ist zu berichtigen, daß die Burg Marx Sittichs von Hohenems zwischen Chur und Reichenau liegt. Gemeint ist dabei Hohenems bei Götzis, eine Verwechslung, der man merkwürdigerweise anderwärts auch begegnet. (Vgl. Zwinglis Werke, VIII, Nr. 487, Anm.)

2. Vorliegende Darstellung des Verlaufs der beiden Kappelerkriege stammt von einem Teilnehmer. Sprüngli ist entschiedener Anhänger Zwinglis und schreibt allein darum « diewil ettlich (als mir nit zwiflet) uß nyd und haß, ouch uß gunst und ungunst darvon geschriben und ettlichen besonderen personen zugleit, des sy nie gesinnet, ich geschwyg, daß sy es gethan habind » usw. Er will « allein die warhait » melden. Der Bericht Sprünglis ist datiert auf den 29. Dez. 1532. Seine Schrift dient der Verteidigung. Hervorzuheben ist, daß sowohl Stumpf wie Bullinger Sprünglis Bericht als wichtigste Quelle benutzt haben. Und weil er restlos in Bullingers Reformationsgeschichte übergegangen war, ist er bisher auch unbeachtet geblieben. Aufgefunden wurde die Schrift von Prof. E. Gagliardi (1912). Dr. L. Weiß ediert sie zum ersten Mal. In der Einleitung gibt der Herausgeber die wesentlichsten Lebensdaten Sprünglis wieder. Auf den Wert der Quellenschrift näher einzutreten, ist hier nicht der Ort.

O. Vasella.

Dr. L. Weiß. **Unbekannte ausländische Quellen zur Geschichte der Kappelerkriege.** Sep.-Abzug aus Geschichtsfreunde, LXXXVI, 1931. 133 S.

Die Wiederkehr des 400. Gedenktages an die zweite Schlacht bei Kappel, die ja untrennbar mit der Person Ulrich Zwinglis verknüpft ist, hat die Erforschung dieser wichtigen Episode in der Entwicklung der schweizerischen Religionsfrage ganz offensichtlich belebt. Dr. L. Weiß, unermüdlich tätig, gibt hier eine große Zahl von bisher zum größten Teil ungedruckten und unbekannten Berichten über die Ereignisse, die sich an die 2 Kappelerkriege knüpfen, aus ausländischen Archiven bekannt. Mitaufgenommen wurden etliche Stücke, die der Herausgeber bereits 1927 in der Festgabe des Zwingliverein zu Ehren H. Eschers veröffentlicht hatte. Diese beziehen sich auf die Korrespondenz des Markgrafen Ernst von Baden.

In ihrer überwiegenden Zahl stammen die Akten aus dem Stadtarchiv Augsburg, weniges lieferte das Bayerische Staatsarchiv in München, während die Mehrzahl der bereits veröffentlichten Dokumente (in Petit gesetzt) auf Forschungen im Generallandesarchiv in Karlsruhe zurückgehen. Die letzte Nummer (70) umfaßt die Aufzeichnungen des Hans von Hinwil, die auf Grund von Abschriften in Einsiedeln und Luzern P. Gabriel Meier bereits in dieser Zeitschrift, Bd. I (1907), veröffentlicht hatte. Nun ist es Dr. L. Weiß gelungen, das Original im Staatsarchiv in Wien ausfindig zu machen, das ihm den nochmaligen Abdruck des Tagebuches erlaubt.

Auf die Bedeutung all dieser Quellenstücke kann nicht eingegangen werden. Aber wir möchten es doch nicht unterlassen, auf einige Nummern besonders hinzuweisen. Wir halten beispielsweise Nr. 2, Protokolle über die Verhandlungen am Innsbrucker Hof über die Frage eines Bündnisses

mit den V Orten, für sehr wichtig und glauben, daß unter anderm die Darstellung bei Dierauer, III [2], 137 f. und passim einer Korrektur bedürftig sind. Und überdies wird hier die Haltung der V Orte durch nicht unwesentliche Züge schärfer und richtiger gedeutet werden können. (Dies gilt z. B. auch von Nr. 40, 42 und 47, Schreiben der V Orte an Marx Sittich von Ems. 1531, X, 18, 19, 26.) Bemerkenswert sind auch Nr. 66 f., Aus einer « Newzeitung », weil sie die Lage nach dem zweiten Kappelerkrieg in mancher Hinsicht plastisch hervortreten lassen. Darüber hinaus vermittelt dieses Material einen höchst lebendigen Einblick in die Vorgänge, wie sie ganz besonders in Süddeutschland durch die damaligen politischen Ereignisse ausgelöst worden sind. So mag man schon allein an dieser Sammlung ermessen, welche Ausbeute die ausländischen Archive für die schweizerische Geschichte liefern mögen. Man darf Dr. L. Weiß füglich dafür Dank wissen, wenn er diese Lücken in der schweizerischen Forschnug, die nicht immer ohne weiteres begreiflich erscheinen, zu beseitigen bestrebt ist.

Aber ein Wort muß noch zur Einleitung des Herausgebers gesagt werden. Hier erörtert Dr. L. Weiß kurz die Geschichtschreibung, insbesondere die katholische, über die Kappelerkriege. Er stellt den amtlichen Charakter der Reformationschronik von Hans Salat ernstlich in Frage, entgegen bisheriger Anschauung. Nun ist unzweifelhaft, daß Salats Darstellung auf den amtlichen Akten der Luzerner Kanzlei beruht. Das Wesentliche liegt aber, so nach Weiß, darin, daß die Darstellung Salats nicht von der Obrigkeit aus angeordnet war. Für die Bewertung der Chronik Salats wäre diese Unterscheidung nicht allzu wichtig. Aber Weiß zielt weiter. Er sieht die von der Obrigkeit ausgegangene Darstellung in der fälschlich früher Tschudi zugewiesenen (die Unmöglichkeit dieser Hypothese ist auch sonst eingesehen worden) Schrift : « Kurze Beschreibung der kath. Orten in der Eidgen. Krieges wider ihre Eidgen. » Weiß kann diese Anschauung dadurch stützen, daß diese Darstellung in Abschriften in ganz Europa verbreitet ist. Sie dürfte ein Werk der Luzerner Diplomatie sein und ist nach Weiß als Antwort auf Stumpf zu betrachten. Den Verfasser vermutet Dr. Weiß in Zacharias Bletz, Luzerner Stadtschreiber. Man wird soweit Dr. Weiß, zur Hauptsache, folgen dürfen ; denn seine Meinung wird noch durch manche Momente gestützt. Eine neue Überprüfung der damaligen Historiographie in ihren Zusammenhängen wird sich immer notwendiger erweisen.

Dagegen trifft Dr. Weiß in einer andern Sache nicht das Richtige. Er meint, Salat hätte eine Fortsetzung seiner Reformationschronik und eine « gmeine cronick » verfaßt. Dafür glaubt Dr. Weiß einige Stellen als Belege anführen zu können. Aber wir sehen in ihnen nicht mehr als eine propagandistische Ankündigung weiterer Arbeiten, wie es oft üblich war und heute noch ist. Darauf weisen die Wendungen « ob Gott gunt » und « den andern teil dis buochs usmachen wirt » nur allzu deutlich hin. Dabei ist natürlich ohne weiteres zuzugeben, daß Salat etliches Material schon gesammelt hatte.

O. Vasella.

P. Dr. Adelhelm Jann, O. M. Cap. : Der selige Martyrer Apollinaris Morel und die feierliche Disputation seines theologischen Kurses. Im Rahmen des wissenschaftlichen Betriebes in Freiburg (Schweiz) und in der schweiz. Kapuzinerprovinz während des XVIII. Jahrhunderts nach Quellen dargestellt. Separatabzug aus « Collectanea Francescana », Assisii, Tom. II, 1932. 8°, 123 S.

In breitem, aber äußerst interessantem Rahmen behandelt Verf. die am 17. und 18. Juli 1780 im Kapuzinerkloster zu Freiburg im Uechtland stattgefundene theologische Disputation, welche der selige Apollinaris Morel mit seinen Ordensschülern veranstaltet hatte. Jene Disputation zeugt vom edlen Wetteifer, der damals in genannter Stadt unter den verschiedenen Orden und Schulrichtungen herrschte. Vom theologischen Standpunkte aus ist die Tatsache wichtig, daß der selige Lektor mit dieser Disputation unter dem Klerus und den gebildeten Laien daselbst dem Thomismus zum Durchbruche verhelfen wollte gegenüber der skotistischen Lehre. In Disput sollten 119 aus der gesamten Theologie gewählte Thesen kommen. Sie mußten den Offenbarungsschatz erläutern und gegen wirkliche, namentlich aus dem Lager der Aufgeklärten stammende Einwürfe sicherstellen, keineswegs aber bloße Zielscheiben bilden für erfundene scholastische Objektionen.

P. Adelhelm verstand es, ein recht großes Quellenmaterial hereinzubeziehen und so aus der Darstellung und Beurteilung der Disputation einen wertvollen Beitrag zur Schulgeschichte sowohl des Kapuzinerordens als des Kantons Freiburg zu machen. Auch die Zeitgeschichte des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts erhält manche Lichtstrahlen, nicht zuletzt von der Darstellung der Persönlichkeit des Lektors Apollinaris selbst, der nach seinem segensreichen Wirken in Freiburg, Stans und andern Klöstern bei der Revolution in Paris sein Priester- und Lehrerleben mit dem Martyrertode beenden durfte.

P. *Burkhard Mathis* O. Cap.

Alexandre Vinet. Littérature et histoire suisses. Recueil d'articles et d'essais divers, publiés d'après les éditions originales et les manuscrits, par Henri Perrochon, docteur ès lettres, maître au Collège de Payerne. Payot, 1932.

M. Henri Perrochon, historien et littérateur, dont la renommée va grandissant, était tout à fait qualifié pour publier un recueil d'articles et d'essais divers d'Alexandre Vinet, l'un des meilleurs écrivains de la Suisse occidentale au début du XIX^{me} siècle.

Dans sa préface, il s'attache tout d'abord à la personnalité de ce bon patriote vaudois, de ce libéral modéré, vraiment respectueux du droit des autres, de ce protestant si convaincu et si tolérant qu'a été Vinet. Ensuite, il nous donne nombre de renseignements concernant les divers morceaux qu'il publie. Nous avons, en effet, une édition critique, pourvue d'abondantes références bibliographiques et de quelques notes explicatives fort précieuses.

Cet ouvrage intéressera, non seulement les fervents admirateurs de notre littérature romande, mais aussi les amis du passé, même ceux qui s'occupent d'histoire ecclésiastique. Ces derniers seront curieux de connaître le jugement qu'a porté Vinet sur la scission religieuse du XVI^me^ siècle. « La réforme, a-t-il écrit, est plus tard devenue protestantisme, mais à l'origine elle fut bien simplement réforme » (p. 78). « Protestant est devenu synonyme d'anti-catholique ; mais encore une fois, la chose, à son principe, était spirituelle et pure d'idée de parti ; à présent encore, le véritable réformé n'est point anti-catholique, ni, je crois, le vrai catholique, anti-protestant ; ils sont tous deux de Christ... (p. 79).

Il a aussi jugé l'introduction de la Réforme dans le pays de Vaud. « Nous louons l'historien, dit-il, en parlant de J. Olivier et de son histoire du canton de Vaud, d'avoir senti ce qui, dans la Réforme qu'il comprend et qu'il aime, put blesser alors les âmes sincères et tendres, nous aimons sa sympathie pour leur douleur, sa juste indignation contre la nouvelle tyrannie [celle de Berne], qui s'inaugurait au nom de la liberté et contre l'insolente et grossière intervention du pouvoir civil dans la religion, qu'il semble considérer dès lors comme une affaire de haute police » (p. 157-158). Un peu plus loin, Vinet cite avec complaisance des passages de l'ouvrage de J. Olivier. En voici quelques-uns : « La Réforme avait deux parties comme toute révolution : elle réussit dans la première [à son avis, le libre examen] et faillit dans la seconde... Mais qu'arriva-t-il et qu'est-ce qui fit que la Réforme fut en partie manquée, là même où elle put vaincre ? Il arriva en grand, dans presque tous les Etats, ce que nous avons vu dans celui de Berne en petit : c'est que les gouvernements ou la masse du peuple se bornèrent à se séparer de Rome sans réformer en eux ce qui avait besoin de l'être. Il en résulta qu'au lieu de chercher à être l'Eglise chrétienne uniquement, ils furent des Eglises anti-romaines, voilà tout... Et les Eglises protestantes ne furent point, au fond, des Eglises, mais des Etats avec deux ministères inégaux, l'un ecclésiastique, l'autre civil... Toute tyrannie ecclésiastique allait être d'autant mieux broyée que le pouvoir civil se chargeait d'en faire l'opération » (p. 158-161).

Vinet, comme le révèlent divers articles, publiés par M. le D^r^ Perrochon, a suivi de près la question des couvents d'Argovie et, à ce propos, nous voyons de quelle manière il comprend le catholicisme et les Ordres religieux. « C'est une des forces du catholicisme, écrit-il, d'avoir traduit toutes ses idées en institutions ; chaque goutte d'eau s'est cristallisée ; la religion du catholicisme a pris position sur tous les points de la vie humaine, comme la puissance navale de l'Angleterre à tous les passages des mers ; chaque moment, chaque circonstance grave d'une vie catholique a son rite : le drapeau saint flotte partout : cette religion est tangible, saisissable ; elle a un corps, une forme, une couleur » (p. 268). Un peu plus loin, il affirme : « Le catholicisme, comme religion, est au moins aussi populaire dans les cantons qui lui appartiennent, que le protestantisme, au moins comme négation du catholicisme, peut l'être dans les cantons protestants » (p. 269).

A propos des monastères d'Argovie, il soutient la thèse conservatrice

et catholique. Ecoutons-le : « La suppression des couvents que les catholiques veulent garder est un coup porté aux catholiques et au catholicisme. Cette religion est en minorité dans la Confédération. Elle a eu lieu de s'en apercevoir plus d'une fois » (p. 269). « Si l'article 12 [du Pacte fédéral de 1815] n'existait pas, nous n'en regarderions pas moins les couvents comme garantis, en tant qu'institutions catholiques, que le catholicisme seul peut abolir. Cet article fait partie d'un pacte, non d'une loi ; une majorité peut rapporter une loi, il faut l'unanimité des parties contractantes pour réformer un pacte ou une des dispositions d'un pacte... Dans ce point de vue, la Diète fédérale, même à la plus imposante majorité, ne pouvait prononcer la dissolution d'un seul monastère » (p. 270-271).

Vinet écrit encore et non sans courage : « On a entendu, dans les salles des Conseils, des hommes respectables s'écrier : « Je voudrais de bon cœur abolir les couvents ; malheureusement, la lettre du pacte m'arrête. » Il ne fallait point parler ainsi. Il fallait dire, au contraire : Quand la lettre du pacte ne dirait rien des couvents, je les défendrais autant qu'il serait possible et juste pour l'amour de mes confédérés catholiques » (p. 277).

D'ailleurs, il voit d'une manière très nette la menace anticléricale et, parlant des adversaires des monastères argoviens, il fait cette réflexion : « Ils aboliraient bien autre chose, si cela dépendait d'eux ; mais on ne peut faire tout à la fois. Ils commencent par les couvents et par le catholicisme : ils ne nous ont pas dit par où ils comptent finir » (p. 278).

Quoique protestant et libéral, l'écrivain vaudois est plutôt partisan des cantons du Sonderbund. En 1846, peu avant sa mort, il écrit à ce propos : « La véritable affaire pour eux [les radicaux] est de créer sur un terrain qui leur est familier un Etat constitutionnellement radical et socialiste (p. 475). L'incrédulité du radicalisme suisse est une incrédulité passionnée et l'on pourrait dire croyante. Elle renie jusqu'au spiritualisme et en déteste les conséquences comme le principe. (p. 477)... La vive et forte cohésion des Etats de la ligue catholique [le Sonderbund] est le dernier rempart du fédéralisme » (p. 477-478).

Il ne nous reste plus qu'à féliciter M. Perrochon, Dr ès lettres, d'avoir publié avec tant de soin tous les essais et articles de valeur rédigés par Alexandre Vinet, œuvres qui permettent de bien saisir l'impartialité des vues et la noblesse du caractère de cet écrivain. *J. Jordan.*

Dr. P. Iso Müller. Disentis im XI. Jahrhundert. (Studien u. Mitteilungen O. S. B. 50 [1932] 194-224).

Dr. P. Iso Müller, der mit seiner Freiburger Dissertation über die Anfänge des Klosters Disentis in Fachkreisen allseitige Beachtung gefunden und in der nächsten Umgebung des Klosters Aufsehen erweckt hat, macht mit dem weiteren Aufbau der Geschichte seines Klosters vorwärts : soeben erscheint an oben angeführten Ort seine Untersuchung über Disentis im XI. Jahrhundert. Der Verfasser bewegt sich hier auf sichererem Funda-

ment als bei den Anfängen des Klosters. Schon liegt Urkundenmaterial vor, lückenloser fließt die Tradition, Reichlicheres bieten vollwertige Einzeluntersuchungen und quellenbelegte Darstellungen. Alle diese Fundgruben sorgfältig ausbeutend, bespricht Dr. Müller die Reformäbte aus dem Kloster Einsiedeln, die Vergebung des Klosters an die Bischöfe von Brixen durch die salischen Kaiser und seine Freigabe, die Beziehungen des Klosters zur Reform in Muri, die ständische Zusammensetzung im Bergkloster. Verdienstlich ist die Zusammenstellung einer Äbteliste der für die Zeit von 885–1112 einwandfrei bezeugten Regenten von Disentis. Allzuviele Namen halten der kritischen Sonde des jungen Doktoren nicht stand : für über 200 Jahre acht Äbte ! Als auffälligstes Ergebnis der Untersuchung Dr. P. Müllers zum Äbtekatalog kann der Nachweis gelten, daß Disentis wohl einen Abt Adalgott besaß (um 1000), der aber nur Abt im Kloster war und mit einem Adalgott Bischof von Chur nicht identifiziert werden darf. Erst im XVII. Jahrhundert wurde das Grab des Disentiser Abtes Adalgott in der Klosterkirche mit dem Grab des Churer Bischofs Adalgott (1151–1160) verwechselt. Einem ähnlichen aufwertenden Schicksal verfiel der Disentiser Propst Ulrich, der als Abt nach Muri postuliert wurde und dort von 1075–1082 amtete, dann ins Kloster Disentis zurückkehrte und von den Chronisten des XVII. Jahrhundert zu einem Bischof Ulrich von Chur befördert wurde, mit dem er nach dem Verfasser nichts zu tun hat.

Gründliches Quellenstudium, scharfe historische Kritik, unerschrockene Liebe zur Wahrheit zeichnen Dr. Müller, wie bei der ersten Arbeit, auch hier aus. Daß er die Klostertradition nicht immer sehr pietätvoll — wir meinen die Wortpietät, die von der wissenschaftlichen Methode zu unterscheiden ist — behandelt, und namentlich auf die Synopsis schlecht zu sprechen ist, verargen wir dem energisch schaffenden jungen Gelehrten nicht. Immerhin wird er sich in Acht nehmen müssen, nicht alles zu verwerfen, was in der Synopsis und bei den Chronisten des XVII. Jahrhundert steht, nur weil es dort steht. So ist die Bemerkung, schon die Tatsache, daß die Synopsis die Todesdaten zweier Äbte nur um zwei Tage differieren lasse (23. Mai 1012 u. 25. Mai 1031), beweise ihre historische Wertlosigkeit (S. 200, Anm. 28), eher eine gewagte Behauptung als eine Erledigung der Quelle. Es wäre überhaupt unerläßlich, die Synopsis endlich einmal quellenkritisch zu analysieren und wissenschaftlich zu edieren. Bevor die Synopsis und die Quellen des XVII. Jahrhundert auf diese Weise erfaßt sind, wird man die Vermutung nicht los, es stecke in ihnen am Ende doch mehr, als P. Iso gelten lassen will. Jedenfalls sind bis dorthin Noten wie « Elaborat » und Werturteile wie, die Regierungsdaten der Synopsis seien « natürlich rein erfunden » billiger auszuteilen als zu begründen. Ungewohnt und gelegentlich irreführend ist in den Anmerkungen die Zitierung ebd., z. B. Decurtins ebd., wo es richtig l. c. oder a. a. O. hieße. Nicht ganz adaequat scheint uns die Annahme des Verfassers, die Berufung des Propstes Ulrich von Disentis nach Muri könne *mit Sicherheit* auf 1075 angesetzt werden, dieses Datum ergibt sich immerhin bloß aus den Acta Murensia, die rund 100 Jahre nach dieser Zeit entstanden sind. Als störende Druckfehler

sind stehen geblieben Vogtswahl für Abtswahl (S. 216), Neuverleibung für Neuverleihung, die Freiheitsstellung des Klosters vor 1048 für die Freiheitsstellung des Klosters von 1048 (S. 208).

Dr. Karl Fry.

Folletête Eugène, Rauracia Sacra ou Dictionnaire historique du clergé catholique jurassien, 1789-1932. Première partie : Le clergé séculier, Porrentruy, Bonne presse du Jura, 1932. 122 p. 8°. (Extrait des *Actes* de la Société jurassienne d'Emulation, année 1931.)

E. F. de Mülinen, l'auteur de l'*Helvetia Sacra*, avait publié en 1863, dans les *Actes* de la Société jurassienne d'Emulation, un dictionnaire historique du clergé catholique jurassien. Ce répertoire, qu'il avait intitulé *Rauracia Sacra*, remontait, pour certains ecclésiastiques, jusqu'au XI^me^ siècle, et bien que l'auteur eût fait quelques omissions et qu'il eût laissé de côté, du moins pour les deux ou trois derniers siècles, les simples curés, ainsi que les frères et les sœurs convers des couvents d'hommes et de femmes, son catalogue n'en comprenait pas moins près de 600 noms.

Mgr Folletête a voulu tout à la fois compléter et continuer le dictionnaire de Mülinen. Il a pu utiliser un catalogue des curés des paroisses du Jura dressé par Mgr Chèvre, son prédécesseur comme curé-doyen de Porrentruy. Il a mis à jour ce répertoire. Il y a ajouté les noms des vicaires des curés, ainsi que ceux des prêtres qui ont rempli des fonctions d'aumônier ou de professeur, faisant suivre le *curriculum vitae* de ces ecclésiastiques, lorsqu'il y avait lieu, de la liste des œuvres par eux publiées.

Après avoir consacré à ces recherches les quelques loisirs que lui laissaient ses fonctions de curé, de doyen et maintenant de vicaire général, Mgr Folletête nous donne aujourd'hui la première partie de son étude, soit le dictionnaire du clergé séculier du Jura, depuis la fin du XVIII^me^ siècle jusqu'à nos jours.

Un répertoire ne s'analyse pas, mais on le consulte. On se rendra compte, en l'utilisant, du soin et de la minutie avec lesquels il a été dressé. Ces catalogues, du moins lorsque l'auteur s'en tient exclusivement aux renseignements fournis par les sources officielles, ne donnent assez souvent des personnages dont ils s'occupent qu'une image un peu factice et livresque. Ce qui a fait l'essentiel de leurs préoccupations et de leur mérite est parfois passé tout silence, tandis que sont signalées des occupations très secondaires ou qu'ils n'ont même revêtues que d'une manière plus nominale que réelle. Tel n'est pas le cas du dictionnaire de Mgr Folletête. L'auteur a connu personnellement un bon nombre des ecclésiastiques dont il nous présente la liste. Il a parcouru toutes les localités du Jura, scrutant les archives paroissiales, lisant les pierres tombales, interrogeant ceux qui étaient à même de lui fournir des renseignements ; et c'est ainsi que son catalogue, bien qu'il ne se départisse pas d'une stricte impartialité et qu'il s'abstienne de toute appréciation, fournira à ceux qui auront besoin de renseignements sur un prêtre du Jura bernois, depuis la Révolution française jusqu'à

nos jours, des documents de première main, judicieusement utilisés, et une documentation présentant cette garantie que seul confère en ce domaine un examen prolongé de la matière.

L. Wæber.

Gustav Schnürer. Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft. (Geschichte der führenden Völker. 11. Bd.) Freiburg i. Br., 1932, Herder. 7.60 Mk.; in Leinwand 9.40 Mk.; in Halbleder 11.60 Mk. 10 % Preisermäßigung bei Subskription auf das ganze Sammelwerk.

Schnürer behandelt die Zeit vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Aussterben der Karolinger, also in runden Zahlen gesprochen: das halbe Jahrtausend von 400/900 n. Chr. Die Frühlingsstürme der Völkerwanderung rütteln an den Wänden des baufälligen Römerhauses und reißen sie nieder. «Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen.» Die Westgoten, Ostgoten, Wandalen, Langobarden und Franken errichten eigene Stammesreiche auf römischem Boden. Doch die Macht der drei erstgenannten Völker schwindet bald wieder, zum Teil deshalb, weil sich die arianischen Sieger mit den katholischen Untertanen nicht zu einer Einheit — wenigstens in der Religion — verbanden. Auch die Langobardenherrschaft hält sich nicht. Zwar waren die Langobarden katholisch geworden. Aber ihre Könige vergriffen sich am Gut, das dem hl. Petrus und seinem Nachfolger, dem Papst, unterstellt war. Nur das Frankenreich sollte für die Gestaltung der abendländischen Völkergemeinschaft eine wesentliche Rolle spielen. Die Franken übernahmen früh das Christentum in der Form des Katholizismus. Die Kirche gab sich viel Mühe, die Naturkraft der Germanen, die gelegentlich mit elementarer Leidenschaft hervorbrach, in die richtigen Bahnen zu lenken und auch auf dem Gebiet der höheren Geistesbildung zu schöner Blüte zu bringen.

Was unter Chlodwig und seinen Söhnen alles im Frankenreich vereint wurde, war so heterogen, daß die Folge eine Entwicklung der verschiedenen Stämme oder Landesteile zu selbständigen Staaten bringen mußte. Aber in dieser Entwicklung trat ein retardierendes Moment auf in der weitausholenden Politik der ersten Karolinger. Die Regierung Karls des Großen bildet den Glanzpunkt in diesen fünf Jahrhunderten des frühen Mittelalters. Die Zusammenfassung des festländischen christlichen Abendlandes war notwendig, um den Gedanken der Zusammengehörigkeit in ein und derselben Religions- und Kulturgemeinschaft kräftig zu betonen, bevor die verschiedenen Kräfte national auseinanderstrebten. Die Politik der Karolinger war aber auch für die Kirche wertvoll gewesen. Sie waren, in voller Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion, für deren Verbreitung eingetreten. Sie waren es auch gewesen, die den Papst gegen die Langobardenkönige verteidigt und das feste Fundament zum Kirchenstaat gelegt hatten. Diese Tätigkeit als Schutzherren der Kirche trug den Karolingern die Kaiserkrone ein.

Für Schnürer war es von Vorteil gewesen, daß er kurz vorher sein Werk über Kirche und Kultur im Mittelalter herausgegeben hatte. So

konnte er auch in diesem Buch die kulturelle Entwicklung der neuen Völker mit der politischen Geschichte verbinden. Deutlich zeigt sich auch hier wieder, daß das Aufblühen des Abendlandes nach dem Zusammenbruch des Riesenreiches der alten Imperatoren im wesentlichen auf drei Faktoren beruht, auf dem gesunden Blut der unverbrauchten Germanen, auf der geistigen Bildung der Römer und der religiös-sittlichen Norm des Christentums. Doch ist auch das keltische Rassenelement nicht zu unterschätzen.

Zu den Partien, die unser besonderes Interesse erregten, gehören die Ausführungen über die Missionstätigkeit der Iren und Angelsachsen, deren ausgeprägteste Vertreter Kolumban und Bonifatius sind. Wenn Schnürer auf die Schwächen der Methode Kolumbans hinweist, im Gegensatz zur zielbewußten, von benediktinischer Erzieherweisheit geleiteten Tätigkeit des Bonifatius, so wußte er wohl warum; denn noch immer spukt in verschiedenen deutschen Köpfen die Idee, die Iren seien die einzig richtigen Missionäre für Deutschland gewesen, sie seien gewissermaßen als Vorreformatoren Luther vorangegangen. Was diese Leute gegen Bonifatius einnimmt, ist der Umstand, daß er mit der kirchlichen Organisation auch eine feste Verbindung mit Rom geschaffen hat. *Einen* Zug hat ja Kolumban allerdings mit Luther gemeinsam, das zu starke Hervorkehren der eigenen Persönlichkeit. Luther betonte den Wert der eigenen Einsicht inbezug auf die Schriftauslegung, Kolumban hielt an seiner Einsicht fest in disziplinären Angelegenheiten. Beide erkannten nicht, wie verderblich die Konsequenzen sein mußten, wenn sie nicht innerhalb der Kirche eine über ihnen stehende, gottgesetzte Autorität anerkannten.

Über das Christentum in der Schweiz und in Deutschland, soweit es schon vor den Iren anzutreffen war, ist zwar nicht viel Sicheres bekannt, doch hätten wir es nicht ungern gesehen, wenn Schnürer nicht bloß die Tatsache der Existenz der Bistümer Basel, Windisch und Avenches flüchtig gestreift, sondern kurz noch auf die frühesten Anfänge des Christentums in diesen beiden Ländern hingewiesen hätte.

Die Berechtigung und ideale Bedeutung der Kaiserkrönung Karls wird in helles Licht gerückt, aber wir finden auch die Markierung der Gefahr, die eine Spannung zwischen Kaiser und Papst mit sich brachte, wenn der eine oder andere Teil seine Kompetenz überschritt. Und wir sehen ja auch tatsächlich schon unter Karl dem Großen Ansätze zum Cäsaropapismus. Durchaus richtig und psychologisch begründet scheint uns auch die Darstellung zu sein, die Schnürer von der Politik des Papstes Zacharias gegenüber den Karolingern gibt (S. 197). Der uralte Stolz der Griechen gegenüber den Barbaren bricht hier noch einmal durch.

Haben die Bücher Schnürers heute noch notwendig, laut gepriesen zu werden? Auch das vorliegende Werk ist die reife, köstliche Frucht eines langen Gelehrtenlebens. Die Beherrschung der politischen Geschichte, die tiefe Einsicht in das geistige Leben, die seelische Wärme, die einem entgegenströmt in den Kapiteln über das kirchliche Leben, die reizvollen Betrachtungen über verschiedene Epochen oder Fakten machen das Buch sehr wertvoll. Wir glauben, es wird zu den besten gehören in der Geschichte der führenden Völker.

Paul Hildebrand.

Mitteilungen der Redaktion.

Mit Beginn dieses Jahrganges wird die Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte Organ der historischen Sektion des schweiz. katholischen Volksvereins. Die Änderung ist erfolgt, um der Zeitschrift den notwendigen finanziellen Rückhalt zu geben. Dieser Beschluß ist an der Generalversammlung der hist. Sektion des schweiz. kath. Volksvereins vom 12. Dezember 1932 gefaßt worden. Demgemäß wird inskünftig die Zeitschrift den Mitgliedern besagter Vereinigung, wie allen übrigen Abonnenten, zum bisherigen Preis von 8 Fr. geliefert. Für die Mitglieder der hist. Sektion ist darin der Beitrag an die Sektion eingeschlossen. Um nämlich die Förderung und Unterstützung der gesamten Aufgaben, die sich die hist. Sektion stellt, weitesten Kreisen zu ermöglichen, hat die erwähnte Generalversammlung davon abgesehen, die Zeitschrift zum obligatorischen Organ der Sektion zu erklären. Mitglieder der hist. Sektion, die sich also auf die Zeitschrift nicht abonnieren können oder es nicht wünschen, zahlen den Sektionsbeitrag von 3 Fr. Doch erübrigt es sich, zu betonen, daß auch nach der Intention des Vorstandes der hist. Sektion die Mitglieder nach Möglichkeit die Zeitschrift beziehen sollen. Schon allein das, was die Zeitschrift bisher an wissenschaftlichen Arbeiten geboten hat, vermag ihre kulturelle Bedeutung besonders für das katholische Denken in der Schweiz genügend zu erweisen und uns daher zur Hoffnung berechtigen, daß ihr auch inskünftig jene Unterstützung zukommen wird, die sie vollauf verdient.

Die Generalversammlung der hist. Sektion des kath. Volksvereins vom 12. Dezember 1932, die in Luzern stattfand, hat auch neue Sektionsstatuten durchberaten. Aus diesen Statuten mag herausgehoben werden, was mit der Organisation unserer Zeitschrift in Beziehung steht. Die Redaktionskommission wird von der Generalversammlung in bestimmtem Turnus gewählt. Eines ihrer Mitglieder gehört inskünftig ex officio dem Vorstande der hist. Sektion an, damit die Beziehungen zwischen Sektion und Redaktion unmittelbarer gestaltet werden können.

Der Vorstand der hist. Sektion ist in Luzern durch zwei neue Mitglieder erweitert worden. Es sind dies Prof. Dr. P. Hildebrand in St. Gallen und Dr. O. Vasella in Freiburg, der das Amt eines Kassiers übernommen hat. Die übrigen Mitglieder des Vorstandes sind bestätigt worden, P. Rudolf Henggeler (Einsiedeln) als Präsident, Staatsarchivar Dr. P. X. Weber (Luzern) als Vizepräsident und Staatsarchivar Dr. E. Wymann (Altdorf) als Aktuar. Ebenso bleibt die bisherige Redaktionskommission in ihrer Besetzung unverändert.

Eines muß indessen aus den Verhandlungen besonders hervorgehoben werden: die Schaffung eines Büchi-Fonds, in Erinnerung an den verstorbenen Gründer dieser Zeitschrift, den um die schweiz. Geschichte hochverdienten Prof. Dr. A. Büchi. Dieser Fonds soll in erster Linie der Äufnung von Mitteln zum weitern Ausbau der Zeitschrift und zur Unterstützung von Veröffentlichungen, die von der Sektion ausgehen, dienen. Jede Förderung

dieses Fonds ist hoch willkommen, mag sie sich in noch so bescheidenem Rahmen bewegen. Es harren unser noch reichlich viel Aufgaben. Unter den Publikationen, die die hist. Sektion vor Jahren schon in die Wege geleitet hat, muß die neue Ausgabe der Helvetia Sacra von E. Fr. Mülinen hervorgehoben werden. Ihre sicherlich mühevolle Bearbeitung hat P. Anastasius Bürgler O. M. C. (Luzern) vollendet. Der Drucklegung stehen nur die hohen Kosten im Wege.

Ziel und Haltung der Zeitschrift bleiben im übrigen durch besagte Änderungen unberührt. Wir bitten die bisherigen Abonnenten, unserer Zeitschrift die Treue zu bewahren. Möge man nicht vergessen, daß in unserer rasch lebenden Zeit auch Werke Unterstützung verdienen, die dauernde Werte zu vermitteln und zu schaffen berufen sind.

Die Redaktion.

Personalnachrichten.

Stiftsbibliothek St. Gallen.

Der katholische Administrationsrat in St. Gallen hat an Stelle des verstorbenen H. H. Dr. A. Fäh den bisherigen Stiftsarchivar, H. H. Dr. J. Müller, zum Stiftsbibliothekar gewählt. Dem weitbekannten Gelehrten, der sich auch um die Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte sehr verdient gemacht hat, herzliche Gratulation!

P. H.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.

Nuntius d'Aquino und die Bischöfe seines Sprengels.

(Vorbemerkungen zu einer Ausgabe seiner Berichte. II.)

Von Prof. Dr. Hans FŒRSTER.

Kann man dem Grafen Ladislaus d'Aquino auch wirklich keine blinde Vorliebe für die Bevölkerung seines Nuntiatursprengels vorwerfen, so macht er in seiner Beurteilung doch gewisse Unterschiede. Vor allem kommen Freiburg im Üchtlande und Solothurn recht günstig davon.

Eine ähnliche Beobachtung ist auch bei seinen Ausführungen über seine bischöflichen Standesgenossen zu machen : im allgemeinen steht der Nuntius den deutschen Bischöfen in ihrer Gesamtheit recht ablehnend gegenüber, mindestens äußerst kühl. Eine Ausnahme macht aus bestimmten Gründen der Basler Bischof, auch der Konstanzer Bischof Jakob Fugger, freilich im andern, im ungünstigen Sinne.

Nicht unzutreffend, wenn auch vielleicht mit neidgeschärftem Auge, bemerkt der Nuntius im allgemeinen, die deutschen Prälaten bildeten sich weit mehr darauf ein, weltliche Fürsten als Bischöfe zu sein. Dabei vergäßen sie völlig, daß sie doch nur darum Fürsten seien, weil man sie eben zu Bischöfen erhoben habe. Sie wären doch nur höchst unbedeutende Edelleute geblieben, hätten sie nicht zu ihrer kirchlichen Würde aufsteigen können.

Bei dieser Einstellung liegt für einen emsigen Nuntius die Versuchung nahe, anstelle der Bischöfe Weihen zu erteilen, Kirchen zu benedizieren, Altäre zu konsekrieren und andere diesen zustehende Amtshandlungen vorzunehmen. Solches zu tun, gleichsam als Weihbischof der deutschen Bischöfe zu fungieren, lehnt d'Aquino als der Stellung eines Vertreters des Heiligen Stuhles unwürdig ab. Er distanziert sich scharf von der Auffassung etlicher seiner Vorgänger in der Nuntiatur, die, überzeugt von der Unmöglichkeit, die Ordinarien zu einer ordnungsgemäßen Ausübung ihres Hirtenamtes zu veranlassen, alles selber in die Hand nehmen wollten. Aber auch er hat erst durch die Erfahrung lernen müssen, daß es für die Erfüllung seiner Aufgaben

sehr unzweckmäßig war, sich in die den Bischöfen zustehenden Geschäfte einzumischen. Tut der Nuntius dies anders als in Notfällen und zur Aushilfe, so erregt er das Mißbehagen der Bischöfe, diese arbeiten seinen Bestrebungen entgegen und vereiteln so alle seine Mühe. Er hat sehr richtig bemerkt, daß die von den Nuntien eingeführten Reformen bei weitem nicht so dauerhaft sind, wie die bischöflichen. Und hier will er wieder das mangelnde Zutrauen der Deutschen zu den Italienern maßgebend sein lassen. Ehe ein Italiener solches gewinnt, meint er, vergehen Jahre, und derweilen liegen die wichtigsten Geschäfte brach. Will der Nuntius wirklich sein Amt zu Nutz und Frommen seines Sprengels ausüben, so muß er stets in Verbindung mit den Bischöfen bleiben, muß ihnen ihre Pflichten vor Augen führen und sie zu ihrer Erfüllung anhalten. Denn bei einer ordentlichen bischöflichen Amtsführung bringt der Ordinarius in einem Monate mehr fertig als der Nuntius bei aller Anstrengung in einem ganzen Jahre.

Will der Nuntius z. B. selber eine Visitation vornehmen, so gerät er zunächst bei den weltlichen Obrigkeiten in den Verdacht, er verfolge damit andere Zwecke. Ferner ist er von den Prälaten nicht gerne gesehen. Zudem versteht er die Landessprache nicht, wird also nur von wenigen verstanden. Von einem großen Nutzen kann daher nicht die Rede sein. Und wenn auch die deutschen Bischöfe sich nur sehr ungern dem Visitationsgeschäfte unterziehen, so ist es doch nicht unmöglich, sie dazu zu veranlassen.

Der Schaden, welcher der bischöflichen Stellung des deutschen Episkopates durch seine Reichsfürstenqualität erwächst, zeigt sich auch bei Bischof Jakob Fugger von Konstanz, der zum schwäbischen Kreise zählt und dessen erster Prälat ist. Von einer großen Zahl weltlicher Beamter sei er umgeben, mit denen er sich weit mehr befasse als mit seinem geistlichen Hofstaate. Nur halb so hoher Kosten, nur halb so großen Interesses, wie sie in weltlichen Geschäften von Konstanzer Seite aus aufgewandt werden, bedürfe es, um auf geistlichem Gebiete die Dinge auf eine bessere Bahn zu bringen. Daß dazu die Möglichkeit besteht, davon ist der Nuntius fest überzeugt. Allerdings klafft ein großer Unterschied zwischen seinen Angaben der finanziellen Erträgnisse des Bistums Konstanz und denjenigen des Bischofs selber. Natürlich hält der Nuntius die bischöflichen für falsch und weist auf die starke Scheu der deutschen Bischöfe und Prälaten hin, jemandem einen Einblick in ihre Finanzen zu gestatten. Daß der Bischof nicht in der Stadt Konstanz selber residiert, tut der Italiener so obenhin

ab mit der Bemerkung, daß dies so der Brauch in Deutschland sei. Und die Ursache, die er nur eben durchschimmern läßt, erklärt den Sachverhalt nicht restlos. Insofern wird der Berichterstatter freilich der nicht leichten Stellung des Bischofs gerecht, als er angibt, daß dieser in seinen kirchlichen Funktionen stark beschnitten sei. Nicht einmal die Übertragung der Domherrenstellen in den nichtpäpstlichen Monaten steht ihm zu, sondern dem Domkapitel. Und das führt den Nuntius wieder auf einen tatsächlich sehr wunden Punkt: fällt den Domherren die Kollation eines Kanonikates zu, so erwählen sie nur Leute vom Adel und keine Graduierten. Sie halten dafür, der Doktorgrad tue der Vornehmheit des Blutes Eintrag, und nehmen von den Gelehrten Abstand. Daher empfiehlt der Nuntius nachdrücklich die Ernennung von Graduierten zu Kanonikern in den päpstlichen Monaten. Vor allem warnt er mit größtem Nachdruck vor der Pfründenkumulation, durch die der Adel verdienten Leuten die Plätze wegnehme. Er läßt sich keineswegs dadurch imponieren, daß der deutsche Adel sich selber für eine Stütze der Kirche und eine Säule des Reiches hält. Das ist nach ihm pure Eitelkeit. Denn, so lautet sein vernichtendes Urteil über diesen Bevölkerungsteil, sie können nichts anderes und tun nichts anderes als ihre Einkünfte verschwenderisch durchbringen. Dabei verschmähen sie es manchen Orts noch gar, das geistliche Kleid zu tragen.

Erscheint so schon aus diesen Bemerkungen die Person des Konstanzer Bischofs, die Haltung seines Domkapitels und der Zustand der Diözese nicht gerade im besten Lichte, so muß das zunächst hinsichtlich der Person des Jakob Fugger befremden. Denn schon die Familientradition läßt von vorneherein eine andere Gestalt vermuten. Hatte doch der Großvater Anton die Arbeiten Ecks gegen Luther und die Wittenberger unterstützt; hatte er sich doch zu Augsburg mannhaft für den alten Glauben eingesetzt. Seine Söhne und Neffen errichteten dort den Jesuiten ein Kolleg und Gymnasium. Die Mutter des Bischofs unterstützte die Jesuitenkirche zu Lebzeiten und testamentarisch.[1] Auch kann man wohl annehmen, daß Jakob Fuggers Eintritt ins Priestertum auf wirklichen Beruf zurückzuführen ist, da die reiche Familie es wohl nicht nötig hatte, ihre Söhne durch den Erwerb von geistlichen Pfründen zu versorgen.[2]

[1] *Konst. Holl*, Fürstbischof Jakob von Konstanz (1604/1626) und die katholische Reform der Diözese im ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1898. Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br., Bd. I, S. 1.

[2] Ebda. S. 7 und S. 229.

Das Bistum Konstanz, zu dessen Hirten Fugger 1604 durch den Nuntius Johann della Torre konsekriert wurde, war vor der Reformation das größte Deutschlands. Aber durch diese hatte es starke Einbußen erlitten ; unter die Hälfte seines Bestandes war es herabgesunken. Kaum ein anderer deutscher Sprengel war infolge der Durchsetzung mit zahlreichen, teils alt-, teils neugläubigen weltlichen Herrschaften so zersplittert und religiös gemischt wie der Konstanzer. Von seinen vordem 67 Dekanaten waren nur noch 25 unversehrt, 18 waren ganz der neuen Lehre zugefallen, alle übrigen gemischt.[1] Fugger hatte auch persönlich eine weit schwierigere Stellung als der von Ladislaus viel höher eingeschätzte Basler Bischof Rink von Baldenstein.[2] Denn dieser hatte in Jakob Christoph Blarer von Wartensee einen trefflichen Vorgänger gehabt, der bereits emsig im Sinne der katholischen Reform gearbeitet hatte. Jakob Fugger hingegen mußte erst die Schädigungen überwinden, die mit dem Episkopate des Mark Sittich von Hohenems[3] und des Kardinals Andreas von Österreich[4] verbunden waren. Gewiß hatte er in Johann Georg von Hallwil einen Vorgänger, der segensreich gewirkt hatte, aber dessen Regierung war zu kurz gewesen, um durchgreifende Reformen hervorzurufen.[5] D'Aquino hat an Fugger auszusetzen, daß er den Italienern abgeneigt sei. Diese Behauptung scheint indessen nicht allgemein zuzutreffen. Denn mit dem Vorgänger Aquinos, dem Nuntius della Torre, stand er in freundschaftlichem Verkehr.[6] Auch der Vorwurf, Fugger halte keinen Vikar, stimmt nur in soweit, als kein besonderer Vikar für die Visitation der Diözese bestellt war. Denn ein Generalvikar war stets vorhanden, wenn auch der Weihbischof Mirgel diesen Posten eine Zeit lang mitversah. Wohl ist dem Nuntius zuzugeben, daß das Konsistorium mit Offizial, Fiskal und zwei Doktoren zu schwach besetzt war.[7] Auch ist die Klage d'Aquinos zutreffend, daß Jakob Fugger nicht zur visitatio liminum nach Rom gegangen sei. Ungewiß bleibt indeß, ob diese Unterlassung wirklich einzig auf die Abneigung Fuggers gegen die Italiener zurückzuführen ist, oder ob nicht auch andere Gründe, wie die Gefahren der

[1] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 18.
[2] Siehe unten S. 91 ff.
[3] 1561/1589.
[4] 1589/1600.
[5] 1601/1604. *Karl Schellhaß*, Zur Geschichte der Gegenreformation im Bistum Konstanz, in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Bd. 71); N. F., Bd. 32, 1917, S. 3 ff., 187 ff., 375 ff., 493 ff.; (Bd. 72), N. F., 33, 1918, S. 316 ff., 449 ff.; (Bd. 73), N. F., 34, 1919, S. 145 ff., 273 ff., behandelt die Dinge bis 1581.
[6] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 120.
[7] Ebda. S. 127.

Reise in den unruhigen Zeiten und die großen damit verbundenen Kosten den Bischof zurückgehalten haben. Jedenfalls versuchte Jakob einen gewissen Ersatz zu schaffen, indem er des öftern einen Stellvertreter nach Rom sandte, der dem Papste über seine Verwaltung Bericht erstattete. Und in Rom scheint dieses Verfahren nicht getadelt worden zu sein. Wenn d'Aquino in seinen Berichten nichts davon weiß und nur das Fernbleiben Fuggers rügt, so hat seine parteiische Berichterstattung dem Konstanzer zu Rom vermutlich weiter nicht geschadet.[1] Auch die Angaben des Nuntius über das Finanzgebahren des Bischofs Fugger sind nicht einwandfrei, vielmehr in sich zwiespältig. Einerseits will er die berechtigten Klagen des Konstanzers über die von seinem Vorgänger hinterlassenen Schulden als übertrieben hinstellen, will deren Tilgung als für einen geschickten Verwalter leicht erscheinen lassen; und anderseits sieht er sich veranlaßt, den Willen des Bischofs zur Besserung der Finanzlage und seine tatsächlichen Erfolge auf diesem Gebiete aufzuführen. Doch überschätzt er bei weitem die Einkünfte Jakobs und würdigt nicht entsprechend seine Ausgaben für Besoldungen, Pensionen, Hofhaltung, Zinsen u. dgl., welche die Einnahmen zuweilen bedeutend überstiegen. Für die aus seiner Stellung notwendig werdenden Ausgaben für Prozesse zu Rom und nördlich der Alpen, für zahlreiche Gesandtschaften zu Reichs- und Kreistagen, zu den Versammlungen der Liga, zu den Tagsatzungen der Eidgenossen zeigt der Nuntius überhaupt kein Verständnis, wiewohl er recht beweglich darüber klagen kann, wenn er selber zu derartigen Aufwendungen gezwungen ist. Ja er weiß überhaupt nicht, daß der vielgetadelte Bischof mit Herzog Maximilian von Bayern, Bischof Heinrich von Konstanz, dem Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen zu den Begründern der katholischen Liga gehörte. — Den oben kurz berührten, vom Nuntius auf das eindringlichste geschilderten Mißstand des Adelsregimentes im Konstanzer Domkapitel erkannte der Bischof Fugger als unmittelbarer Leidtragender natürlich mindestens eben so gut wie der Nuntius. Davon zeugt der Kampf, den er mit Ausdauer und Entschiedenheit gegen die sogenannten Nobilisten führte. Die erste Handhabe zum Einschreiten bot ihm eine Rechtsverletzung gelegentlich der Wiederbesetzung einer Domherrenstelle. Auf Grund eines Kapitelsstatutes, allerdings aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, durften zwei der Konstanzer Kanonikerstellen nur an Priester vergeben

[1] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 127; *Joseph Schmidlin*, a. a. O. S. 33.

werden. Beide wurden im Jahre 1606 vakant, und die in einem kapitularischen Monate freigewordene wurde dem erst siebzehnjährigen Friedrich von Hundpis übertragen. Dieser, « ein völlig untauglicher Edelmann », erfüllte also die gestellte Bedingung nicht. Jakob Fugger erwirkte zu Rom die Ungültigkeitserklärung der Übertragung. Die dann folgenden Maßnahmen, zuerst zu Gunsten des Dr. Johann Brendlin, sodann, da dieser aus Furcht vor den Nobilisten verzichtete, zu Gunsten des Dr. Severin Welser, erregten die Empörung des adeligen Teiles des Kapitels. Geschlossen standen die Nobilisten gegen den Bischof und die Graduierten auf. Das alte Statut wurde abgeändert und der Bischof zur Bestätigung eines neuen aufgefordert. Das war der Anfang eines langen und äußerst heftigen Streites. In dessen Verlaufe wurden die schweren Vorwürfe des Fürstbischofs gegen die Adelsfaktion von seinem Weihbischofe Mirgel bestätigt. Dagegen tragen die Anklagen der Nobilisten von vornherein den Stempel der Unwahrheit oder zum wenigsten arger Übertreibung an der Stirn. Sie fanden allerdings die Unterstützung der schwäbischen Ritterschaft, welche die Versorgungsstellen für ihre nachgeborenen Söhne in Gefahr sah. Aber wies schon die Anklage der adeligen Domherren selber eine recht ungeschickte Formulierung auf und erschöpfte sie sich in ganz unbestimmten Beschuldigungen, so zeigte auch das Vorbringen ihrer Helfer eine fast rührende Hilf- und Harmlosigkeit und fand seitens der Graduierten die verdiente vernichtende Entgegnung. Der Streit ging aber weiter und beschäftigte die höchsten Instanzen. Erst im Jahre 1611 oder 1612 erging eine Sentenz der Rota, die umstrittene Pfründe sei dem Dr. Severin Welser zu übergeben, und die anderen Bewerber hätten keinen Anspruch darauf.[1] Auch der Nuntius kann den ärgerlichen Streit nicht schlimm genug schildern. Aber nicht etwa, um den Widerstand des Bischofs gegen die schädlichen Maßnahmen seines Kapitels zu rühmen, sondern um seine eigene Vermittlungsaktion ins rechte Licht zu rücken. Denn der üble Zwist, von dem angeblich fast das ganze Deutschland erfüllt wurde, konnte trotz der Vermittlungsversuche verschiedener Prälaten und Nuntien nicht beigelegt werden. Erst als sich unser wackerer Ladislaus des Falles annahm, gewann dieser ein anderes Gesicht. Um den gordischen Knoten zu durchhauen, begab er sich selber nach Konstanz und zeigte schon durch die Wahl seiner Unterkunft seine Neutralität an. Und er will vollen Erfolg gehabt haben : nicht nur

[1] *Holl*, a. a. O. S. 200-207.

Friedensartikel wurden aufgestellt, vielmehr fand der ganze Handel auch einen feierlichen äußeren Abschluß. Man verzieh einander gegenseitig das Unrecht, umarmte sich in aller Öffentlichkeit und sang das Te Deum. Vor allem verzeichnet d'Aquino mit Genugtuung, seine Friedensarbeit habe eine Dauerwirkung gehabt zur hohen Freude der ganzen Diözese und insbesondere der Stadt Konstanz. Außer diesem Streite will der Nuntius auch einen solchen zwischen Bischof und Rat der Stadt Konstanz geschlichtet haben, wobei er sein sorgfältiges Vorgehen stark hervorhebt. Ja, wären nicht weitere Schwierigkeiten eingetreten, so hätte er seiner Versicherung nach auch den uralten Streit mit dem Abte von St. Gallen um dessen quasiepiskopale Stellung beigelegt. In Wirklichkeit aber scheinen gewisse Hemmungen in seiner Person gelegen zu haben. Denn als bereits die Entscheidung der Rota am 1. März 1613 zu Gunsten des Abtes von St. Gallen ergangen war, als sich die Litiganten am 22. des gleichen Monates daraufhin außergerichtlich einigten und dann der Nuntius die Vermittlung hätte übernehmen müssen zur Erlangung der päpstlichen Bestätigung der getroffenen Übereinkunft, da wurde er von Konstanz als parteiisch abgelehnt.[1] Die konstanzischen Unterhändler waren zweifellos überzeugt, daß dem ganzen Wirken des Nuntius eine offensichtlich bischofsfeindliche Tendenz innewohnte. Und in der Tat sah sich der Nuntius des öftern veranlaßt, den bischöflichen Wünschen entgegenzutreten. So bei der Frage der Konfirmation des Propstes von Beromünster. Schon der Nuntius Santonio hatte dem Propste Wilhelm Richart gegenüber die Rechte der römischen Kurie energisch zur Geltung gebracht. Dessen Nachfolger Nikolaus Holdermeier hatte gleich nach seiner Ernennung die päpstliche Konfirmation nachgesucht, die ihm durch den Nuntius della Torre 1601 erteilt wurde. Aber der auf ihn folgende bischöfliche Kommissar des schweizerischen

[1] Über die Einzelheiten des Streites zwischen Konstanz und St. Gallen vgl. *Scheiwiler*, Die jurisdiktionsrechtliche Stellung des Klosters St. Gallen im Bistumsverbande von Konstanz geschichtlich dargestellt auf Grund des kanonischen Prozesses der Jahre 1596/1607. Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, XVI, 1922, bes. S. 45, 46 ff., 122, 134 ff., 192-217, 283-308. Ferner *Karl Steiger*, Zur Vorgeschichte des st. gallisch-konstanzischen Konkordates vom Jahre 1613, ebda. XVII, 1923, S. 105 ff., 201 ff., 241 ff. Über Abt Bernhard II. (1594/1630) von St. Gallen vgl. *Rud. Henggeler*, Monasticum-Benedictinum Helvetiae. Profeßbuch der fürst. Benediktinerabtei der hl. Gallus und Othmar zu St. Gallen. Zug 1929. S. 143-145. Porträt S. 80/81. Über seine voräbtische Zeit und seine Schriften S. 257-8. — *A. Scheiwiler*, Die Vorgeschichte Abt Bernhards II. von St. Gallen. Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, XI, 1908, S. 81-101.

Anteiles der Diözese, Peter Emberger, wandte sich seiner Konfirmation wegen nicht nach Rom, sondern an das bischöfliche Ordinariat zu Konstanz. Und Bischof Jakob Fugger beeilte sich, ihm durch seinen Generalvikar Johannes Hausmann die Investitur zu erteilen. Hier schritt die Nuntiatur ein und arbeitete darauf hin, daß der Propst sich wegen einer neuen Bestätigung an den römischen Stuhl wende. Emberger aber machte geltend, eine solche Neuerung werde den Regierenden mißfällig sein. D'Aquino berichtete nach Rom und erhielt den Rat zu weiser Mäßigung. Indessen setzte er es bei günstiger Gelegenheit durch, daß insgeheim die Konfirmation vollzogen wurde und so die päpstlichen Rechtsansprüche gewahrt blieben. Die Schwierigkeiten, die Embergers Nachfolger Ludwig Bircher (1611-1640) machte, erledigte d'Aquino durch einen strengen Befehl an den Genannten zu Ungunsten der Konstanzer Ansprüche im Jahre 1612. Freilich ehe der ganze Handel sein Ende fand, ging seine eigene Amtsperiode vorbei. [1]

Der persönliche Gegensatz des Nuntius zum Konstanzer Bischof mag vielleicht Veranlassung dafür gewesen sein, daß d'Aquino eine Maßnahme des Fugger nicht erwähnt, die durchaus in der Richtung der Bestrebungen des Nuntius lag; nämlich hinsichtlich der Einteilung der Diözese in Unterbezirke, die Ladislaus nicht oft und eindringlich genug fordern konnte. Bereits lange Jahre vor seinem Eintreffen in dem Nuntiatursprengel, schon am 10. Mai 1605, hatte nämlich Jakob Fugger die erste Instruktion für seinen ersten Kommissar in Luzern ausgestellt. Damit waren jahrzehntelange Verhandlungen zum Abschlusse gebracht worden. Noch Jakobs unmittelbarer Vorgänger, Bischof Georg von Hallwil, war durchaus gegen diese Abmachung gewesen, und schon ein Jahr nach seinem Tode wurde der Vertrag zwischen seinem Nachfolger und Luzern geschlossen. [2] Hat sich so Fugger in einer Frage, die durchaus im Geiste der katholischen Restaurationsbewegung lag, in Gegensatz zu seinem Vorgänger gesetzt, so

[1] *K. A. Kopp*, Die Investitur des Stiftpropstes von Beromünster. Beilage zum Jahresbericht über die Mittelschule Münster (Kt. Luzern) für das Schuljahr 1908/09. *F. Speiser*, Die Investitur des Stiftpropstes von Beromünster. Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte, IV, 1910, S. 39.

Wie sehr der Nuntius übrigens auf dem Posten war, wenn es galt, die päpstlichen Rechte zu wahren oder zu erweitern, zeigt sein Verhalten bei einer Luzerner Propstwahl. Hier verschaffte er sich Zutritt, angeblich, um das Wahlverfahren kennen zu lernen, in Wirklichkeit, um damit ein Recht des Nuntius zu begründen.

[2] *Alois Henggeler*, Die Wiedereinführung des kanonischen Rechtes in Luzern zur Zeit der Gegenreformation. Das Kommissariat Luzern von 1605–1798 = Aus Recht und Geschichte der katholischen Kirche in der Innerschweiz. Luzern 1909.

konnte er sich in einer anderen Angelegenheit, nämlich bezüglich der Einrichtung der schweizerischen Benediktinerkongregation von der Befürchtung einer Beeinträchtigung seiner bischöflichen Stellung nicht freimachen. War doch ein Hauptzweck der Begründung solcher Kongregationen, die oft mangelhaft gehandhabte bischöfliche Visitation durch eine emsigere zu ersetzen. [1] Gerade d'Aquino stand offensichtlich ganz auf Seiten der Äbte bei ihren Streitigkeiten mit dem Bischof und bemühte sich, die Klöster der bischöflichen Jurisdiktion ganz zu entziehen. [2] Abneigung gegen die deutschen Bischöfe im allgemeinen, gegen den Fugger insbesondere, Vorliebe für die Klöster und dazu sachliche Gründe mögen zusammengewirkt haben, daß d'Aquino dem Abt Augustin Hoffmann von Einsiedeln, unter dem die helvetische Benediktinerkongregation zustande gekommen war, die Würde eines Titularbischofs zu verschaffen strebte, was schon sein Vorgänger Verallo ins Auge gefaßt hatte. Dadurch sollte der von Ladislaus hoch gepriesene Abt angeblich nur die Befugnis erhalten, in seiner Kirche zeitweise zu firmen. Schon hatte der Nuntius den Auftrag erhalten, den Prozeß de vita et moribus einzuleiten, als sich der Konstanzer Bischof heftig widersetzte. Wohl nicht mit Unrecht fürchtete dieser, von der Erhebung des Abtes zum Titularbischofe bis zur vollendeten Loslösung der Schweizer von seiner Diözese sei nur ein Schritt. Denn stets standen die Eidgenossen dem Konstanzer Bischofe als einem Fürsten des Reiches mit dem größten Mißtrauen gegenüber, stets erblickten sie in seinen Maßnahmen eine Bedrohung ihrer Freiheit. Ihr Streben nach der Errichtung einer eigenen Kirchengewalt im Lande hätte sicherlich nicht vor der Schwierigkeit Halt gemacht, die darin bestand, daß die meisten weltlichen Besitzungen des Bischofs innerhalb der Eidgenossenschaft lagen. Bei einer bloßen Ernennung des Abtes zu der angestrebten Würde aber wäre ein nie versiegender Quell zu andauernden Zwistigkeiten gegeben gewesen. [3]

Klagt der Nuntius ferner über das Fehlen eines Diözesanseminars, so beachtet er nicht die außerordentlich großen Schwierigkeiten, die seiner Einrichtung entgegenstanden, und verkennt ferner völlig, daß

[1] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 62 f.

[2] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 62, 64. *Hugo Müller*, Die rechtlichen Beziehungen des Stiftes Muri-Gries zu den Diözesanbischöfen. Festgabe zur neunten Jahrhundertfeier der Gründung des Benediktinerstiftes Muri-Gries 1027–1927. Sarnen 1927. S. 94.

[3] *Holl*, a. a. O. S. 74 ff.

sich Fugger wohl darum bemüht hatte. Auf der Diözesansynode 1609 wollte er mit der Verwirklichung seines Planes beginnen, mußte aber bald einsehen, daß weder vom Säkular- noch vom Regularklerus eine ausreichende Unterstützung zu erwarten war. Und lange nach dem Abgang und dem Tode d'Aquinos tat er noch einmal (1624) einen Schritt in dieser Angelegenheit.[1]

Daß Fugger die eben erwähnte Diözesansynode abgehalten hat, führt der eitle und ruhmsüchtige Nuntius nicht auf dessen eigenen Antrieb zurück, sondern sieht darin die Frucht seiner unablässigen Mahnungen. Dabei hatte schon die Wahlkapitulation Fuggers eine entsprechende Bestimmung enthalten, und auch die Jesuiten förderten die Berufung einer Synode auf jede Weise. Daher mag es den Nuntius keine allzu große Mühe mehr gekostet haben, seinen Wunsch durchzusetzen und mitzuhelfen, daß nach zweiundvierzigjähriger Pause wieder eine solche gefeiert wurde. Denn weder der Kardinal Marcus Sitticus noch Andreas von Österreich noch Johann Georg von Hallwil hatten der Konstanzer Synode des Hohenemsers vom Jahre 1567 eine weitere folgen lassen, sodaß also die Vorwürfe d'Aquinos die drei Vorgänger Fuggers mit treffen müßten. Auch wenn der Nuntius so optimistisch ist, die Synode als fruchtbar zu bezeichnen, lediglich auf Grund der erlassenen und gedruckten Statuten, deren Ausführung er allerdings nachhelfen will, so mag er sich hier gleichfalls getäuscht haben. Verweigerte doch der Abt von Kempten unter Berufung auf seine Exemption die Teilnahme an der Synode; hatte doch der General des Zisterzienserordens den Äbten von Salem, Wettingen, St. Urban und Tennenbach, sowie den Frauenklöstern des Ordens die Beteiligung untersagt. Die 15 Johanniterkommenden vollends und die sieben Kommenden der Deutschherren standen dem kirchlichen Leben der Diözese überhaupt teilnahmslos gegenüber.[2]

Recht beweglich klingt die Klage des Nuntius über die Resistenz des Bischofs und seiner Untergebenen in der Frage der Visitationen. Der Italiener stellt es so dar, als sei in dieser Beziehung fast gar nichts geschehen, als habe der Bischof, trotzdem ihm der Nuntius die Erlaubnis zur Vornahme einer einmaligen Visitation aller Franziskanerinnen- und Dominikanerinnenklöster erwirkte, seine Pflicht nicht

[1] *Holl*, a. a. O. S. 115 ff.

[2] *Holl*, a. a. O. S. 137; *Konrad Lütolf*, Die Gegenreformation in der Konstanzer Diözese. Katholische Schweizerblätter, 10, 1894, S. 453.

erfüllt. Und doch hat Fugger, wenn auch nicht in erheblichem Ausmaße, selber visitiert und auch Visitationen durch seinen Weihbischof und andere Abgeordnete vornehmen lassen.[1] Daß wirklich dem Fugger der gute Wille fehlt, geht dem Nuntius daraus hervor, daß im Gegensatz zu früheren Zeiten kein Generalvikar bestellt sei, sondern nur ein Offizial mit vielen weltlichen Räten, die keineswegs als Förderer der geistlichen Geschäfte in Betracht kommen. Später scheint Ladislaus sich allerdings davon überzeugt zu haben, daß der Konstanzer Bischof tatsächlich seine Schwierigkeiten hatte, genügende Kräfte in seinen Dienst zu stellen. — Nicht viel besser als der Bischof Fugger kommt in der Beurteilung d'Aquinos sein Weihbischof Johann Jakob Mirgel davon. Und doch gehörte dieser Germaniker zu den sonst vom Nuntius so sehr geschätzten Graduierten im Kapitel zu Konstanz und blieb gleich ihm stets ein Freund der Jesuiten und der Kapuziner. Mag auch das Urteil der Jesuiten über Mirgel allzu günstig ausgefallen sein, so läßt doch schon seine Grabschrift durch ihre Tatsachenangaben erkennen, daß d'Aquinos Auffassung von ihm stark korrekturbedürftig ist.[2]

Einen ganz anderen Eindruck als vom Konstanzer Bischof gewinnt man aus der Darstellung d'Aquinos vom Basler Wilhelm Rink von Baldenstein. Ihn schätzte der Nuntius am höchsten von allen Bischöfen seines Sprengels. Bei ihm waren in der Tat alle Voraussetzungen gegeben, daß er in die Fußstapfen seines Vorgängers und Oheims Jakob Christoph Blarer von Wartensee treten würde. Dieser hatte selber maßgebenden Einfluß auf die Ausbildung seines Neffen ausgeübt und ihn bei den Jesuiten in Dillingen, Würzburg und Dijon seine Studien machen lassen. Der Jesuitenfreund d'Aquino hatte ihm in der Jesuitenkirche zu Pruntrut die Bischofsweihe erteilt.[3] Einen gottesfürchtigen und höchst eifrigen Mann nennt er ihn, ja der Bischof ist ihm einer der besten Prälaten in ganz Deutschland. Wenn die Prozesse den richtigen Gang nehmen, wenn Simonisten und Konkubinarier bestraft werden, so ist das alles auf die Frömmigkeit Rinks zurückzuführen, der seine Diözese in Person visitierte, was bei den übrigen deutschen Bischöfen etwas ganz Ungewöhnliches war. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß der von d'Aquino so hoch gepriesene

[1] *Holl*, a. a. O. S. 117 ff.; *Jos. Schmidlin*, a. a. O. S. 25 f.
[2] *Holl*, a. a. O. S. 192 f.
[3] Vgl. *Vautrey*, Histoire des évêques de Bâle. Vol. II, 1886, S. 176 f.

Bischof doch immerhin auf den Schultern seines gleichfalls reformeifrigen Vorgängers und Verwandten Blarer stand, der seinerseits wieder eine außerordentlich wertvolle Stütze in seinem Weihbischofe Franz Bär gehabt hatte. Beider Männer Arbeit kommt indessen beim Nuntius nicht zur Geltung.[1] Denn genau genommen ist er selber es wieder, dem eigentlich das Verdienst am guten Wirken des trefflichen Bischofs zukommt. Denn der Nuntius ist mit Wilhelm Rink bei seiner Weihe über die Inangriffnahme der berührten Punkte übereingekommen. Und nicht genug damit, er hat ihm auch noch eine schriftliche Anweisung für seine Amtsführung gegeben. Über die tatsächliche Ausführung hat ihm der Bischof stets mit solcher Bescheidenheit Mitteilung gemacht, daß der Nuntius nicht genug die Lauterkeit seiner Absichten preisen kann. Sein Lob gipfelt darin, daß Rink bei weitem die Verdienste seines Vorgängers übertreffe, der die geistlichen Interessen hinter seinen weltlichen habe zurücktreten lassen. Freilich selbst der in den Augen des Nuntius so vorzügliche Bischof Rink von Baldenstein konnte sich nicht von allen Schlacken freimachen: er weigerte sich lange, seine Bereitwilligkeit zum Besuche der limina apostolorum auszusprechen. Und bei aller Ergebenheit und Zuvorkommenheit dem Nuntius gegenüber scheint der Basler diesen doch nicht allzu tief in seine Finanzen schauen gelassen zu haben. Ja selbst über seine Stellung zu den großen Mächten vermag der Nuntius keine Auskunft zu geben, muß vielmehr resigniert feststellen, daß er sich weder als Franzosenfreund noch als Parteigänger der Spanier entpuppt habe. Und auch des Ladislaus Zuneigung hatte trotz aller Lobeserhebungen ihre Grenzen: Als der Bischof ein Ansinnen an ihn richtete, das den Interessen der Kurie zuwiderlief, da zeigte er die kalte Schulter, obwohl es sich um eine Vergünstigung handelte, in deren Besitz Wilhelms Vorgänger bereits gewesen war, und der Nuntius selbst zugibt, daß der Bittsteller eine Gewährung seines Gesuches wohl verdiene. Es handelte sich um das

[1] Über die außerordentlich rege Tätigkeit Blarers unterrichtet vor allem *Theodor von Liebenau*, Beiträge zur Geschichte der Gegenreformation im Bistum Basel. Archiv für schweiz. Reformationsgeschichte, Bd. II. Luzern 1904. S. 38-100; vgl. auch *Herm. Kasser*, Die Contrareformation im Fürstbisthum Basel unter Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee 1575–1608. Berner Beiträge 1884, S. 246 ff.: Die Gegenreformation im Laufenthal und Birseck, S. 249 ff. II. Gegenreformationsversuche in den andern Theilen des Bisthums: S. 266 ff. Ferner *Pastor*, Geschichte der Päpste, Bd. IX, 1923, S. 501. Über Bär vgl.: *Franz Gfrörer*, Franz Bär, Weihbischof von Basel, 1550–1611. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 57, NF 18, 1903, S. 87.

Privileg, die in den Reservatmonaten zu besetzenden Benefizien zu vergeben. Das Indult schien dem Italiener zu groß, um es gewissermaßen in den erblichen Besitz der Basler Bischöfe kommen zu lassen. Und so hielt er seinen Schützling mit glatten Worten hin, ohne ihm die Hoffnung und damit seinen guten Willen zu nehmen. Sonst aber griff der Nuntius wacker zu, um dem Bischofe den Weg zu ebnen. So wollte er die Mißhelligkeiten beseitigen, die sich daraus ergaben, daß der Bischof nicht zu Basel, sondern in Pruntrut residierte, das zwar seiner weltlichen Gewalt unterstand, kirchlich aber zum Erzstift Bisanz gehörte. Ein Tausch zwischen Besançon und Basel sollte die Schwierigkeiten beheben. Aber der angeblich schon weit geförderte Plan stieß doch schließlich auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Ehe die gedachte Regelung getroffen wurde, sollten in der Tat noch anderthalb Jahrhunderte vergehen.[1] Nicht genug damit, daß der Bischof von Basel im Sprengel seines Metropoliten residierte, auch sein Domkapitel hatte seinen Sitz in einer fremden Diözese, nämlich in der Konstanzer, zu Freiburg im Breisgau. Und endlich hatte gar der Vikar mit der Kurie seine Zelte zu Altkirch aufgeschlagen. So sehr der Nuntius auch diese Dislozierung beklagte, so wurde doch erst unter Johann Konrad von Roggenbach das baselsche Stiftskapitel von Freiburg in das Basel benachbarte Arlesheim verlegt.[2]

Sehr hoch bewertet der Nuntius auch die Hilfe, die er dem Bischof von Basel im Bieler Handel hat angedeihen lassen. Um sie ins rechte Licht zu setzen, schildert er eingehend die großen Schwierigkeiten, die damit für Rink verbunden waren, ohne aber auch hier dem Vorgänger Blarer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.[3]

Wie bei Bischof Fugger von Konstanz, so wurden auch in der Basler Diözese die besten Absichten Rinks von Baldenstein durch das landesherrliche Kirchenregiment stark beeinträchtigt. Hier machte vor allem die österreichische Regierung zu Ensisheim die größten Schwierigkeiten. Mehrfach mußte sich der Nuntius dafür einsetzen, die Mißhelligkeiten auf diesem Gebiete aus dem Wege zu räumen. Schon war eine Sondertagung in Aussicht genommen, auf der er sicher

[1] Vgl. *Jos. Hürbin*, Handbuch der Schweizer Geschichte. Stans 1908. II. S. 217, Anm.

[2] Vgl. *Kasser*, a. a. O. S. 273.

[3] Für den Bieler Handel unter Blarer von Wartensee vgl. *Eduard Kleinert*, Der Bieler Tauschhandel 1594–1608. Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. VI. 1914, Heft 2.

zu einem Ausgleich zu kommen hoffte, als « li correnti tumulti » dazwischen traten, die alles vereitelten.[1]

Entbehrte die Konstanzer Diözese noch eines Seminars, so war auch das Basler, von Blarer errichtete, kein Quell reiner Freude für die Diözese. Es erregte vielmehr die Gemüter sehr stark, als man, gestützt auf das Tridentiner Konzil, einen Unkostenbeitrag von den Geistlichen des Sprengels verlangte. Der Nuntius mußte eigens bemüht werden, um diesem Ansuchen Nachdruck zu verleihen.

Weit unbefriedigender als in Konstanz und gar in Basel waren die Verhältnisse in der Diözese Lausanne. Hier fehlte nach dem Tode des Bischofs Johannes Doroz[2] drittehalb Jahr ein Ordinarius, und damit kamen aufs neue die langwierigen Verhandlungen ins Stocken, die zwischen Rom und Freiburg im Üchtland wegen der Residenz des Bischofs in Freiburg geführt worden waren.[3] Auch mit der Wahl des Bischofs Wattenwyl[4] waren die vielen Schwierigkeiten nicht behoben. Denn die Hauptvoraussetzung fehlte weiterhin: die Residenz in Freiburg. Unzählige Male hatte der Nuntius den Bischof gebeten, doch nach Freiburg zu kommen, den Zustand seiner Kirche in Augenschein zu nehmen und die Geschäfte fortzuführen, die der Tod seinem Vorgänger aus der Hand genommen hatte. Aber der Neugewählte lebte als Abt in seinem burgundischen Kloster. Dort hatte er sein Auskommen, in Freiburg hingegen sah er keine Möglichkeit, seinen Unterhalt zu finden. Erst kurz vor der Abfassung der Relation hatte Wattenwyl dem vielfachen Drängen nachgegeben und seine persönliche Ankunft und den Einsatz aller seiner Kräfte für den Wiederaufbau seiner Diözese in Aussicht gestellt. Für diese Rückkehr des Ordinarius in seinen Sprengel sucht nun der Nuntius seinerseits die Wege in Freiburg nach Möglichkeit zu ebnen[5], in der « citta principalissima et bellissima ». Lag dem Nuntius entgegen seinem sonsthin sehr wenig sentimentalen Wesen die Stadt Freiburg besonders am Herzen, so

[1] Vgl. *Jos. Schmidlin*, a. a. O. S. 76.

[2] 1600–1607.

[3] Vgl. *K. Holder*, Beiträge zur Geschichte der Synodalgesetzgebung der Diözese Lausanne im siebzehnten Jahrhundert. Katholische Schweizerblätter. N. F. 17, 1901. S. 295-322.

[4] 1610–1649.

[5] Über die Absicht des Bischofs Johann von Wattenwil, die bischöfliche Residenz nach Solothurn zu verlegen, vgl. *L. R. Schmidlin*, Akten zur kirchlichen (Gegen-)Reformation im Kanton Solothurn zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte, IV, 1910, S. 129.

hatte er auch hier den Mann gefunden, den er wohl am höchsten schätzte von all den Personen, die ihm bei seiner Tätigkeit nördlich der Alpen begegneten : den Generalvikar Anton a Pascua. Dieser erstattete dem Nuntius die ihm so sehr erwünschten Berichte über den Zustand der Diözese und führte seine Ratschläge aus. Vor allem kam eine Visitation der Stadt Solothurn und anderer Orte zustande, die seit einem Jahrhundert nicht mehr visitiert worden waren.[1] Es war für ihn ein großer Verlust, als dieser unermüdliche Helfer, der würdige Nachfolger eines Propstes Peter Schneuwly und eines Werro in ihren Restaurationsbestrebungen, der wirklich einen Bischof ersetzte, zum Abte von Hauterive gewählt wurde. D'Aquino ließ nicht zu, daß er den Titel eines Generalvikars ablegte und der Oberaufsicht über die Diözese entsagte, doch bestellte er ihm einen Untervikar Kamerling, über den er sich gleichfalls sehr lobend ausspricht. Die Überleitung zu dem Elekten wurde durch dessen Bestätigung des Provikars gefunden. Dem Nuntius war es indessen nicht vergönnt, die Freiburger Residenzfrage zu einer Entscheidung zu bringen. Erst 1615 wurde die Konvention von 1603 nach neuen Unterhandlungen endgültig vom Papste bestätigt, unter Neuregelung der Einkünfte des Bischofs, aber unter Verzicht auf die noch von d'Aquino betriebene Inkorporation von Part-Dieu[2].

Ziemlich zutreffend schildert der Nuntius den Sittener Bischof Adrian II. von Riedmatten[3] als einen persönlich frommen und eifrigen, aber zaghaften und unentschlossenen Mann, der stets ganz unsägliche Schwierigkeiten ins Feld führe.[4] D'Aquino hält es für angebracht, mit ihm recht höflich zu verkehren, denn das Volk sei sehr roh und argwöhnisch. Zu dieser Anweisung gibt er auch gleich die entsprechende Ausführungsvorschrift, indem er sagt : Um ihn mit Freundlichkeit zu gewinnen, schreibe man ihm oft und verweigere ihm keine vernünftige Gunstbezeugung. Die Dispense für seine Diözese sollen ihm umsonst bewilligt werden, um seine Freundschaft zu erhalten. Der

[1] Über die Bereitwilligkeit Solothurns der bischöflichen Visitation gegenüber vgl. *L. R. Schmidlin*, Akten zur kirchlichen (Gegen-)Reformation im Kanton Solothurn zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte, IV, 1910. S. 125 f.

[2] Vgl. *Holder*, a. a. O. S. 302-306.

[3] 1604–1613.

[4] Vgl. das inhaltlich übereinstimmende Urteil bei *Seb. Grüter*, Der Anteil der katholischen und protestantischen Orte an den religiösen und politischen Kämpfen im Wallis 1600–1613. Geschichtsfreund, 52. Stans 1897. S. 178.

Kanzler des Nuntius ist angewiesen, keine Schreibgebühren zu erheben. Angesichts der Unentschlossenheit des Bischofs erscheint der Nuntius hier vielleicht nicht zu Unrecht als der spiritus rector aller Maßnahmen zur Erhaltung des katholischen Lebens in dem Sittener Sprengel. Aber obwohl er Adrian alle möglichen Mittel und Wege an die Hand gegeben hat, so blieb doch der Erfolg hinter den Erwartungen zurück [1], wenn auch zur Zeit d'Aquinos erreicht wurde, daß man eine Anzahl vornehmer junger Leute von häretischen Schulen und Hochschulen heimrief, daß man Visitationen hielt, daß Weltgeistliche und Jesuiten Missionen veranstalteten u. dgl. m. Diese Teilerfolge ermutigten ihrerseits wieder den Bischof, wenn der Nuntius es freilich auch für die Zukunft für erforderlich hielt, ihn dauernd anzuspornen und ihm den richtigen Weg zu weisen. Sich indessen selber zur genaueren Information über das Wallis dorthin zu begeben, schien dem Nuntius ebenso untunlich, wie seinen Auditor dorthin zu schicken. Er zog es vor, den Sittener Fiskalprokurator zu sich kommen zu lassen, und beriet mit diesem unter Hinzuziehung einer Kommission von Jesuiten und Kapuzinern über die notwendigen Maßnahmen. Vielleicht lag ein Grund dafür in der wenig energischen Persönlichkeit Adrians II., den der Nuntius so übergehen wollte, wie er sich auch mit dem Gedanken trug, ihm einen Koadjutor zur Seite zu stellen.

Als der schlimmste Übelstand erscheint in der Sittener Diözese der Priestermangel und die schlechte Beschaffenheit der zur Verfügung stehenden Geistlichkeit. [2] Die üble Folge der sich daraus ergebenden unzureichenden Unterweisung des Walliser Volkes war, daß es mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit katholisch war, daß manche dort nicht mehr verstanden, auch nur das Kreuzzeichen zu machen, daß man meistens nur ein allgemeines Sündenbekenntnis ablegte und der Aberglauben einriß. Armut des Landes, der wenig liebenswürdige Charakter seiner Bevölkerung, die der Nuntius als halbwild, argwöhnisch und trotzig bezeichnet, waren Ursachen des schlimmen Priestermangels, der noch gefördert wurde durch die schroffe Handhabung des Spolienrechtes seitens des Bischofs. Gerade dieses hielt die Diözesanen davon ab, ihre Söhne dem Priesterstande zuzuführen. Trotzdem das Spolienrecht dem Bischof angeblich wenig eintrug, hatte der Nuntius alle Mühe, die Angelegenheit im Sinne des höheren Interesses zu regeln.

[1] Vgl. ebda. S. 179 f.
[2] Vgl. ebda. S. 68.

Ehe aber das mit dem bischöflichen Fiskal darüber getroffene Abkommen wirksam werden konnte, mußte sich von anderer Seite Hilfe zeigen. Eine solche wurde dem Lande in der Tat durch Aushilfe seitens des Klerus von Luzern zuteil, der im Laufe von elf Jahren nicht weniger als 34 Geistliche ins Wallis entsandte, die hier ein recht ergiebiges Arbeitsfeld fanden.[1] Den Nutzen dieser Aushilfe von Luzern kann der Nuntius freilich nicht gut in Abrede stellen, aber er will doch nicht des öftern von diesem Mittel Gebrauch machen, da ja die Schweiz selber ihre Priester nötig hat. Überdies lassen sich seiner Darstellung nach taugliche Priester durch die armselige und elende Lebenshaltung in dem Missionsgebiete von einer Tätigkeit im Wallis abschrecken. Wagen sie sich gleichwohl dahin, so verlangen sie bald wieder zurück. Eine wirkliche Hilfe vermag der Nuntius unter den obwaltenden Umständen nur in der Heranziehung der Jesuiten zu erblicken, deren Verwendung er allerdings schwierig und gefährlich findet. Natürlich konnte auch die Bereitstellung von fünf Plätzen im Collegium Helveticum zu Mailand durch den Kardinal Borromäus sehr viel zur Besserung der Dinge im Wallis beitragen. Aber der französische Gesandte macht der Entsendung von Zöglingen nach Mailand die größten Schwierigkeiten, die nur mit der höchsten Vorsicht überwunden werden können. Wenn Frankreich sich verpflichtet, zwei Walliser Zöglinge zu Paris zu unterhalten, und darüber hinaus noch sechs weitere bei den Jesuiten zu Thonon, so bringt dieses Entgegenkommen dem Lande nicht den entsprechenden Nutzen, da für diese Zöglinge das Priestertum nicht als Ziel vorgeschrieben ist.[2] Ganz mit Recht beklagt der Nuntius, daß durch die Ausbildung etlicher Laien, die der Kirche nicht dienen und die so notwendige Glaubensunterweisung nicht fördern, den bedauerten Übelständen nicht abgeholfen werde.

Allerdings will es zur ziemlich düsteren Schilderung von den Walliser Zuständen nicht so recht passen, wenn d'Aquino angeben kann, Häretiker wohnten lediglich in Sitten, Leuk und Visp und genössen nirgendwo das freie exercitium religionis ; ebensowenig, wenn er die Zahl der Konvertiten als unendlich hoch bezeichnet.

War dem Sittener Bischofe von seiner alten Machtstellung eigentlich nur mehr der leere Titel verblieben, so war die Lage des Bischofs von

[1] *Ders.*, Die luzernische Mission im Wallis 1604–1615. Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte, IX, 1915. S. 226-228.

[2] Vgl. *Ernst Staehelin*, Der Jesuitenorden und die Schweiz. Basel 1923 ; *Seb. Grüter*, Der Anteil ... S. 159.

Chur, Johann V. Flugi[1], doch ganz unvergleichlich schlimmer als die des Adrian von Riedmatten. Von Anbeginn an stand seine Regierung im Schatten der trüben und wirren Ereignisse politischer und religiöser Art, von denen sie auf ihre gesamte Dauer hin in Unruhe gesetzt und gehalten wurde. Dem ewigen Hin und Her in der Politik der Bünde zwischen Frankreich, Spanien und Venedig, vor allem dem schlauen und bedenkenlosen Wirken des wendigen französischen Gesandten Charles Paschal[2] gegenüber war der Churer Bischof fast völlig hilflos, sein Leben und seine Stellung mehr als einmal in der schwersten Gefahr. Und auch der Nuntius kann hier auf diesem rauhen und gefährlichen Boden keine Lorbeeren pflücken. Er verzeichnet den starken Einfluß des neugläubigen Elementes, wenn gleich es auch hier noch eifrige Katholiken gibt, bei denen seine Geschäfte kräftige Unterstützung finden. Aber gegen den Gesandten Frankreichs kann d'Aquino doch nicht aufkommen. Er gelangt nicht einmal dazu, mit ihm nähere Beziehungen aufzunehmen. Auf sein Schreiben zu Gunsten Flugis, klagt er in der Information, hat er von dem Gesandten überhaupt keine Antwort erhalten. Und das paßt, wie er grimmig und enttäuscht vermerkt, so ganz zum sonstigen Verhalten des Franzosen, der sich immer den päpstlichen Nuntien gegenüber wenig freundlich erwies. Sah man ihn indessen vielfach nicht als guten Katholiken an, so hat der Nuntius doch nicht in Erfahrung bringen können, ob er wirklich Nichtkatholik sei. Jedenfalls erwuchs aus seinem Verhalten gegenüber Flugi und aus den endlosen Widerwärtigkeiten des eifrigen, frommen und musterhaften Prälaten, die anderen Quellen entsprangen, dem Nuntius eine umfangreiche Tätigkeit schwierigster Natur.

Sie lief aber, in der richtigen Erkenntnis, daß eine erfolgreiche direkte Gegenwirkung nicht möglich war, im wesentlichen darauf hinaus, dem bedrängten Bischofe anzuraten, ein gutes Einvernehmen mit dem Vertreter der französischen Krone anzustreben. Der Befolgung

[1] 1601–1627. Ausführlich über ihn: *Joh. Georg Mayer*, Geschichte des Bistums Chur. Stans 1914. Bd. II, S. 231-310; *J. F. Fetz*, Geschichte der kirchenpolitischen Wirren im Freistaat der drei Bünde (Bisthümern Chur und Como) vom Anfang des XVII. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Chur 1875.

[2] Vgl. *Edouard Rott*, Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses, de leurs alliés et de leurs confédérés. II. 1559–1610. Berne 1902. S. 591: Charles Paschal, ambassadeur ordinaire aux Ligues Grises, Décembre 1604–.... Juillet 1614. Über seine perfide Rolle in Religions- und Kirchenstreitigkeiten vgl. *Fetz*, a. a. O. S. 49 ff.

seines Ratschlages schreibt Ladislaus, wie immer, eine günstige Wirkung zu.

Für den inneren Zustand der Diözese Chur war, wie in Sitten, der Mangel an tauglichen Seelsorgern verhängnisvoll. Auch hier war der Bischof infolgedessen nicht selten zur Verwendung recht fragwürdiger Elemente gezwungen. Nach Angabe des Nuntius verhinderten es die Geringfügigkeit der Einkünfte, die Barbarei der Bevölkerung und die Häresie fast der sämtlichen Regierenden, eine durchgreifende Abhilfe zu schaffen. Alles in allem gesehen, ist wohl Chur dasjenige Bistum, dessen Zustand dem Nuntius am allerbedenklichsten erscheint, wo er am wenigsten in der Lage war, erfolgreich einzugreifen, sodaß es ihm vielleicht als erwünscht vorgekommen sein mag, wenn der Bischof noch über einen bedeutenden Rest der reichsfürstlichen Macht verfügt hätte, die er sonst so schroff ablehnt, als Gegengewicht gegen feindliche Gewalten.

La chronique fribourgeoise du doyen Fuchs.

Par Jeanne NIQUILLE.

Au milieu du siècle dernier, Héliodore de Raemy[1] trouva, dans les archives de sa famille, une chronique fribourgeoise en latin ; elle était datée de 1687, mais ne portait aucun nom d'auteur. Raemy conta son heureuse découverte à la Société d'histoire de la Suisse romande, qui se réunit à Grandson le 4 août 1851. Il avait comparé son manuscrit anonyme avec toutes les chroniques fribourgeoises antérieures et postérieures à 1687 qu'il connaissait et il était arrivé à la conviction que sa trouvaille était une œuvre complètement inédite et nouvelle. Il avait remarqué cependant que, dans son *Histoire des Helvétiens*, l'avoyer d'Alt avait relaté l'histoire fabuleuse d'Hercule, maître de l'Helvétie, et de ses successeurs, Lemannus, Errectonius, Helvetus, Sequanus et Allobrox, d'une façon tout à fait analogue à celle du chroniqueur de 1687[2]. Raemy, qui ne s'était pas mis en peine de rechercher s'il existait d'autres exemplaires de sa chronique[3], en conclut que l'avoyer d'Alt avait eu entre les mains le manuscrit anonyme ou qu'il avait consulté, aux Archives de l'Etat de Fribourg, les documents qui avaient servi de guides à l'auteur des annotations de 1687.

Après avoir traduit en français et annoté copieusement son manuscrit, Héliodore de Raemy publia, en 1852, le *Friburgum Helvetiorum ou Chronique fribourgeoise du XVIII*me *siècle*. « L'auteur, disait-il dans la préface, avait trop abrégé la partie civile et politique pour se donner

[1] Héliodore de Raemy de Bertigny (1819-1867), publiciste, fondateur et rédacteur du *Chroniqueur*. Voir sur lui : *a*) l'article nécrologique publié dans le *Chroniqueur* du 2 juillet 1867, N° 69 ; *b*) Albert Büchi : *Die freiburgische Geschichtschreibung in neuerer Zeit*, Freiburg, 1905, p. 16 et 28.

[2] Baron d'Alt, *Histoire des Helvétiens aujourd'hui connus sous le nom de Suisses*, I, Fribourg, Hautt, 1749, p. 13-14.

[3] Le IVme volume des *Hors-d'œuvre* d'Alt (Bibliothèque de la Société économique de Fribourg D 1454) contient une copie de la chronique découverte par Héliodore de Raemy. L'existence de ce manuscrit a été signalée, en premier lieu, par M. Albert Hyrvoix, à la séance de la Société d'histoire du canton de Fribourg, du 26 janvier 1893. (Cf. *Arch. Soc. Hist. Frib.*, VI, p. 327-328). L'écriture du manuscrit d'Alt est de date plus récente que celle du mns. Raemy.

plus de marge dans les questions cléricales. » Afin de combler ces lacunes, Raemy avait composé quelques chapitres supplémentaires, qu'il intercala dans sa publication sous le nom de *Précis historiques*. La traduction et les adjonctions de l'éditeur rendirent cette chronique anonyme très populaire. Les Fribourgeois y trouvèrent avec plaisir les noms des familles qui ont eu des représentants à la bataille de Morat et cette page d'Héliodore de Raemy, bien que basée sur un document très peu sûr, est la plus connue de toute la publication.[1]

En 1896, les Archives de l'Etat de Fribourg acquirent d'Alfred de Raemy[2] le manuscrit de la chronique.[3] L'archiviste Joseph Schneuwly, que l'anonymat de cette œuvre intriguait, exerça dès lors sa sagacité à en découvrir l'auteur.

L'écriture du manuscrit était totalement inconnue et ne révéla pas à Schneuwly le nom du chroniqueur. Celui-ci, par contre, indiquait, dans le texte, qu'il avait achevé son travail le jour de la saint Charles 1687 et qu'il était alors âgé de 64 ans. « L'importance donnée dans la chronique aux questions ecclésiastiques, disait Schneuwly, et surtout la prédilection avec laquelle il y est parlé de l'église de Saint-Nicolas et de tout ce qui s'y rapporte..., font naître l'idée que l'annaliste a été un ecclésiastique, et même autorisent à en chercher l'auteur dans les rangs du clergé de Saint-Nicolas. » L'archiviste Schneuwly se mit alors à parcourir le registre des baptêmes de Fribourg de 1623 et de 1624 et il découvrit que le chanoine Henri Fuchs[4], baptisé le

[1] *Friburgum Helvetiorum Nuythoniae. Chronique fribourgeoise du dix-septième siècle*, publiée, traduite du latin, annotée et augmentée de précis historiques par Héliodore Raemy de Bertigny, Fribourg en Suisse, Koch-Aibischer, 1852.

[2] Alfred de Raemy, frère d'Héliodore (1825-1909), est l'auteur de nombreuses publications d'histoire fribourgeoise.

[3] *Compte rendu des Archives d'Etat*, publié dans le *Compte rendu de l'administration du Conseil d'Etat du canton de Fribourg, année 1896*, Fribourg, Imprimerie catholique suisse, 1897.

[4] Archives de l'Etat de Fribourg, *Reg. Bapt. Frib.*, V, p. 49. Henri Fuchs, dit aussi Vulpius, était le fils du notaire Fuchs et de Barbe Garmiswil, son épouse. Elève du Collège des Jésuites de Fribourg dès 1631, du Collège Helvétique de Milan dès 1638 ; il fut expulsé de Milan en 1646, devint, la même année, curé de Cormondes ; puis chanoine de Saint-Nicolas dès 1649, doyen du Chapitre dès 1658, vicaire général du diocèse dès 1658, puis commissaire apostolique de l'Evêché de Lausanne. Il mourut à Fribourg, le 24 janvier 1689. Voir sur lui : *a*) P. Martin Schmitt, *Mémoires historiques sur le diocèse de Lausanne*, Fribourg, 1859, II^me^ vol., p. 443 et seq. ; *b*) P. Apollinaire Dellion, *Dictionnaire historique et statistique des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, Fribourg, 1888, VI^me^ vol., p. 338-339 ; *c*) [Gustave Brasey], *Le Chapitre de l'insigne et exempte collégiale de Saint-Nicolas*, Fribourg, 1912, p. 164.

13 mai 1624, remplissait les conditions d'âge requises. Il lui attribua dès lors, sans autre forme de procès, la chronique anonyme. « L'écriture du manuscrit, disait-il, n'est pas celle du chanoine Fuchs, mais n'est-il pas possible qu'il ait recouru aux offices d'un copiste, qui aurait été le jeune chanoine Jacques Raemy, ce qui expliquerait que le manuscrit se soit trouvé dans les archives de cette famille ? » M. Schneuwly admettait cette hypothèse parce que « le manuscrit, ajoutait-il, présente un détail curieux : un passage, vers la fin [1], où est consigné l'éloge du chanoine Fuchs lui-même, a été oblitéré avec de minutieuses précautions pour le rendre illisible. Ne serait-ce pas le copiste qui, de son chef, aurait exprimé là sa vénération pour l'éminent personnage, apologie dont la modestie du chanoine Fuchs se serait effarouchée et dont il aurait exigé la suppression. »

Avant de révéler sa découverte au public, l'archiviste Schneuwly fit part du résultat de ses recherches au professeur Albert Büchi, qui travaillait alors à ses *Chroniken und Chronisten von Freiburg im Uechtland*. L'historien fribourgeois parut admettre l'hypothèse de l'archiviste, la mentionna dans son chapitre sur la chronique de 1687, mais en laissa la responsabilité à son auteur [2].

Le 2 mars 1905, dans une séance de la Société d'histoire du canton de Fribourg, Joseph Schneuwly expliqua longuement les procédés qu'il avait employés pour attribuer à Fuchs la paternité de la chronique anonyme [3]. Les historiens devinrent sceptiques. L'hypothèse de Schneuwly reposait sur deux propositions difficiles à défendre. La prédilection du chroniqueur pour les questions religieuses et notamment pour l'histoire de l'église de Saint-Nicolas exigeait, selon Schneuwly, que l'auteur fût un membre du clergé de l'antique collégiale. L'histoire religieuse du pays a une place plus large, dans la chronique de 1687, que l'histoire politique. Cette constatation de Schneuwly, qu'avait déjà faite Héliodore de Raemy, est rigoureusement exacte. Mais rien, dans les détails donnés par le chroniqueur, ne postule nécessairement en faveur d'un auteur ecclésiastique. La description des fêtes reli-

[1] p. 73 du mns. Raemy aux Archives de l'Etat de Fribourg.

[2] Albert Büchi, *Die Chroniken und Chronisten von Freiburg im Uechtland*, Jahrbuch für schweizerische Geschichte XXX, p. 296-298.

[3] Voir le résumé du travail de Schneuwly dans le procès-verbal de la séance de la Société d'histoire du canton de Fribourg, du 2 mars 1905 (*Arch. Soc. Hist. Frib.*, IX, p. 230-231). L'exposé de Schneuwly n'a jamais été publié *in extenso* et son travail manuscrit ne se trouve pas dans les papiers Schneuwly, conservés aux Archives de l'Etat de Fribourg.

gieuses en usage à Fribourg, l'énumération des objets précieux qui composent le trésor de l'église de Saint-Nicolas, les courtes notices historiques sur les couvents du canton peuvent être l'œuvre d'un écrivain laïque aussi bien que d'un théologien. Le nombre des travaux d'histoire religieuse dus à des auteurs profanes est trop considérable pour qu'il ait été difficile de réfuter, par des exemples, cette première proposition de Schneuwly.

Pour découvrir l'historien fribourgeois, âgé de 64 ans, qui écrivait en 1687, l'archiviste Schneuwly avait dépouillé le registre des baptêmes de Fribourg de 1623 et de 1624. Ce procédé éliminait sans examen les citoyens de 64 ans qui vivaient à Fribourg en 1687, mais qui n'y étaient pas nés. Or, si l'on est forcé de reconnaître, avec Schneuwly, que l'auteur de la chronique doit être un Fribourgeois, il ne s'ensuit pas nécessairement que celui-ci ait été baptisé à l'église de Saint-Nicolas ; il pouvait être né dans une autre localité et avoir simplement habité Fribourg pendant une partie de sa vie.

Bien que l'hypothèse de Schneuwly parût chancelante, personne ne chercha à réfuter les arguments qu'il avait apportés. L'affaire Fuchs en resta là. Schneuwly n'essaya pas de fortifier sa thèse, ni de reconstruire sa démonstration sur des données plus sûres. Et, pourtant, l'étude des documents de 1687 qui se trouvaient à sa disposition et un examen plus serré du manuscrit qu'avaient acquis les Archives de l'Etat de Fribourg lui auraient permis de transformer son hypothèse en une certitude. Car le *Friburgum Helvetiorum*, publié par Héliodore de Raemy, est, sans doute possible, l'œuvre du chanoine Henri Fuchs. En voici la preuve :

En 1684, le docte doyen de Frauenfeld, Jean Caspar Lang[1] préparait son *Historisch theologischer Grundriss*, cette œuvre catholique qui devait être le pendant et la réfutation de l'*Historia ecclesiastica* du professeur zurichois Hottinger. Comme il ne possédait pas les matériaux nécessaires pour écrire l'histoire de Fribourg, cette citadelle de la foi catholique, il s'adressa au Gouvernement de notre canton et il demanda qu'on lui envoyât un précis historique de nos institutions civiles et religieuses.[2] La lettre du doyen Lang fut lue à la séance

[1] Voir A. Büchi, *Zur Biographie Caspar Langs*, dans Revue Hist. Eccl. Suisse, 1914, p. 45, et l'article de W. J. Meyer sur la famille Lang, de Zoug, dans le *Dictionnaire historique et biographique de la Suisse*, publié par Attinger, IV, p. 447-448, qui donnent toute la bibliographie concernant Jean-Caspar Lang.

[2] Voir dans la Revue Hist. Eccl. Suisse, 1914, p. 227, la mention d'une demande analogue de Lang adressée au clergé uranais.

du Petit Conseil de Fribourg du 10 novembre 1684. Les magistrats chargèrent immédiatement leur chancelier Nicolas von der Weid et le doyen du Chapitre Henri Fuchs de rechercher les documents anciens qui pouvaient intéresser Lang et de les lui expédier à titre de prêt.[1] Ce procédé, qui aurait nécessité l'envoi à Frauenfeld de nombreux manuscrits appartenant au Gouvernement ou aux corporations religieuses, ne fut pas appliqué. Le Chancelier d'Etat remit à Fuchs les documents officiels et les chroniques qu'il avait trouvés aux Archives de l'Etat ; le Doyen de Saint-Nicolas se chargea de compulser ces collections et de rédiger, à l'usage de Lang, une étude historique sur Fribourg.

Trois ans plus tard, le 18 novembre 1687, Fuchs présentait le résultat de ses recherches au Petit Conseil.[2] Celui-ci confia à une commission de huit membres le soin d'examiner le précis avant de l'envoyer à Frauenfeld. Les délégués trouvèrent que le doyen Fuchs en avait trop dit. Il parut dangereux au Gouvernement fribourgeois de livrer à des mains étrangères une histoire si détaillée du pays. Le 27 novembre 1687, le Petit Conseil proposait au doyen Fuchs d'extraire la substance de son travail et de borner son récit à la fondation et à l'extension de la ville, à l'érection des couvents et du Chapitre, à l'énumération des objets du trésor de l'église de Saint-Nicolas et aux efforts faits par les autorités pour conserver la foi catholique. Ce résumé devait être soumis à nouveau à la commission.[3] Nous ne savons pas si le doyen Fuchs consentit à mutiler son œuvre. Seul, l'examen des

[1] Archives de l'Etat de Fribourg, *Manual*, N° 235, p. 410.

« Der ehrwürdige H. Lang, Decan zu Frauwenfeldt, bittet ihme die antiquiteten der geistlichen unndt weltlichen sachen zu verschaffen. H. Stattschryber nemme die müchewaltung sambt dem H. Dechet unndt werdend ihme die antiquiteten, so in handen der particularen, zu dem endt yngelifferet, die er ihnnen alsdan widerumb zuzustellen wüssen wirdt... »

[2] Archives de l'Etat de Fribourg, *Manual*, N° 238, p. 340 : « Fryburgische geistliche und weldtliche antiquiteten undt sonderbahre merkhwürdige verzeichnussen, darüber der wohlwürdige Herr Techet Fuchs us oberkheitlichem ansinnen uff ihme durch Herrn Stattschrybern gegebne memorialen und vertrauwten cantzelyschen gwarsammen einen usfüerlichen summarischen uffsatz disses standts halber gethan ; selbiger soll ersehen und erdauret werden durch H. Statthaltern, H. Altseckhelmeister Castella, Jr Reif, H. Prosper Python, H. Seckhelmeister Saler, H. Vonderweit, H. Vennern Zollet und H. Stattschrybern, mit dem anhang und in der intention dass wohlermelter Herr Dechet seiner disorthigen mühewaltung consideriert und bedenkht werden wird ; und werdend wohlermelte Herren ihres guttacht und befinden disses uffsatzes halber widerbringen ».

[3] Ibidem, *Manual*, N° 238, p. 356-357.

papiers ayant appartenu à Jean-Caspar Lang permettrait d'élucider ce petit problème d'histoire.

Le travail de Fuchs partit peu de temps après pour Frauenfeld et, le 22 décembre déjà, Lang remerciait le Gouvernement de Fribourg des renseignements qui lui avaient été fournis. Le conseiller Prosper Python et le chancelier von der Weid furent chargés, le 8 janvier 1688, de transmettre ces remerciements à l'auteur et d'annoncer à Fuchs que son labeur serait récompensé par un cadeau de l'Etat.[1]

La lecture du Manual du Conseil de l'année 1687 aurait donc donné à Schneuwly la possibilité de justifier son hypothèse et de prouver que, s'il avait méconnu les règles de la critique historique, une heureuse étoile l'avait cependant conduit à un résultat exact.

Schneuwly avait constaté que l'écriture de son manuscrit anonyme n'était pas celle du Doyen. Mais, s'il avait examiné d'un peu près les pages 10, 16, 18, 20 et d'autres encore, il y aurait découvert des corrections et des adjonctions qui sont de la main de Fuchs lui-même. Son écriture, qu'on peut étudier dans les Manuaux du Chapitre de Saint-Nicolas dont il fut longtemps le secrétaire, est très caractéristique : les mots *deduxerunt et* (p. 10) ; *annuente parlamentaria et omnium requisitarum curiarum potestate* (p. 16) ; *non longe* (p. 18) ; *ulla* et *duntaxat* (p. 20), par exemple, ont été écrits par le Doyen, quand il relut son manuscrit copié par une main étrangère. Cette seconde constatation, très simple aussi, a été négligée par l'archiviste Schneuwly.

L'*Historisch-theologischer Grundriss* parut, en 1692, à Einsiedeln.[2] Fuchs et Lang n'en virent pas la publication. Le Doyen de Fribourg était mort en 1689 et le Doyen de Frauenfeld, en 1691. L'œuvre de Lang fut présentée au Gouvernement de Fribourg par le Père Pierre Kaelin, le directeur de l'imprimerie bénédictine de Notre-Dame des Ermites[3]. Le Petit Conseil offrit les deux tomes in-folio de Lang à la bibliothèque du Collège des Jésuites. Cet exemplaire, qui porte, sur le feuillet de garde, l'inscription : *Ex dono illustrissimae Reipublicae Friburgensis*, est aujourd'hui la propriété de la Bibliothèque cantonale

[1] Ibidem, *Manual*, N° 239, p. 2.

[2] *Historisch-theologischer Grundriss der alt- und jeweiligen christlichen Welt bey Abbildung der alten und heutigen christlich- catholischen Helvetia und sonderbahr des alten christlichen Zurichs...* verfasset... durch weyland... Casparum Lang... Getruckt zu Einsidlen... anno 1692.

[3] Archives de l'Etat de Fribourg, *Documents divers*, 1670-1700 : Lettre du P. Kaelin du 14 avril 1692 ; *Manual*, N° 243, p. 228.

et universitaire. Les historiens fribourgeois de ces quatre-vingts dernières années, qui connaissent tous à fond l'œuvre de Fuchs, n'ont pas dû user fréquemment du *Grundriss* de Lang ; car, s'ils avaient parcouru le chapitre dixième du second livre, tome I^er^ [1], ils auraient éprouvé une impression de déjà lu qui les aurait amenés à découvrir sa parenté avec la *Chronique fribourgeoise du XVII^me^ siècle :* des paragraphes entiers de Lang ne sont que la traduction allemande du texte de Fuchs, car l'auteur thurgovien a suivi de très près son collègue fribourgeois.

La concordance des deux travaux et le bilan des petites fautes du traducteur allemand seraient faciles à dresser : ce sera la tâche du futur biographe de Caspar Lang, qui ne manquera pas de trouver, dans les papiers personnels de ce dernier, le manuscrit fribourgeois dû à Fuchs. Il me suffit d'avoir établi que le *Friburgum Helvetiorum* publié par Héliodore de Raemy est bien l'œuvre d'Henri Fuchs et que ce travail du Doyen de Fribourg n'était qu'une contribution au *Grundriss* de Caspar Lang. Ce deuxième fait permettra aux historiographes de juger l'œuvre de Fuchs d'une façon plus équitable. On lui a reproché son caractère compilatoire et une disproportion entre l'histoire politique et l'histoire religieuse de Fribourg. Ces défauts s'expliquent quand on connaît le but proposé à Fuchs : il ne s'agissait pas, pour lui, d'écrire une chronique fribourgeoise, mais simplement de fournir des matériaux à l'auteur d'une histoire ecclésiastique de la Suisse.

[1] Lang, *Historisch-theologischer Grundriss*, I, p. 963-982.

Briefe Glareans an Aegidius Tschudi.

(1533-1561)

Herausgegeben von Dr. Emil Franz Jos. MÜLLER.

Tiefe Täler zwischen hohen Bergen liegen oft und lange im Schatten. Nur wenn die Sonne hoch am Himmel steht, füllt sie goldenes Licht und bringt dort verborgene Schätze zum Aufleuchten. Dann aber strahlen noch lange nachher die Firnen und künden vom entschwundenen herrlichen Tage.

Das Tal von Glarus ist steiniger Boden[1], auf dem die schönen Künste je nur spärlich gediehen. Doch als Ulrich Zwingli die niedern Stuben des Glarner Pfarrhauses mit der Begeisterung der Humanisten für die neu erschlossene Geisteswelt füllte, da begann unter der Jugend des Landes ein Blühen wie nie mehr nachher.[2] Aber der Frühling war kurz und ohne Sommer. Arbogast Strub[3], den begabtesten unter allen, riß ein früher Tod ins Grab. Die andern Hoffnungen vernichtete der Glaubenskampf, der bald darauf mit Leidenschaft das Tal durchtobte. Die Jugend, die für die neuen geistigen Lebensziele gewonnen schien, versank wieder in Namenlosigkeit[4] oder schleppte sich, zum Manne geworden, müde und gebrochen durch ihre Tage.[5]

In zwei Gestalten allein hat der Glarner Humanismus reife und köstliche Frucht getragen: in Heinrich Loriti Glareanus und in

[1] « ... tu ... in umbra saxosa ... » nennt *J. H. Wentz* 1511 den Glarner Pfarrer Zwingli. Zw. Br. (= Zwinglis Briefwechsel in Corpus reformatorum, vol. XCIV ff.), I, p. 13.

[2] Aus den schweizerischen Humanistenbriefen zwischen 1510 und 1520 ersteht davon ein farbenprächtiges Bild, vgl. bes. Zw. Br. I, und *A. Büchi*, Glareans Schüler in Paris in Jubiläumsschrift Robert Durrer, 1928, p. 372 ff.

[3] Über ihn vorläufig Zw. Br. I, p. 5.

[4] Konrad Hässi, von dem ich in Zschr. f. Schweiz. Kirchengeschichte, 1931, p. 281, einen Brief aus dem Müsser Kriege veröffentlicht habe, war Patenkind und Lateinschüler Zwinglis; vgl. Zw. Br. I, p. 72, und Zwingliana, II, 281 f.

[5] Typisch dafür ist Valentin Tschudi. Als er 1519 Pfarrer von Glarus wurde, jubelten die Humanisten über einen Sieg des Geistes. (Zw. Br., I, p. 132.) Die Reformationswirren machten ihn zum jungen Greise, der sich selbst in seinen unendlich traurigen Versen von 1530 charakterisiert: « Min herz ist mir erlegen, all fröud hinschlychen tuot ... » (in seiner Reformationschronik, ed. *Strickler*, in Jahrbuch Hist. Verein Glarus, 24, p. 91).

Aegidius Tschudi. Beruf und Wirkungsfeld hat beide weit voneinander getrennt. Doch aus gemeinsamer Heimat und Jugend erwuchs jene schöne Männerfreundschaft, von der die nachfolgenden Briefe zeugen. Hier klingt die geistige Bewegung aus, die ehedem so vielverheißend begann, und letztes Licht fällt auf jene große Zeit, wo das Tal von Glarus im Geistesleben der Eidgenossenschaft etwas bedeutet hatte.

Die bisherigen Biographen Glareans [1] kannten die wertvolle Quelle [2], schöpften sie aber keineswegs völlig aus. Gerade der wesentliche Zug des Loriti der Freiburger Zeit tritt in jenen Darstellungen nicht klar genug hervor. Glarean ist nicht nur der von wütendem Hasse gegen die Ketzer erfüllte verbitterte Alte von phantastischem Getue. [3] Die Herzensergüsse an den vertrauten Freund, für Persönliches weit aufschlußreicher als die bisher veröffentlichten Briefe aus der gleichen Zeit [4], zeigen nicht nur einen Mann voll von konfessioneller Leiden-

[1] *Heinrich Schreiber*, Heinrich Loriti Glareanus (1837), p. VII und 89 ff.; *Freuler*, Das Leben und Wirken Glareans i. Jahrbuch Hist. Verein Glarus, XII (1876) und XIII (1877); *Otto Fridolin Fritzsche*, Glarean, sein Leben und seine Schriften (1890), p. 135.

[2] Die Briefe sind nicht im Original, nur in vier Abschriften erhalten. Bisher waren nur zwei davon bekannt: jene der Zentralbibliothek Zürich (Msc. J 431) und jene der Landesbibliothek Glarus. Bei letzterer fehlen jedoch die Nr. 1-8 und 14. Beide beruhen auf dem sog. « Tschudi'schen Kodex von Baden » (s. dazu *H. Herzog*, Die Beziehungen des Chronisten Aegidius Tschudi zum Aargau, in Argovia, XIX (1888), p. 67), der vermutlich die Originale enthielt und beim Glarnerbrand 1861 vernichtet wurde. Die zwei andern Kopien finden sich in den Sammlungen des Kamerarius Joh. Jakob Tschudi im Kantonsarchiv Glarus (s. Ztschr. f. Schweiz. Kirchengeschichte, 1931, p. 277). Die eine, betitelt: « Litterae Glareani ad Aegidium Tschudi datae », enthält Bd. II der Tschudi-Familienakten, p. 205 ff., die andere, eingeordnet in die chronologische Materialiensammlung des Kamerarius zu einer Lebensgeschichte Gilg Tschudis, Bd. III u. IV der « Stammtafel der Tschudi von Glarus. » Die Abschriften des Kamerarius beruhen sicher auf den Originalen. Das « Verzeichnus der meisten merckwürdigen Manuscripten welche auff dem Schloß zu Gräplang liegen und von dem dermahligen Grichtsherr Hauptmann Leodigario v. Tschudi d. 3. u. 4. Sept. 1760 mir Joh. Jacob Tschudi zu perlustieren vergönnt worden » (in « Sammlung vieler Tschudi'scher Manuskripten », Kantonsarchiv Glarus), zählt unter Nr. 23 auf: « fasciculus litterarum plurimarum ad Aegidium a Loreti aliisque coetaneis viris doctis datarum. » — Dem folgenden Abdrucke liegen die Abschriften des Kamerarius zugrunde. Die unbedeutenden Abweichungen von den andern Kopien sind an Ort und Stelle verzeichnet.

[3] *Schreiber*, 87 f.; *Fritzsche*, 58.

[4] *A. Daguet*, Lettre de Glarean à Guillaume de Praroman (1536, 19. März), i. Anzeiger f. Schweiz. Gesch. III (1872), p. 26; *Th. v. Liebenau*, Vier Briefe Glareans (1537, 48, 49 u. 62); ebda. p. 362 ff. Derselbe, Brief an die V Orte über den Index (1559, 29. Juni), i. Briefe denkwürdiger Schweizer (1875), p. 33. *O. F. Fritzsche*, Brief an Peter Gölin (1. Nov. 1560), in Theologische Zeitschrift aus der Schweiz, III (1886), p. 114. Derselbe, Brief a. G. G. v. Blumeneck (13. Feb.

schaft [1], sondern noch weit mehr von religiöser Tiefe. [2] Sie bestimmt sein ganzes Wesen, trägt die ideale Auffassung seines akademischen Lehramtes [3] und klärt den tiefen Pessimismus des in gewaltiger Umsturzzeit Lebenden zur Ruhe des Weisen. [4] Es sind Denkmäler, die zum menschlich Schönsten gehören, was uns von Glarean überliefert ist.

Diese Geisteshaltung Loritis erwuchs keineswegs erst aus Alter und Krankheit. [5] Die Reife des Mannes erfüllte nur die schönen Hoffnungen, die einst seine Jugend erweckt hatte. Alle Quellen [6] schon aus der frühesten Zeit rühmen den sittlichen Ernst, das hochgemute Streben und die männliche Frömmigkeit seines Wesens. Und von kaum einem andern aus der großen Zahl der hochbegabten Jugend jener Jahre ist uns ein so warmes, menschlich schönes Zeugnis erhalten, wie es Erasmus seinem Glarean ausstellte. [7] Diesem überragenden Geiste Schüler und Freund geworden zu sein, war das große Ereignis in Glareans Leben, und der Beifall, den dieser König seinem literarischen Schaffen zollte, schmeichelt ihm nicht wenig. [8] Wohl kam es beim Wegzug des Erasmus aus Freiburg zu einer Trübung des Verhältnisses, die auch in den Briefen an Tschudi in einer boshaften Bemerkung durchschimmert. [9] Aber die wissenschaftliche Zusammenarbeit mit dem gefeierten Lehrer steht ihm noch in spätesten Jahren als höchstes Ideal geistigen Gemeinschaftslebens vor der Seele. Er malt es uns zweimal in den wärmsten Farben. [10]

Man wird kaum fehlgehen, wenn man Erasmus auch den ausschlaggebenden Einfluß auf die Bildung der religiös-sittlichen Persönlichkeit des jungen Glarean zuschreibt. Erasmus habe ihn Christus erkennen und lieben gelehrt und ihn zum wahren Christen gemacht;

1554), ebda. p. 187. *E. Tatarinoff*, Die Briefe Glareans an Johannes Aal, in Urkundio II/3 (Solothurn 1895); *Jos. Zimmermann*, Unbekannte Schreiben Glareans (1547, 48, 50), in Freiburger Geschichtsblätter, IX (1902), p. 157 ff.

[1] Ausfälle gegen die Neugläubigen finden sich, bilden aber keineswegs den überwiegenden Gegenstand dieser Briefe; vgl. Nr. 5, 16, 21, 22, 28, 33, 35.

[2] Nr. 17, 18, 25. [3] Nr. 18, 24. [4] Nr. 21, 25.

[5] Wie dies *Schreiber* 112 darstellt.

[6] Zeugnisse des Erasmus in Zw. Br., I, Nr. 14, p. 37, und in *Allen*, Opus epistolarum Des. Er. Rot., II, Nr. 394, p. 208, Nr. 529, p. 456. Dazu Glareans Selbstzeugnis, Zw. Br., I, Nr. 206, p. 516.

[7] In dem Empfehlungsbrief v. 14. Februar 1517 an Stephan Poncher, Bischof v. Paris; *Allen*, II, p. 456 ff.

[8] Nr. 1. [9] Nr. 6.

[10] Nr. 9. Übereinstimmend damit im Dodekachordon. Ich benütze die Übertragung von *Peter Bohn*, XVI. Band der Publikation älterer praktischer und theoretischer Musikwerke (1888). Dort p. 71.

seine von mildem Christentum erfüllte Gelehrtengestalt wurde ihm zum Vorbild und Lebensideal.[1] Und wie Mutianus Rufus, hielt auch Glarean echte Frömmigkeit im Banne der alten Kirche. Wohl war auch er einst ein bissiger Feind theologischer Sophistereien, und im Kampfe gegen die Dunkelmänner glaubte man, daß er die vergiftetsten Pfeile in seinem Köcher stecken habe.[2] Aber der Greis begehrte seine letzte Ruhestätte bei den Dominikanern.[3] Früh löste er sich von Zwingli.[4] Luther erschien ihm zuerst als mutiger Kämpfer für die Wahrheit, aber der entstehende gefahrvolle Tumult stieß ihn bald ab.[5] In den Kämpfen der folgenden Jahre in Basel ist seine Stellungnahme eindeutig.[6] Als die Stadt zur Neuerung überging, zog er, obschon ihm dort ungewöhnlicher Lehrerfolg geworden war[7], mit einer Schar ergebener Schüler nach Freiburg.[8]

[1] Vgl. die Briefe Glareans an Erasmus, bei *Allen*, II, Nr. 463, p. 341 f., Nr. 490, p. 383 f.; III, Nr. 618, p. 35 f.

[2] In den Epistulae virorum obscurorum (vol. alterum, Nr. 38) erscheint auch Glarean im folgenden interessanten Passus, wo auf den Jetzerhandel angespielt wird: « Et venit huc Glorianus poeta qui est valde audax ut scitis, ipse mirabilia scandala loquitur de vobis et aliis theologis. Et dicit quod vult unum librum componere de nequitiis predicatorum et vult totaliter describere illa que facta sunt in Bern ». *Ul. Hutteni*, op. suppl., I, ed. E. Böcking, p. 248. In Köln gehörte er zu den eifrigsten Anhängern Reuchlins: « atque inter alacriores Reuchlinistas nomen suum professus est » (ebda. suppl., II, 2, p. 380). Und noch im hohen Alter (im Brief v. 1. Nov. 1560 an Peter Gölin, Theolog. Zeitschrift a. d. Schweiz, III, 1886, p. 115) bezeichnet er Reuchlin als innocentissimum virum.

[3] Vgl. sein Testament. Beilage I. — Ein unbekanntes Carmen Sapphicum ad Divum Thomam Aquinatem Glareans werde ich andernorts veröffentlichen.

[4] Am 14. Februar 1523 schreibt er ihm aus Basel den letzten Brief, Zw. Br., Nr. 279, p. 27.

[5] Erst schwankendes, dann ablehnendes Urteil in den Briefen an Mykonius aus Paris, bei *Büchi*, p. 417, 422, 427, 429 u. im Briefe an Vadian v. 18. Januar 1523 aus Basel. Vadian'sche Briefsammlung, III (i. St. Galler Mitteilungen, 27), Nr. 334, p. 1 f.; vgl. dazu *P. Wernle*, Das Verhältnis der schweiz. zur deutschen Reform i. Basler Zeitschrift f. Geschichte u. Altertumskunde, Bd. 17, p. 260 ff.

[6] *Wackernagel*, Geschichte der Stadt Basel, III, 470; Zw. Br., II, p. 334, 396. — Eine Karrikatur Glareans aus der Freiburger Zeit auf Oecolampad, in Zwingliana, IV, p. 6 ff. — Schon in dieser Zeit bricht Glareans Pessimismus über den irren Lauf der Welt, der dann in den Briefen an Tschudi so oft wiederkehrt, durch. So schreibt er am 21. April 1524 an Pirckheimer: dispeream, si non est hoc consilium ut ex Christianitate nobis alteram Turciam efficiat (B. Pirckheimeri, Opera, 1610, p. 315).

[7] 1528, 20. März, berichtet Erasmus an Pirckheimer aus Basel: Glareanus hic nunc solus habet discipulos frequentes (*Allen*, VII, p. 367, ähnlich ebda. p. 67). Dagegen scheinen seine ökonomischen Verhältnisse zerrüttet gewesen zu sein. Er hinterließ gegenüber der Universität Basel eine Schuld von 20 Pfd., 7 B. u. 8 s. (*Thommen*, Geschichte der Univ. Basel, p. 7 A.)

[8] Bei den am 29. März in Freiburg Immatrikulierten (vgl. *Mayer H.*, Die Matrikel der Univ. Freiburg i. Br., p. 273-74) dürfte es sich wohl um Anhänger

Am 29. März 1529 wurde « D. Heinricus Glareanus artium magister ut asseruit atque poeta laureatus » in die Freiburger Matrikel eingeschrieben.[1] Seine Stellung zur Glaubensänderung war längst aller Welt bekannt, als er hier Aufnahme fand. Man zog ihn bei der Verleihung der Lehrkanzel der Poetik seinem Mitbewerber Sichardus vor, « quod doctus et bonus christianus sit », aber ermahnte ihn auch, sich bei Widerlegung der Häretiker in öffentlicher Vorlesung um etliches zu mäßigen.[2] Und in seinem Studentenhause hielt er mehr denn als auf Disziplin[3] auf täglichen Gottesdienstbesuch.[4] Die schöne Stadt

Glareans handeln, die mit ihm von Basel weggezogen waren. Darunter befand sich auch der Neffe des Dichters Jakob Loriti (über ihn Näheres unten p. 116). — Glarean beschreibt den fröhlichen Auszug im Briefe an Joh. Lasco v. 6. Okt. 1529 (abgedruckt in Epistolae claror. vir. ed. S. Abbes Gabbema Harlingae 1669, p. 11 ff.): Quare ego cum universa familia totaque supellectile cessi, identidem cantillans « veteres migrate Coloni ». Erant qui canerent « omnibus idem animus scelerata excedere terra linquere pollutum hospitium et dare classibus austros ».

[1] *Mayer*, Matrikel 273, Nr. 20. — Die Verhandlungen über die Berufung liefen schon seit Beginn des Jahres (*Schreiber*, p. 70), und Glarean weilte zu diesem Zwecke schon zu Beginn des Februar in Freiburg (vgl. Brief an Pirckheimer v. 5. Feb. 1529, in Pirckheimeri op. p. 315). Vom 25. Feb. 1529 datiert Glareans eigenhändiger Anstellungsrevers (abgedruckt bei *Schreiber*, Geschichte d. Univ. Freiburg, II, 181). — Am 30. Jan. 1530 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt (*Schreiber*, Glarean, 75 A.).

[2] *Schreiber*, Glarean, p. 70 A., 165. Auszüge a. d. Universitätsprotokoll, dazu auch bei *König*, Z. Geschichte d. Univ. Freiburg i. Br., in Freiburger Diözesanarchiv, Bd. 22 (1892), p. 333.

[3] Vgl. *Schreiber*, p. 83 ff., mit zahlreichen Auszügen aus dem Senatsprotokoll über Disziplinarmaßnahmen gegen Glareans Zöglinge.

[4] Ein interessantes Zeugnis darüber gibt Bischof Johann Fabri von Wien in einem undat. Briefe (März 1532) an König Ferdinand: « Von wegen des poete Glareani fueg ich eur Khon. Mt. zu wissen, das der selbig mir für auß wol bekannt. Unnd wie wol er ein poet, so ist er doch ein gantz frumer und gerechter man. Unnd demnach er vil treffenlicher Graven, freien und vom adel kinder erzogen, auch noch underhannden hat, so zeucht er sy alle, das sy alle tag meßhören muessen. Unnd von des glaubens wegen ist er von seinem vatterlandt auch Basel vertriben und fur auß ein glerter gotzferchtiger man. Der sich zu Freiburg erhallt unnd sich mit den khetzernn nur treffenlich erpissen hat » (Kopie i. Haus-Hof- u. Staatsarchiv Wien, Österr. Akten, Niederösterreich, Fasz. 2, fol 516). Gütige Mitteilung von H. H. P. Leo Helbling, Einsiedeln. — In der Abschrift, welche die St. Galler Stiftsbibliothek (Kodex 1210) von Ulrich Wittwilers « Bericht von dem Leben und Sterben Meister Ulrich Zwinglinis » besitzt, findet sich (v. 289) eine hier einschlägige interessante Stelle. Alle Schüler Glareans könnten dessen gut katholischen Lebenswandel bezeugen. Er gehe, wenn möglich, alle Tage zur Messe. Bei der Elevation spanne er beide Arme kreuzweise übereinander und verharre kniend in dieser Stellung bis zur Kommunion. Alle Freitag-Nächte schlafe Glarean auf einer rauhen Matte und nicht in einem Federbett, dadurch seine Ehrfurcht vor dem Leiden Christi bezeugend. Ulrich Wittwiler war Schüler Glareans in

am Fuße des Schwarzwaldes [1] wurde dem berühmten Schweizer [2] zum lebenslangen Wirkungsorte. Die katholische Hochschule hatte in ihm nicht nur eine wissenschaftliche Leuchte gewonnen. Seine ganze religiöse Einstellung machte ihn zum Wegbereiter der katholischen Reform.

Und darin liegt auch der über den biographischen Rahmen hinausreichende Quellenwert der Briefe an Tschudi. Sie sind ein wertvolles Zeugnis aus der Zeit zwischen Glaubensänderung und katholischer Reform, welches das allgemeine Bild jener Epoche von der persönlichen Seite her vertieft und bestätigt. [3] Laien hüten das heilige Feuer [4], Laien rufen nach Reform des Klerus. [5] Aber der Laie Glarean ist sich auch seines Wertes bewußt. Er wahrt sich die Freiheit zu ungescheuter Beurteilung der kurialen Politik [6], und dies nicht nur da, wo diese, wie in der bekannten Indizierungsaffäre [7], ihn, den hochverdienten Greis, in ungerechter und kränkender Weise persönlich schwer beleidigt hatte.

Freiburg und erscheint als solcher auch in unsern Briefen (Nr. 30). Wie mir aber P. Leo Helbling mitteilt, findet sich die angeführte Stelle in der Urschrift des « Berichtes » (Stiftsbibliothek Einsiedeln A. EB. 6) nicht, und stellt somit einen der verschiedenen Zusätze dar, welche die Kopien von Wittenwilers Chronik aufweisen.

[1] « Oppidum plane mihi arridet tot elegantibus fluminibus, populo satis mundo ac modesto ritibus adhuc vetustis. Itaque nullius rei unquam minus poenituit quam quod a Basilea mutata habitatio », schreibt er am 12. April an Pirckheimer (Pirckheimeri op., p. 316).

[2] Mit Glarean beginne die schweizerische Nation, so schien es Erasmus, « studiorum gloriam cum militiae laude ... conjungere ». (*Allen*, II, p. 456.) Eine ähnliche Wertung durch Vadian in Briefwechsel, I, Anhang, Nr. 18, p. 249. — Aber auch Glarean mußte es bei aller Berühmtheit fühlen, daß die katholischen Schweizer mit Bezug auf die Möglichkeiten einer akademischen Laufbahn zu den vom Schicksal Benachteiligten gehören : als Ausländer habe er es, so klagt er gegenüber der « turba esuribundorum Suevorum qui omnia hic possunt », zu keinem rechten Einflusse in der Universität gebracht. Die interessante Stelle steht bei *Tatarinoff*, p. 43.

[3] Vgl. *Reinhard*, Studien z. Gesch. d. kath. Schweiz i. Zeitalter Carlo Borromaeos, p. 72.

[4] Bemerkenswert ist, mit welcher Schärfe der Greis bereits die auf die Leugnung der Gottheit Christi hinauslaufenden Konsequenzen der neuen Theologie erkannte, vgl. Nr. 32.

[5] Nr. 30. — Dieser scharfen Äußerung gegenüber scheint es wenig glaubhaft, daß Glarean sich beim Freiburger Rate dafür verwendet habe, daß die dorthin ausgewanderten Basler Domherren ihre Konkubinen beibehalten dürften, wie dies Bullinger an Vadian berichtet (Brslg. V, Nachtrag Nr. 19, p. 489).

[6] Nr. 21, 30, 36.

[7] Nr. 35 u. 36 ; vgl. dazu *Fry*, Nuntius Volpe, p. 200. Der Beschwerdebrief v. 1559 bei *Liebenau*. Dort urteilt der gütige Greis milde über den Fall : « ... es habend unsers aller helgisten vatters des Bapsts Rädt inen fürgnon, alle falsche leer und irthum abzethun, welches überuß ein gut und götlich werck wär, wann sy

In dieser grundsätzlichen Einstellung zur religiös-kirchlichen Frage wußte sich Glarean mit Tschudi eines Sinnes.[1] « Hätte die Eidgenossenschaft noch zwei oder drei Tschudi, das Krebsgeschwür könnte ausgebrannt und die Heimat, wie England durch die jungfräuliche Königin, zum wahren Glauben zurückgeführt werden », rühmt er vom Freunde.[2] Viele Stellen in diesen Briefen bezeugen das Interesse am Schicksal der Altgläubigen in Glarus und in der Eidgenossenschaft. Auf Tschudi setzt er alle Hoffnungen, als es galt, in den unter dem Namen « Tschudikrieg » bezeichneten Wirren in Glarus die dortigen Katholiken aus ihrer verzweifelten Lage zu retten.[3] Alle Bestrebungen zur Stützung des alten Glaubens in der Eidgenossenschaft fanden sein höchstes Interesse. Einen an ihn ergangenen Ruf der V Orte, zu ihnen zu ziehen und daselbst ihre Kinder zu unterrichten, lehnte er ab, holte sich aber darüber Tschudis Rat ein.[4] Den auf eine Universitätsgründung gerichteten Bestrebungen der katholischen Orte stand er skeptisch gegenüber.[5] Gerne war er dagegen immer bereit, jenen Ständen, die, wie Freiburg[6] und Solothurn[7], seine Dienste in Anspruch nahmen, gute Schulmeister aus seinem großen Schülerkreise zu vermitteln. Den Klöstern in der Eidgenossenschaft widmet er jene Schriften, von denen er, wie vom Dodekachordon, einen Nutzen für das geistige Leben in Stiften, das ihm sehr am Herzen liegt, erwartet.[8] Es ist reizvoll, wie er selbst das heimatliche Schännis nicht vergißt ; wir wissen von kulturellen Regungen in jenem adeligen Damenstift wenig genug.[9]

nur mit dem ußrütten des unkrutz nitt ouch etlich gutz korn angriffend, das ze erbarmen ist ... » In den Äußerungen an den vertrauten Freund brauchte er von seiner scharfen Kritik keine nachteiligen Folgen für die Kirche zu befürchten.

[1] Nr. 25. — Zu Tschudis religiöser Haltung vgl. die Biographien von *Vogel*, 69 ff., und *Fuchs*, II, 5 ff.

[2] Nr. 27. — Die Stelle bezieht sich auf Tschudis Haltung im Locarner Handel, *Oechsli*, A. D. B. Bd. 38, p. 738.

[3] Nr. 5, 16, 18, 19, 21, 30, 34, 35. — Das Fehlen der sicher aufschlußreichen Gegenbriefe gerade für die Zeit des Tschudikrieges ist schmerzlich.

[4] Nr. 10. — E. A. IV. I. C. 834, 848. — Den Ablehnungsbrief, Anzeiger f. Schweiz. Gesch., III, 362.

[5] E. A. IV, I, D. 953, 974. Anzeiger Schweiz. Gesch., III, 363 ; *Reinhard*, 172. — Dazu *Liebenau*, i. Kath. Schweizerblätter (1886), 337 ff., u. *Schneuwli-Berthier*, Projets anciens de Hautes Etudes cath. en Suisse.

[6] *Heinemann*, Geschichte des Schul- und Bildungslebens im alten Freiburg, 162 ff., vgl. unten p. 121. — Prof. Büchi hatte die Korrespondenz des Freiburger Rates mit Glarean bereits gesammelt ; ich werde sie andernorts veröffentlichen.

[7] *Tatarinoff*, 30 ; *Fiala*, Geschichtliches ü. d. Schule v. Solothurn, I, 50 ff.

[8] Nr. 20, 21, 25. — Dazu Anzeiger Schweiz. Gesch., III, 363.

[9] Nr. 31.

Glarean wurzelt, auch als er in Freiburg längst zu großem Gelehrtenruhm emporgestiegen war, stark in der heimatlichen Erde. Auch hierin blieb er bis an sein Ende der Jugendbegeisterung treu. An manchen Stellen seiner wissenschaftlichen Werke spürt der Leser die Wärme seiner Heimatliebe.[1] Und selbst in so hübschen Einzelheiten, wie der Interessenahme für die Glarner Kirchweihe, äußert sie sich.[2] Von Reisen nach Glarus wie auch von solchen Tschudis nach Freiburg ist wiederholt die Rede.[3] Auf Empfehlungen an die Glarner Obrigkeit legt er Wert.[4] Dem dortigen Spital, einer Gründung Tschudis, vermachte er eine bedeutende Summe.[5] Schüler, die ihm aus der Schweiz zuströmten, werden wiederholt erwähnt[6]; ihre Zahl war aber weitaus größer[7], und für die Schweizerische Kirchengeschichte so bedeutende Männer wie Jakob Christoph Blarer[8], der spätere Basler Bischof, waren darunter. Nicht alle konnten in seinem Pensionate[9] Aufnahme finden. Es war in erster Linie für Söhne von Reichen und Vornehmen berechnet. Aber auf besondere Empfehlungen hin fand bei dem gütigen Studentenfreund wohl auch manch armer Schlucker aus der Eidgenossenschaft billigen Unterschlupf.[10]

Diese für Glarean charakteristische Eigenschaft ergänzt ein lebendiges Gefühl für verwandtschaftliche Bindungen und familiäre Zusammenhänge, wovon diese Briefe an manchen Stellen Zeugnis ablegen.

[1] Siehe unten p. 129.

[2] Nr. 5, 6.

[3] Nr. 7, 9, 11, 18, 25. — Über Tschudi in Freiburg Nr. 12.

[4] Nr. 7, 12, 24, 27, 28, 31.

[5] Nr. 33, 36. — Dazu Dr. *N. Tschudi*, Der alte Spital zu Glarus, i. Jahrbuch Hist. Verein Glarus, Bd. 16, p. 54 ff. Dort p. 102 die Vergabungsurkunde Glareans v. 6. Aug. 1560.

[6] Nr. 4, 5, 11, 19, 24, 25, 30, 32, 38. — 1530 hatte er zu Pirckheimer über seine Schweizer Schüler geklagt: « ... et juvenes qui nunc ad nos mittuntur plerique adeo infantes veniunt ... » (Pirckheimeri op., p. 316.)

[7] Vgl. *H. Mayer*, Matrikel und über das Schweizerische darin die Besprechung dazu von *A. Büchi*, i. Zeitschrift Schweiz. Kirchengesch., II (1908), 62 ff.

[8] Nr. 32.

[9] Dasselbe war von Anfang an in einem den Herren von Stouffen gehörigen Hause bei den Predigern untergebracht (Nr. 2 u. Brief an Pirckheimer, i. Pirckheimeri op., p. 316). Glarean bezeichnet es selbst als recht bäuerisch (Nr. 7). 1538 drohte ihm Kündigung, da der Besitzer es veräußern wollte, was Glarean selbst zum Kaufe nötige (*Tatarinoff*, 10 u. 17). 1544 hat er sein Pensionat durch den Ankauf des Nachbarhauses « zum Christophel » vergrößert (*Schreiber*, p. 84 A. 206), nachdem ihn die Angelegenheit schon über ein Jahr beschäftigt hatte (Nr. 13). 1553 kaufte er dazu noch einen Garten (Nr. 25). — Weitere Nachrichten über das Leben im Pensionate, Nr. 7, 12.

[10] Nr. 12, 19.

Die dort enthaltenen Angaben über Glareans Familie und seine Verwandtschaft mit Tschudi sollen im Folgenden mit andern einschlägigen Nachrichten zu einem Ganzen abgerundet werden.

Die Familie Loriti, die Glarean mit dem kaiserlichen Dichterlorbeer überschatten sollte, war ursprünglich in Glarus beheimatet. Es waren wohl einfache Landleute, aber die Hinaufheirat in eine führende Familie [1] und die Gunst der mächtigen Tschudi [2] scheint ihren Aufstieg begünstigt zu haben. Glareans Vater, von dem er im Briefe vom 9. Oktober 1536 eine hübsche Charakteristik gibt [3], ist dem Vornamen nach nicht bekannt. Er war 40 Jahre lang Ratsherr des Standes Glarus und starb hochbetagt im Januar 1518. [4] Die väterliche Erbschaft, die ihn sein ganzes Leben lang bemühen sollte, führte ihn damals für kurze Wochen aus Paris nach der Heimat zurück. [5] Vater und Großvater erwähnt der Dichter in seinem Kommentar von 1554 zur Descriptio Helvetiae in einer Anmerkung zu dem Nikolaus von der Flüe gespendeten Lobe : der Vater soll mit dem wundertätigen Einsiedler gesprochen haben, der Großvater mit ihm im Krieg gewesen sein. [6] Bei diesem Krieg handelt es sich um den alten Zürichkrieg. [7] Das Linthaler Jahrzeitbuch [8], und damit übereinstimmend Tschudis Chronik [9], verzeichnet unter den Toten von St. Jakob a. d. Birs Heini Lorotj, Uli Lorotj und pfister Lorotj aus der Kilchhöri Glarus. Das waren zweifellos die Ahnen des Dichters.

Von seinen Geschwistern nennt Glarean zwei Brüder und zwei Schwestern. Der Vorname beider Brüder ist unbekannt. Der eine starb 1518, im gleichen Jahre wie der Vater. [10] Der andere war mit

[1] s. unten p. 122.

[2] Nr. 1. — S. a. unten p. 122, Note [1].

[3] Nr. 8. — Glarean erwähnt ihn auch im Briefe v. 13. Juli 1510 a. Zwingli, Zw. Br., I, p. 4.

[4] Erasmus a. Glarean, 18. Jan. 1518, bei *Allen*, III, Nr. 766, p. 204. Glarean a. Peter Falk, Basel, 23. April 1518, i. Anzeiger Schweiz. Gesch.- III, 338.

[5] Auf sie, nicht auf das Stipendium Franz I. (*Allen*, l. c., Note 3) bezieht sich der Glückwunsch des Erasmus.

[6] « Nostri poetae parens cum eo locutus fertur, cum avo poetae ac ejus maioribus bello interfuit. » Helvetiae descriptio, ed. 1554, p. 65.

[7] Wie dies *Durrer*, Bruder Klaus, I, p. 13, vermutet.

[8] in Urkundensammlung z. Gesch. d. Kts. Glarus, III, p. 143.

[9] II, 427. — Tschudi, II, 423, erwähnt den Uli Loriti auch bei der Schilderung einer Kampfesszene beim Vordringen über die Birsbrücke.

[10] Glarean a. Peter Falk, 6. Aug. 1518, i. Freiburger Geschichtsblätter, IX, 165.

einer Aebli, einer Schwester von Gilg Tschudis Mutter verheiratet [1] und muß ebenfalls früh gestorben sein. [2] Um ihn und seine Familie nahm sich Glarean sehr an. [3] Er hinterließ diesem zwei Neffen, Johann und Jakob Loriti, die im Zusammenhang mit Vermögens- und Erbschaftsangelegenheiten des Dichters oft in unsern Briefen erscheinen. [4] Johann Loriti, wohl der ältere, war von Glarean mit der Verwaltung seines in der Heimat gelegenen väterlichen Erbes betraut. Von zweifelhaftem Charakter [5], vernachlässigte er schwer seine Rechenschaftspflichten [6] und bereitete dem Onkel auch durch seinen Abfall vom katholischen Glauben Verdruß. [7] Zu Beginn 1561 muß er gestorben sein. [8] Auch der andere Neffe, Jakob Loriti, der ehedem Glareans Schüler gewesen war [9], verfehlte sich gegen des Oheims Erbe, indem er dessen väterliches Haus in Mollis ohne Auftrag verkaufte. [10] Als er Stadtschreiber zu Neuenburg am Rheine geworden war, kam er zum Onkel in ein besseres Verhältnis. Im Testament Glareans gehört er zu den Hauptbedachten. [11] Kaiser Ferdinand verlieh ihm 1563 einen österreichischen Wappenbrief. [12] Aber er legte auch auf sein glarnerisches Landrecht Wert [13], das er 1560 für sich und seine vier Söhne Jost, Ludwig, Heinrich [14] und Hans Jakob [15] erneuern ließ. Er

[1] Nr. 37.

[2] Er ist erwähnt in den Briefen Glareans a. Zwingli v. 29. Juli u. 28. Nov. 1522 (Zw. Br., I, 547 u. 624). Auf den Rat des Erasmus (*Allen*, III, Nr. 766) übertrug ihm Glarean die Verwaltung der väterlichen Erbschaft.

[3] Nr. 9. [4] Nr. 9, 10, 14, 21, 23, 28, 29, 33, 34, 36, 37.

[5] Er wird 1532/1561 oft in den Glarner Rats- u. Gerichtsprotokollen erwähnt.

[6] Nr. 14, 20, 28, 29, 33, 34, 36.

[7] Nr. 36. — Am 5. Okt. 1559 — es war die Zeit, wo Glarus dem Drohen der V Orte gegenüber Religionsvergehen scharf ahnden mußte — wird er vor Rat zitiert, damit er sich wegen der Schmähredе verantworte, er wolle sich lieber den Kopf abhauen lassen, als zur Messe gehen. Ist er gichtig, so soll man ihm 32 fl. Buße geben und keinen Wein, außer einem Haustrunk mehr gestatten (Kantonsarchiv Glarus, Ratsbuch).

[8] Am 19. Mai 1561 klagt Stadtschreiber Loreti gegen Hans Loretis Erben (Ratsbuch).

[9] Siehe o. p. 111. — Er wird am gleichen Tage wie Glarean in die Freiburger Matrikel eingetragen (*Mayer*, p. 274, Nr. 29), dürfte also mit diesem von Basel gekommen sein.

[10] Nr. 9 u. 10. [11] Vgl. Beilage I, II u. Nr. 21, 23, 37.

[12] *Mayer*, p. 274, Note 29.

[13] Sie werden 1560, Sept. 16. « als undet die uslendisch landtlüth » erkannt. Ratsbuch.

[14] Er wird 1570, Juni 2. in Freiburg immatrikuliert (*Mayer*, p. 519, Nr. 38).

[15] Er wird 1591, Mai 23., immatrikuliert und ist später Notar zu Freiburg (ebda, p. 650, Nr. 6). Von ihm wurde ein Sohn Johann Conrad 1613, März 4., in der theologischen Fakultät immatrikuliert (ebda. p. 773, Nr. 56).

lebte 1591 noch.[1] Nur Jost Loriti blieb mit der alten Heimat in Verbindung.[2]

Der Neffe von seiner Schwester Anna[3] her, Johannes Stucki, den Glarean an Stelle des ungetreuen Johann Loriti zum Verwalter seiner Güter machen wollte[4], bestätigt auch für die Loriti die alte familiengeschichtliche Erkenntnis, daß nahe beim Genie der Lump erwächst. Von 1548 an erscheint er in ungewöhnlicher Häufung in den Ratsprotokollen und aus jenen Blättern ersteht ein ungemein lebendiges Bild eines wilden und wüsten Lebens. Ungezählte Male und immer vergeblich wird ihm Wein und Wirtshaus verboten. Frau, Kinder und die alte Mutter schlägt er gröblich.[5] Fremde Potentaten beschimpft er schändlich.[6] Als man während des Tschudikrieges in Glarus einen Überfall durch die V Orte befürchtete, leistete er sich anfangs November 1560 den trunkenen Scherz, mitten in der Nacht

[1] Er begehrte unter Berufung auf Glarean ein Stipendium für seinen damals auf die Universität ziehenden Sohn (ebda. p. 274, Note 29).

[2] Dieser Jost Loriti wurde 1557 in Freiburg relegiert (*Schreiber*, 85) und war 1562 Schreiber des Abtes v. Muri (E. A. IV, 2, 1114, 1124). Da er mit Landammann Hässi in Glarus, der im Glarnerhandel eine zweideutige Rolle spielte, in Beziehung stand (ebda. 295 ; die in diesem Abschied erwähnten interessanten Briefe Hässis an Loriti sind im Staatsarchiv Luzern A. 41, fol. 447, erhalten), geriet er in den Verdacht der Neugläubigkeit, worauf Glarean mit einem Schreiben für ihn bei Luzern sich verwandte (abgedruckt Anzeiger Schweiz. Gesch., III, 365). Er war auch bischöfl. baslerischer Burgvogt auf Birseck (*K. Gauß*, i. Basler Jahrbuch, 1918, p. 33) und wird 1567 als Hauptmann in päpstlichen Diensten erwähnt (*Kubli-Müller*, Genealogien-Werke des Kts. Glarus. Manuscr. i. Kantonsarchiv Glarus).

[3] Aus einem Schreiben von Jakob Loriti an den Glarner Rat betr. Glareans Erbschaftshandel ergibt sich, daß Anna Loriti Hans Stuckis Mutter war (Kantonsarchiv Glarus, alt. gem. A. Cl. 55) ; *Fritzsche*, 2, macht die Anna zur Mutter Heinrich Schulers. — Glarean erwähnt sie in Nr. 12.

[4] Nr. 27, 28, 29.

[5] Weinverbote : Ratsbuch 1548, Okt. 7., 1549, Mai 2., Aug. 24., 1550, Feb. 10. und oft in den folgenden Jahren. 1553, Sept. 4. : dem Hans Stucki ist nachgelassen, dieweil er auf der Fahrt zum Heinricht Loreti ziemlich Wein getrunken. 1556, Dez. 12. : kommt wegen gröbl. Behandlung von Frau, Kindern u. Mutter in den Kaibenturm. 1561, Mai 11. : hat das Dorf Glarus gänzlich zu meiden und es wird ihm nur der Kirchgang auf dem nächsten Wege gestattet. Bei Aderlaß darf ihm der Landammann den Weintrunk gestatten. 1565, März 5. : Verbot in und außer Haus Wein zu trinken.

[6] Ratsbuch, 1550, Nov. 3. : ist grober Reden gegen Potentaten aus Bünden beschuldigt u. wird dafür in der Folge mit 10 Pfd. Buße, Weinverbot u. Haft i. Gesellenturm bestraft. — Auf ihn bezieht sich das von *Paul H. Kind*, i. Jahrbuch Hist. Verein Glarus, Bd. 38, p. 70, veröffentlichte Gerichtsprotokoll über diese Injurie. *Kind* aber verwechselt den Täter mit dem Pannerherrn Hans Stucki (über diesen unten p. 122).

falschen Alarm zu schlagen und das ganze Land in Aufruhr zu setzen. Der Saufteufel ritt ihn an jenem Abend so fürchterlich, daß man ihn wochenlang in Eisen legen mußte.[1] In demselben Jahre fiel er auch vom alten Glauben ab.[2] 1569 gibt man dem irrsinnig Gewordenen einen Vogt.[3]

Von dieser düstern Gestalt hebt sich leuchtend das Bild ab, das Glarean vom Sohne seiner andern Schwester, die mit einem Schuler in Näfels verheiratet war, entwirft.[4] Heinrich Schuler ist ihm der liebste Neffe, der ihm von allen Verwandten einzig treu ergebene, die Stütze seines Alters. Mit ihm steht er in lebendigem Briefwechsel und empfängt ihn auch zu Freiburg auf Besuch. Und in seinem Kommentar zum Panegyricon Helvetiae von 1554 rühmt er ihn vor aller Welt als Glarner mit geistigem Interesse.[5] Aber in der Enge der heimatlichen Berge gesehen verliert auch diese Figur ihren Glanz, und übrig bleibt nur ein schwacher und müder Mann, der, wie so viele Kleriker jener Zeit, ohne rechten Beruf und darum ohne inneres Feuer die Aufgabe nicht zu meistern vermochte, die ihm das Leben stellte. Über seine Jugend und seine Studien sind wir nicht unterrichtet. 1527, am Sonntag nach St. Michaelstag, sang er seine erste priesterliche Messe.[6] Zur Reformationszeit war er neben dem Pfarrer Valentin Tschudi und dem Kaplan Hans Heer[7] Meßpriester in Glarus. Auch nachdem Meister Valentin und Hans Heer geweiht hatten, blieb Tschudi bis zu seinem Tode im Pestjahr 1555 «rechter pfarrer», der beiden Konfessionen predigte. Erst damals scheint Schuler Pfarrer für die Katholiken geworden zu sein. Aber er predigte auch jetzt nicht, weshalb die Altgläubigen die Anstellung eines eigenen Predigers verlangten, da sie

[1] Vgl. die plastische Schilderung der Szene, die Tschudi in dem Briefe an Schorno v. 11. Nov. 1560 (Geschichtsfreund, Bd. 16, p. 278) gibt. — Dazu Ztschr. f. Schweiz. Kirchengesch., 1931, p. 66.

[2] Tschudi an Schorno, l. c.

[3] Gem. Ratsbuch Glarus, 1569, Feb. 10.

[4] Nr. 6, 7, 9, 14, 23, 27, 28, 29, 30. — Diese Freundschaft bestätigt auch die Stiftung einer ewigen Jahrzeit für sich und seinen Freund Heinrich Loreti, genannt Glarean, die Schuler 1556 an der Kirche von Glarus tat (*Mayer J. G.*, i. Geschichtsfreund, Bd. 34, p. 32).

[5] Bei der Beschreibung von Glarus: « ... D. Henrichum Schulium Nephelinum poetae ex sorore nepotem, in rebus mathematicis non mediocriter eruditum ... » (p. 68-69). Diese Stelle ermöglicht es, den sonst unbekannten Nephelinus zu identifizieren, den Beatus Rhenanus in seinem Briefe an Tschudi v. 13. Nov. 1536 grüßen läßt (Rhenan-Br. N., ed. *Horawitz u. Hartfelder*, p. 434).

[6] Val. Tschudi, Chronik, Nr. 69.

[7] Das Biographische über ihn unten zu Nr. 11.

sich mit der Predigt von Valentins Nachfolger, des Prädikanten Fridolin Brunner, nicht begnügen wollten, was mit Ursache zur konfessionellen Spannung wurde, die sich in den Tschudi-Wirren entlud. [1] Schon vorher war Schuler Dekan des alten Landkapitels Zürich geworden. [2] Er gehörte als nächster Verwandter von Tschudis Frau zum engen Freundeskreise Gilgs. [3] Was er als Glarner Seelsorger über das alltägliche Hinausragendes tat, wie das öffentliche Gebet für das Gelingen des Trienter Konzils, geschah unter Tschudis Einfluß. [4] Seine entschieden altgläubige Haltung ist unbezweifelt, riß ihn doch sein « gächschüttiger » Charakter zu jener Fehde mit dem Glarner Prädikanten Laurentius Agricola hin, welche den interessanten Briefwechsel zwischen Tschudi und Bullinger auslöste. [5] Auch in den großen Glarner Wirren der 60er Jahre gehörte er zu jenen, die nach kriegerischer Lösung des Konfliktes riefen. [6] Aber sein priesterliches Amt hat er auch in jenen entscheidenden Jahren nur unbefriedigend erfüllt. In dem besonders gefährdeten Schwanden las er, als die Gemeinde keinen eigenen Priester erhalten

[1] Vgl. das dafür sehr aufschlußreiche Memorial der altgläubigen Glarner v. 1. Nov. 1560, herausgegeb. v. *Liebenau*, i. Kath. Schweizerblätter, 1889, p. 125 ff.

[2] Als solchem begegne ich ihm zum ersten Mal in einem Schreiben des Jacob Ney, Pfarrer zu Baden v. 1536 (Tag u. Monatsdatum fehlt) an die V Orte. Es enthält folgende interessante Schilderung der religiösen Lage in Schwanden, die dann bekanntlich zur Hauptursache für den Tschudikrieg wurde: « Es hat H. Dechant Pfarrh. in der kilchhöri Glaris anzeigt, daß sich der Meßpriester zu Schwanden so schantlich u. ärgerlich halte, daß es den Geistlichen und weltlichen, so noch der alten religion sindt, zu großem nachteil wiche, namlich daß er oft und dick Meß halte on bistende personen und one meßner der im z'alter diene. Letzlichen sige auch noch kein sacrament in der kilchen ze Schwanden. Der wichtigsten Ursachen halben habe ime H. Dechant meß ze halten verboten und in geheim im etliche mal übel mißhandlet um oberzählte sachen so er begangen, welches er den Newglöubigen hat anzeigt. Das ist dem H. Dechant von etlichen Newglöubigen fürzogen worden und haben es zu unwillen von ime ufgnummen. Dieses wie obstat hat H. Dechant dem Kapitel anzeigt u. fürhalten u. hat vermeint, das Kapitel sölle ihn darum strafen, wölichs auch von inen beschechen were, wo sie nit besorget hättendt, daß sie zu Glaris des zuthun kein gestand dunden hettind. Um diesen handel ist H. Cammerer zu Baden zu theil zewüssen. Uf sölichs ist eins ehrwürdigen Kapitels früntliche bitt an unsere gnedigen frommen u. getrüwen herren die V ort üs hilflich zu sin, damit sölich bös ärgerlich sachen mögen abgeschafft werden. » (St.-A. Luzern A. 41). — *J. G. Mayer* (Z. Geschichte d. Landkapitels Zürich, i. Geschichtsfreund, Bd. 34, p. 32) kann Schuler erst für 1556 als Dekan nachweisen.

[3] Über die Verwandtschaft unten p. 123.

[4] *Vogel*, 215.

[5] Bei *Vogel*, 204 ff. — Tschudi nennt Schuler hier « min Commensalis ».

[6] Vgl. Schulers eigenh. Brief a. d. Pfarrer v. Altdorf v. 4. Juli 1560 (Staatsarchiv Schwyz, Fasz. 538).

konnte, vorübergehend Messe, stellte aber auch dies bald aus formellen Gründen ein.[1] Davon, daß er dem drohenden endgültigen Verluste mit priesterlichem Eifer gewehrt, ist nichts bekannt. Wohl aber war er um seine Besoldung sehr besorgt. Nach dem Abschluß des konfessionellen Landesvertrages von 1564 erschien er Hand in Hand mit dem Prädikanten Fridolin Brunner, dem leidenschaftlichen Gegner der Altgläubigen, vor Rat und tat die Vorstellung, daß man auch ihnen, den Landleuten, denselben Lohn geben möge, wie dem neu angenommenen fremden katholischen Priester.[2] Er starb am 10. Februar 1575[3] und hinterließ, was seinem Bilde den letzten Pinselstrich anfügt, einen Sohn Fridolin.[4]

Auch aus Glareans eigener Häuslichkeit klingt ein warmer Ton in unsere Briefe hinein. Das Glück, das ihm seine im Oktober 1522 zu Basel geschlossene Ehe mit Ursula Offenburger brachte, dauerte unvermindert an.[5] Auch sein Schwager Egolph Offenburger, dem der Dichter 1516 seine Schrift De ratione syllabarum gewidmet hatte, erscheint in unsern Briefen.[6] Die langwierige Krankheit seiner Frau bekümmerte Glarean sehr.[7] Vergeblich suchte er sie durch Kuren in Baden und bei der mit ihm freundschaftlich verbundenen Solothurner Heilkünstlerin Barbara v. Roll zu heilen.[8] Anfangs September 1539 raffte sie der Tod dahin.[9] Schon bald nachher[10] verehelichte er sich zum zweiten Male mit Barbara Speyr, der Witwe jenes Dr. Joh. Roman Wonnecker[11], über dessen gespreiztes Tun in Basel Glarean ehedem sich lustig gemacht hatte.[12] Auch diese Verbindung hatte er nicht zu bereuen[13],

[1] Vgl. *Aufdermaur*, Der Glarner Handel o. Tschudikrieg, 29 ff.

[2] Ratsbuch Glarus 1567, Dez. 30.

[3] *Kubli-Müller G. W.* — Er ist im Chore der Kirche v. Näfels begraben.

[4] Am 14. Juni 1563 erscheint Herr Heinrich Schuler vor Rat wegen eines Gemächts u. begehrt, seinem ledigen Sohne Fridli das halbe Gut vermachen zu dürfen, seine Bücher der Kirche zu Glarus, ein Pater Noster dem Ammann Gilg Tschudi etc. (Gem. Ratsbuch.)

[5] Vgl. *Wackernagel*, III, 429. — Am 7. Okt. 1522 entschuldigt sich Glarean bei Zwingli, daß er wegen seiner Hochzeit nicht zur Primiz Valentin Tschudis nach Glarus kommen könne (Zw. Br., I, p. 591). — Zu seinem Eheglück : Zw. Br., I, p. 622 ; II, p. 10 ; Rhenan-Br. W., p. 313 ; *Allen*, V, p. 133.

[6] Nr. 2. — Über ihn *Fritzsche*, 89.

[7] Nr. 9, 10. *Tatarinoff*, p. 7.

[8] Vgl. Nr. 26. *Tatarinoff*, p. 16.

[9] Todesnachricht in Nr. 11.

[10] Ende 1540 oder anfangs 1541. *Tatarinoff*, p. 28.

[11] Über ihn *Wackernagel*, p. 131, u. Basler Chroniken, I, 440.

[12] *Wackernagel*, p. 331 ; Zw. Br., II, p. 3 ff.

[13] Vgl. Nr. 21.

obschon sie ihm 5 Kinder in die Ehe brachte, deren Unterhalt und Versorgung ihn immerhin beschwerte.[1] Zwei seiner Stiefsöhne konnte er 1546/48 und wieder 1552 auf einer Choralistenstelle im üchtländischen Freiburg unterbringen.[2] Johannes Litavicus Wonnegger besorgte die Dodekachordon-Ausgabe von 1557, wurde aber 1563 wegen schlechtem Betragen von der Freiburger Universität ausgeschlossen.[3] In seinem Testament setzte er die Gattin zur Haupterbin ein.[4] Die Belastung des väterlichen Erbgutes in Glarus, dessen schlechte Verwaltung der Dichter so oft beklagt hatte, mit Legaten, wurde Ursache zu einem langwierigen Erbschaftsstreite von Glareans Blutsverwandten mit dessen Witwe, der nie zum endgültigen Austrage gekommen zu sein scheint.[5]

Weniger leicht feststellbar als die persönlichen Zusammenhänge in der eigenen Familie Glareans ist seine in unseren Briefen ebenfalls erwähnte Verwandtschaft mit Aegidius Tschudi. Glarean nennt Tschudis erste Gemahlin Anna Johanna Stucki[6], zu deren Tod er dem Freunde so warme Beileidsbriefe übersandte[7], seine Verwandte.[8] Sie war die Schwester des Abtes Rudolph III. Stucki von Pfäfers (1549/64), dem Glarean die Eutrop-Ausgabe von 1554 widmete. In der Dedikations-

[1] Nr. 19. — Barbara Speyr muß aber mit Glarean in dritter, nicht in zweiter Ehe, wie das immer dargestellt wird, verheiratet gewesen sein; denn Glarean spricht in seinem Testament (Beilage 1) von «ihrem vorigen Hauswirt Lupen Wohlweben» und von zwei Kindern, die sie ihm aus dieser Ehe brachte, während er selbst in Nr. 19 gesamthaft fünf Stiefkinder erwähnt. Da Wonnecker schon im Februar 1524 starb (*Wackernagel*, p. 132), war es leicht möglich, daß die Frau bis 1540 zum zweiten Male Witwe wurde.

[2] Freiburger Geschichtsblätter, IX, 173 ff., u. *Heinemann*, p. 162. Einen davon erwähnt er in Nr. 23.

[3] *Wackernagel*, III, p. 21* erwähnt als Söhne Dr. Joh. Roman Wonneckers Paul und Lucas. Johann Ludwig dürfte der dritte sein, der mit den zwei Kindern der Frau aus zweiter Ehe zusammen die fünf Stiefkinder Glareans ausmacht. — Die Dodekachordon-Ausgabe v. 1557 ist mir nur im Druck v. 1559 zugänglich (Exemplar der Kantonsbibliothek Aarau). Dort erscheint Johannes Litavicus Vuonnegger nur im Vorwort der lateinischen, nicht aber der deutschen Ausgabe. Über sein Verwandtschaftsverhältnis zu Glarean ist dort nichts gesagt. — Über den Ausschluß von der Universität vgl. *Schreiber*, p. 85 A. 207.

[4] Beilage I.

[5] Näheres bei *Fritzsche*, p. 78 ff.

[6] geb. 1500, cop. 1524, gest. 1550, 16. April, zu Baden, wo sie in der Kirche vor «der Lanndtvögtinnen stuol» begraben ist. *Kubli-Müller G. W.*, u. *H. Herzog*, i. Argovia, XIX, p. 53 u. 65.

[7] Nr. 17, 18.

[8] Nr. 1. — In der Dedikationsepistel zur Helvetiae Descriptio v. 1554 an Hieronimus Roll (p. 4) sagt er von Tschudi: «affinis nostri plurimum dilecti.» Tschudi hinwiederum bezeichnet Glarean in der Vorrede zur Rhaetia als seinen «preceptor und verwandten».

epistel dazu bezeichnet er die Verwandtschaft ihrer beidseitigen Eltern als germanam amicitiam.[1] Der Schwiegervater Tschudis und Vater des Abtes Rudolph, Pannerherr Johann Stucki von Oberurnen[2], der Gönner Glareans, von dem dieser eine so hübsche Charakteristik gibt, hatte noch eine wohl ältere, nicht näher bekannte Schwester, namens Anna.[3] Vermutlich war dies die Mutter des Dichters, und das enge Verhältnis von Glareans Vater[4] zum Großvater des Pfäferser Abtes, dem Pannerherrn Rudolph Stucki[5], das die Dedikationsepistel eben-

[1] Hos tibi labores nostros integerrime Presul ac Cognate dedicare placuit, ut renovarem germanam illam parentum nostrorum amicitiam, qui invicem plurimum et amarunt et coluerunt. Nos vero ob studiorum nostrorum necessitates locorum distantia separati sumus. Inter majores tuos qui Baronis officium multis annis in civitate nostra Claronae cum laude obtinuerunt: Avus hercle tuus patri meo conjunctissimus fuit. Parens Clementiae tuae adeo mihi intimus fuit ut nullus cognatorum magis. Quippe qui quanquam ego in longinqua natione secutus literarum studia versarer semper tamen literis suis amantissimis inviserit ut res patriae nunquam me etiam apud exteros laterent. Vir erat parens tuus omnium horarum homo: rebus seriis gravis, maturus, verecundus, laetis jucundissimus confabulator: quem unum universi quoties jocari solebat stupentes amirarentur. Quoties Dii boni in Helvetiorum concilio patriae legatus, quando seriis Reipublicae nostrae negotiis transactis refocillandi essent senatores, ipse omnibus spectaculo festivissimus dictis suis fuit, et quasi miraculo Helvetiorum urbibus. Saepius cum e Lutetia vel Friburgo Brisgoae in patriam redii ille mihi lepidissimis iocis suis frontem exporrexit. Lepores erant non vulgares non leves; sed appositi et rebus accomodati ut unquam mihi quicquam iucundius fuerit quam apud eum conversari. Christianam pietatem majorum nostrorum vestigia secutus ita coluit ut omnibus vitae honestate praeluxerit. Quantum autem gavisus sim, quando D. Aegidium Tschudum generum ejus factum percepi, sorore tua in matrimonium ducta, id vero vix dici potest. Gaudeo etiam per Jovem mihi crede haud mediocriter quod D. Henrichus Schuler, nepos mihi charissimus tibi tam dilectus est quam qui dilectissimus. — Ich verdanke die Möglichkeit, den in der Schweiz seltenen Druck benützen zu können, der Stadtbibliothek Bern.

[2] geb. zirka 1480, gest. 1534, April 26. Herr zu Oberwindegg, 1500/1531 Glarner Pannerherr, verheiratet mit Barbara Mätsch, Tochter der Grafen Gaudenz v. Mätsch aus Graubünden. *Kubli-Müller G. W.* — Über ihn *Paul H. Kind*, i. Jahrbuch Hist. Verein Glarus, Bd. 38 (1913), p. 55 ff. — Seine zahlreichen Tagsatzungsgesandtschaften in E. A. III, 2 u. IV, 1. — Verschiedene interessante Nachrichten, besonders über seine altgläubige Haltung während der Reformation, bringt die Bäldi-Chronik (Zschr. f. Schweiz. Kirchengesch., I, 1907), Nr. 30, 43, 44, 64, 88, 98, u. Valentin Tschudis Chronik, l. c. Nr. 236.

[3] *Kubli-Müller G. W.* — Sie ist im Glückshafenrodel des Zürcher Schützenfestes v. 1504 (Jahrbuch Hist. Verein Glarus, Bd. 36 [1910], p. 88) als Anna Stucki, des Pannerherrn Rudolph Stucki Tochter aufgeführt, was jedoch nicht ausschließt, daß sie verheiratet war.

[4] Über ihn oben p. 115.

[5] gest. 1500. Glarner Pannerherr seit 1491. *Kubli-Müller G. W.*, E. A. III, [1] u. III, 2 passim.

falls erwähnt, war jenes des Tochtermannes zum Schwiegervater. Diese Verbindung kann nicht aktenmäßig nachgewiesen werden. Aber auch das Vorkommen des Vornamens Anna in der Familie Loriti[1] scheint dafür zu sprechen. Damit wäre auch die enge Blutsverwandtschaft des Heinrich Schuler und des Hans Stucki zu Tschudis Frau, die Gilg gelegentlich anführt[2], erklärt. Und Tschudis einziger Sohn Hercules[3], der im September 1538 in Freiburg immatrikuliert wurde[4] und den unsere Briefe oft und mit warmem Lobe erwähnen[5], wäre dann mit dem Lehrer auch durch Bande des Blutes verbunden.

Und dies ist denn auch das so Ansprechende an diesen Briefen: Glarean sucht bewußt seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Tschudi geistig fruchtbar zu machen. Er wird zum treuen Mentor des genialen Freundes, den das Schicksal auf die politische Laufbahn in der fernen Bergheimat drängte und der nur nebenher, und darum der Förderung doppelt würdig, der großen Liebe leben durfte. Noch einmal zeigt sich einer der schönsten Züge von Glareans Charakter in hellem Lichte: die große Güte des Lehrers und nimmermüden Förderers aller Studien.

Die Übereinstimmung der beiden Männer in religiös-kirchenpolitischen Fragen wurde bereits erwähnt.[6] Die zahlreichen Nachrichten, die Glarean seinem Freunde zugehen läßt, berühren nicht nur rein persönliche Dinge, wie des Professors Lehrtätigkeit[7] die Verhältnisse in seinem Pensionate[8], seinen Gesundheitszustand, wo wir die fortschreitende Erblindung deutlich verfolgen können.[9] Auch über kleine

[1] Anna Stucki, die Schwester Glareans s. o. p. 117.

[2] Schuler bezeichnet er als « miner husfrowen nächster Blutsverwandter » (*Vogel*, p. 205). Hans Stucki als « miner Kinden nechster blutzfründ » (Geschichtsfreund, Bd. XVI, p. 278).

[3] geb. 1525, August 14., verheiratet 1550, April 16., mit Martha Brunner von Solothurn, gest. 1552, Juli 30., in Reims, wo er im Kloster St. Saphorin begraben liegt (*Kubli-Müller G. W.*)

[4] *Mayer*, p. 316, Nr. 54.

[5] Nr. 11, 12, 13, 16, 18, 21, 22, 30.

[6] Oben p. 113.

[7] Nr. 8, 9, 24, 25, 27, 31, 32. — Der Zürcher Josua Maler berichtet in seiner Selbstbiographie interessant über eine bei Glarean im Jahre 1551 gehörte Vorlesung (Zürcher Taschenbuch, 1885, p. 184).

[8] Nr. 7, 12, 32.

[9] Nr. 17, 18, 22, 23, 25, 27, 30, 31, 32, 33, 35, 37, 38. — 1560 klagt er im Briefe an Peter Gölin (l. c.): ... impedit me invisa oculorum imbecillitas ut magno nisu vix haec scribere possim ... fere a duobus annis nunc tussi adeo vehementer vexor ut aliquando de vita desperem ...

und große Vorgänge in Deutschland, vom Stande der Reben im Elsaß und im Breisgau [1], bis zur Reichs- und Religionspolitik [2], den Türkenkriegen [3], der Pest [4] und den sagenhaften Reichtümern, die aus den neuentdeckten Ländern in die Kassen Karls V. fließen [5], werden interessante Einzelheiten gemeldet. Sie mögen dem Adressaten im fernen Bergtal willkommener gewesen sein als auf der Badener Landvogtei, wo die Nachrichten aus aller Herren Länder rascher und interessanter zusammenliefen als in der Breisgauischen Universitätsstadt. [6] Die literarischen Hinweise und Büchersendungen, der Anschluß an manche seiner zahlreichen gelehrten Beziehungen, was alles Glarean dem Freunde vermittelt [7], führt schon tiefer in die geistigen Beziehungen der beiden Männer hinein. Aber von besonderem Wert und Reiz ist das, was wir über die eigentliche wissenschaftliche Zusammenarbeit der beiden gelehrtesten Glarner erfahren. Es soll hier nicht versucht werden, diese völlig zu erfassen. Dazu fehlen alle Vorarbeiten. Einzig dem soll nachgegangen werden, wofür sich in unsern Briefen selbst Anhaltspunkte finden. Das Bild würde zweifellos noch lebendiger und reicher, wären auch die Gegenbriefe erhalten.

Das Gebiet, auf dem sich der Philologe und der Historiker trafen, war jenes der nationalen Altertümer, der heimatlichen Landeskunde. [8] In seiner « Uralt warhafftig Alpisch Rhetia » [9], über deren vergilbten Blättern noch heute der ganze Zauber eines vielversprechenden Jugendwerkes liegt, bezeugt es Tschudi selber, wie sehr ihn Glarean zu der neuartigen Pflege der historisch-geographischen Heimatkunde angeregt

[1] Nr. 3.
[2] Nr. 4, 14, 15, 17, 18, 20, 21, 22, 24, 26, 29, 32, 35.
[3] Nr. 3, 5, 14.
[4] Nr. 7, 12, 21, 22.
[5] Nr. 14.
[6] Nr. 3. — Baden war durch die an der Tagsatzung anwesenden fremden Gesandten und die Badegäste aus aller Herren Länder die eigentliche Zentrale für den Auslandsnachrichtendienst in der alten Eidgenossenschaft. In den Berichten der Tagherren an die heimischen Obrigkeiten finden sich dafür oft interessante Belege. So bin ich in der Korrespondenz zum Glarner Landteilungshandel v. 1683 verschiedenen Nachrichten über den damaligen Türkenkrieg und die Belagerung Wiens begegnet, die interessante Feststellungen darüber zulassen, wie rasch und wie genau solch passionierende Nachrichten in die Orte gelangten. Es würde sich verlohnen, diesen Dingen einmal gesamthaft nachzugehen.
[7] Nr. 8, 9, 12, 16, 23, 28, 29, 31, 32, 33, 34.
[8] Dazu *J. J. Egli*, Der schweiz. Anteil a. d. geograph. Namenforschung, p. 4 ff.
[9] Das mir zur Verfügung stehende Exemplar der Universitätsbibliothek Freiburg stammt « Ex bibliotheca B. V. M. de Altaripa ».

habe.[1] Tschudi, der 1516 in Basel Glareans Schüler gewesen war[2], dürfte dabei nicht nur seines Lehrers poetische Descriptio Helvetiae, die 1514 zuerst im Druck erschien, und den später von Myconius dazu verfaßten Kommentar im Auge gehabt haben.[3] Er kannte wohl auch Glareans Beschreibung der Schweiz in Prosa[4], die, aber nur in ihrem ersten Teile[5], 1514 entstand und dem Kölner Senator und damals in der Schweiz weilenden Rat des Königs von England Wilhelm Rinck[6] gewidmet war. Sie diente später Myconius bei Abfassung seines Kommentars.[7] Hier findet sich zum ersten Male der neue methodische Grundsatz in der historisch-topographischen Erdbeschreibung, wenn auch nur erst schüchtern, angewendet: kritische Verwertung der einschlägigen Stellen bei den alten Autoren auf Grund eigener Anschauung der Gegend. Glareans patriotisches Jugendwerk ging, nach seinen eigenen Worten[8] auf Wirkung vor allem unter der eidgenössischen Jugend aus. Tschudis Rhetia ist die erste Frucht des dort ausgestreuten Samens.

Unsere Briefe geben ganz interessante Einblicke, wie diese langsam

[1] Aus der « Vorred »: « ... Deßhalb by unns billich das erst lob wirt geben dem hochgelerten herren Heinrico Glareano Poeten, minem günstigen herren Preceptor und verwandten, der hat by uns von erst die alten namen harfür gezogen, welchs domaln schier für unerhört geacht ward ... »

[2] Tschudis Selbstzeugnis in der Gallia comata, p. 284: ... « D. Henricus Loretus Glareanus ... der vor vil Jaren namlich anno 1516 min Praeceptor gewesen .... » Dazu Zw. Br., I, Nr. 22.

[3] Ich benutze den Abdruck im Thesaurus Historiae Helveticae, Zürich 1735. *Bernoulli*, i. Denkschrift d. Hist. Antiqu. Gesellschaft Basel (1891) gibt nur den Text ohne den Kommentar des Mykonius.

[4] Sie ist nach dem in der Landesbibliothek Glarus liegenden Autograph Glareans herausgegeben von *O. F. Fritzsche*, in Centralblatt für Bibliothekswesen, 1888, p. 77 ff. — Diese Ausgabe wird immer übersehen, auch bei *Durrer*, Bruder Klaus, II, p. 614, was auch nicht verwunderlich ist, da noch der 1924 gedruckte Katalog der Landesbibliothek Glarus, p. 345, unrichtigerweise von einem unedierten Autographon spricht.

[5] Nicht die ganze Beschreibung kann, wie dies *Fritzsche* anzunehmen scheint, 1514 entstanden sein. Glarean spricht von den selbst gesehenen Ruinen von Avenches und dem Rhonelauf. Diese Reise hat er, zusammen mit Peter Falk, frühestens im Sommer 1515 gemacht. Zw. Br., I, p. 33. Dazu *Bernoulli*, p. 18.

[6] E. A. III, 2, 807. — « Ad Hermannum Rinchium Agrippinum urbium senatorem, et caesaris Ma. Aemiliani Regisque utriusque Britanniae consiliarium », widmet Glarean Nr. IV in seinen Duo elegiarum libri.

[7] Zweifellos ist unter den paucula, die Glarean aus Paris 1518, Okt. 25., an Mykonius sendet, diese Prosabeschreibung zu verstehen (*Büchi*, Glareans Schüler, p. 404). Dort auch Interessantes zur Entstehungsgeschichte und den von *Bernoulli* beschriebenen Textvarianten in den Ausgaben v. 1514 u. 1519.

[8] Im Briefe an Mykonius v. 15. Mai 1519, bei *Büchi*, p. 408.

wuchs und sich entfaltete. Glarean kannte den Plan des Freundes; schon der erste Brief von 1533 bringt eine warme Aufmunterung zu frohgemuter Weiterarbeit.[1] Durch Vermittlung Glareans steht Tschudi mit Beatus Rhenanus schon viel früher in Gedankenaustausch über sein Thema, als sich dies aus dem gedruckten Briefwechsel desselben ergibt.[2] Im Spätherbst 1536 trug Tschudis Amanuensis Franz Cervinus das deutsche Manuskript zu Glarean nach Freiburg.[3] Möglich, daß sich Glarean, wie dies Tschudi später darstellt, die Übersendung bei seinem Besuche in Glarus im Sommer 1536[4] erbat; er arbeitete gerade damals am Caesar-Commentar, wozu ihm die Schrift gute Dienste erwies. Von Glarean mit neuen Empfehlungsbriefen versehen, ging Cervinus mit Tschudis Arbeit auch nach Schlettstadt. Glarean wollte Beatus Rhenanus für die lateinische Übersetzung des Werkes gewinnen. An die damit veranlaßte Durchsicht der Schrift knüpft der bekannte Briefwechsel zwischen Beatus Rhenanus und Tschudi an.[5] Zu gleicher Zeit hielt Glarean bereits nach einem zuverlässigen Verleger Ausschau. Er kannte die Gilde, und als zu Pfingsten 1537 Sebastian Münster bei ihm in Freiburg erschien, übergab er ihm das Manuskript nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß er Tschudis Werk vorerst nach Glarus zum Verfasser trage, damit dieser noch jene Änderungen anbringen könne, die auf Grund der von Rhenan und Glarean zum Texte gemachten Bemerkungen nötig sein möchten.[6] Münster hat darauf aber nur brieflich bei Tschudi die Druckerlaubnis eingeholt und verschwiegen, daß das Manuskript bereits in seinen Händen war.[7] Tschudi, von Glarean über diese Vorgänge rechtzeitig unterrichtet, durfte auf Erfüllung der Weisung zählen. Ob er dem ihm völlig unbekannten

[1] Nr. 1.

[2] Nr. 3. — Im Rhenan-Br. W. ist der 1. Brief zu unserem Thema Nr. 304 v. 13. Nov. 1536. Der dortige Abdruck erfolgte auf Grund des ersten Druckes im Anzeiger f. Schweiz. Geschichte u. Altertumskunde, 1864, p. 37, wo aber keine Quelle angegeben ist. Kamerarius Tschudi, Familienakten, II, Nr. 55, gibt eine Kopie.

[3] Nr. 8. — Dort auch das Biographische zu Cervinus.

[4] Wovon in Nr. 7 die Rede ist. — Über seine Anwesenheit im Sommer 1536 in Baden, vgl. Anzeiger Schweiz. Geschichte, III, 362.

[5] Rhenan-Br. W., Nr. 304 (p. 433) u. Nr. 306 (p. 436). — Nr. 304 wurde dem heimkehrenden Cervinus mitgegeben. —

[6] Nr. 9.

[7] Brief an Tschudi v. 17. Aug. 1537, abgedruckt i. Anzeiger f. Schweiz. Geschichte u. Altertumskunde, 1864, p. 38; ebenfalls ohne Quellenangabe. Kopie bei Kamerarius, Familienakten, II, Nr. 56. — Münster unterrichtete auch Vadian über seine Bemühungen zur Erlangung der Druckerlaubnis. Vad. Brslg. V, p. 430.

Sebastian Münster die erbetene Druckerlaubnis erteilt hat, ist keineswegs so sicher, daß man den von Tschudi in der Gallia comata erhobenen Vorwurf des unberechtigten Druckes ohne weiteres als Märchen des in seinem Gelehrtenstolze Verletzten hinstellen darf. [1] Freilich stimmt die dort von Tschudi gegebene Darstellung der Vorgeschichte des Druckes und des Anteils Glareans daran [2] auch nicht völlig mit

[1] Wie dies *Oechsli*, A. D. B., Bd. 38, p. 736 tut.

[2] Gallia comata, p. 284: « ... do hat sich gefügt, das der Hochgelert min lieber Herr Landzmann D. Henricus Loretus Glareanus loblicher Gedächtnus (der vor vil Jaren namlich anno 1516 min Praeceptor gewesen) mich heimsucht, von des Bitt wegen Im ze Lieb, und Dienst ich dieselb Arbeith fürgenommen, Inne damit in sinen vilfaltigen Schryben etwas zu befürderen, wie er offt an mich begert hat: also zeigt ich Im das Büchli, sagt Im daby, wie ichs enderen wurd und vil Ort emendiren, und dannethin Imme zustellen: der from herr, als er blos ein Blat las, ward begirig, das Büchli gar ze durchlesen, bat mich Im ze überantwurten, besorgt, ich were hinlässig, und wurd die emendirung lang verziechen, er welts allein Im selbes behalten, und innert zweien mir von Friburg us Brisgöw, da er wonet, wider haruf gen Glarus zu senden, ich beklagt mich, es were an vil Orten irrig und gar ungebütlet; aber er wollts endlich haben, wie es joch were: also gab ich Ims, demnach innert wenigen Tagen ist Herr Sebastianus Munsterus von Basel gen Friburg hinab kommen, hat den Herren Glareanum begrüßt, dem hat er das Büchli gezeigt, und sich nit versehen des, so demnach darus ervolgt ist: do ist Herr Munsterus, als ein Wunderer der Antiquiteten so begirig worden, das Büchlein ze lesen, das er mit höchster bitt den Herren Glareanum ankehrt, Imme das allein 4 oder 5 Tag ze lyhen; das ist geschehen. Do hat Munsterus zu Basel Ilentz vil abschryber bestellt, die sextern usgetrennt, und by Tag und Nacht schnell das Büchlin abcopiren lassen, und demnach wider ingebunden, des hat mich harnach Herr Glareanus mit klag und auch Entschuldigung bericht (dan er sölchs von einen den Munsterus ouch zum Abschryben gebrucht, nachwerts erfaren) wie nun Munsterus das Büchli überkommen, hat ers schnell ze Latin transferirt, daß von mir allein in tütsch beschriben, dann ich der latinischen Sprach nit vollkommen und unbericht. Volgents hat ers angentz ze Latin und Tütsch in Truck verfertiget, samt einer Mappa Helvetiae, die ouch an etlichen Orten presthafft, die ich sambt dem Büchli dem Herrn Glareano geben hab. Do ich nun das vernam, beschwart es mich nit wenig von wegen der mängeln, dan min Vorhaben nie gewesen in Truck ze verfertigen, sonder nach der Corrigirung dem Herren Glareano (diewil er stät ze schriben geneigt, und ein sonderer Yfrer der Antiquiteten was) im Büchli finden möcht, uszeziehen, und sine Vorhaben damit zebefürdern, schreib deshalb dem Herren Glareano und erklagt mich des usgangnen Trucks, wiewol mir an der Mappa nit sonders gelegen, das doch ouch on mit wüssen geschach. Der gut Herr schreib mir herwider (des Brieff ich noch bi Handen) klagt sich nit weniger ab Munstero, und bericht mich ob erzelter Dingen wie es gangen, er schreib ouch mit Ungedult dem Munstero selbs. Do nun Herr Munsterus des Herrn Glareani und ouch min Undanck vernam, kam er persönlich zu mir gen Glarus, bracht mir vil exemplaria des getruckten Büchlis, mich damit ze begaben, und bat mich, daß so er getan, nit in argen uffzenemmen, dann es im besten geschechen, habe vermeint, min Namen und Rum damit ze erhöchen .... » — Ähnliche Darstellung i. Brief an Simmler, bei *Vogel*, p. 239.

dem überein, was sich aus unsern Briefen darüber ergibt. Im Frühjahr 1538 war der Druck vollendet.[1]

Mochte das Erstlingswerk seinem Verfasser auch keine Befriedigung bringen: für Glarean wurde es, wie er es dem Freunde versprochen hatte[2], zum Ausgangspunkte einer systematischen Propaganda von Tschudis Gelehrtenruhm. Es ist rührend, wie er noch im Alter keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um auf die «eruditissima Rhaetiae descriptio» seines Freundes und Verwandten hinzuweisen. Daß er ihm einmal widerspricht, habe ich nicht feststellen können.

Besonders freigebig und warm ist er mit dem Lobe in seinem Kommentar zu Caesars Gallischem Krieg, der fast gleichzeitig mit Tschudis Druck erschien.[3] Er zitiert ihn zustimmend an den verschiedensten Stellen und bezeichnet dieses Werk als das beste, das seit mehr als 1000 Jahren über topographische Fragen erschien.[4]

Dieser Caesar-Commentar ist auch unter anderem Gesichtspunkte sehr interessant und zeigt, was aus einer systematischen Durcharbeit von Glareans Schriften für die Biographie und Wertung dieses Gelehrten noch zu gewinnen wäre. Was er von Tschudi rühmt, daß dieser in der Rhaetia die Landschaft aus eigener Anschauung beschreibe, das gilt noch in größerem Maßstabe von Glarean selber. Glarean gehört nur mehr mit seinen Anfängen zu den Kosmographen des XVI. Jahrhunderts mit ihrer vorwiegend historisch-philologischen Arbeitsweise. Seine Stellung in der Geschichte der Geographie gründete sich bisher auf die von ihm gezeichnete Karte Amerikas aus dem Jahre 1510[5] und seine Schrift «De Geographia» von 1527. Aber während er hier methodisch noch durchaus auf dem überlieferten Standpunkte steht[6], ist sein Caesar-Commentar bereits ein kräftig ausholender Schritt in neues Land. Schon in der Dedicationsepistel betont er, daß er, in jenem

[1] Nr. 10.

[2] Nr. 1, 8, 10.

[3] Nr. 10. — Das mir zur Verfügung stehende Exemplar der Universitätsbibliothek Freiburg trägt auf dem Titelblatt die Bezeichnung: Bibliotheca Frm. Eremit. Divi Aug. Friburgi Helvetiorum 1623.

[4] p. 6-7, 12, 32, 43, 52, 53, 69, 70. — p. 7 schreibt er über Tschudis Werk: «... visa enim tractat, et summo judicio librata, maximoque labore inventa, q. ab mille annis neminem tractasse novimus ...» Ein ähnliches Lob im Dedicationsbrief zur Helvetiae Descriptio v. 1554: «... ille de Rhaetia doctissime scripsit, quo intra mille annos vix melior in re topographica prodiit.»

[5] Vgl. dazu *A. Elter*, De Henrico Glareano geographo et antiquissima forma Americae commentatio. Programm Bonn 1896.

[6] Vgl. *Geiger*, i. A. D. B., Bd. 9, p. 212.

Lande geboren, das er beschreiben wolle und dessen Sprache mächtig, er viele Orte leichter und sicherer bestimmen könne. [1] Hier wird besser als bei irgend einem andern seiner Werke sichtbar, wie bei Glarean die Verwurzelung in der Heimat wissenschaftlich fruchtbar wird. Noch konnte es zwar bloß landsmannschaftlicher Stolz sein, wenn er den Lauf der Glarner Linth und des Rheins, mit vielen erlebten Einzelheiten ausgeschmückt, beschreibt. [2] Aber wenn er bei Erörterung der Frage nach der Donauquelle die einschlägigen Stellen bei Plinius und Strabo als höchst zweifelhaft bezeichnet und seinen Vorsatz kundgibt, das Problem durch eine eigene Untersuchung an Ort und Stelle abzuklären [3], dann kann kein Zweifel mehr bestehen, daß ein neuer methodischer Grundsatz gewonnen ist. Die Lösung der Geographie vom antiken Vorbilde ist eingeleitet. Erdbeschreibung auf Grund eigener Beobachtung, was erst später allgemein anerkannte Regel wird, findet sich schon bei Glarean

Auch in seinen spätern Schriften setzt Glarean Lob und Preis von Tschudis Rhaetia fort. In der Ausgabe der Descriptio Helvetiae von 1554 [4] änderte er verschiedentlich den Text auf Grund der Arbeit des Freundes und schrieb auch den erweiterten Kommentar auf dieser

[1] Mihi quidem homini in Gallia nato quamquam magna ex parte at ut totam tamen Galliam viderem non contigit.... Germaniam bona ex parte non vidi tantum sed linguam etiam eorum non multum a veteri Celtarum distantem didici, ita ut de plerisque locis certius definire non fuerit mihi difficile.

[2] Limagus apud Claronenses oritur ac in media ipsorum regione Serniphium alterum ex altera valle delapsum amnem accipit. Deinde infra Urnas (duorum vicorum nomen est) supra Latericium pontem (ita vocant) ex laco Vesenio accepta aqua Marcham (qui fuit olim Helvetiorum in Rhaetos finis et Helvetii ita terminum vocant) ac Castra Rhaetorum (et huic loco etiamnum nomen manet Gastra) disterminat (p. 18). — Bei der sehr einläßlichen Beschreibung des schweizerischen Rheinlaufes sagt er über Säckingen (p. 48) : « octo millibus inde passuum insulam facit, divi Fridolini sancti viri, qui ante mille annos in eam venisse dicitur, sepulchro nobilem ... ubi et nobilium virginum collegium est ... Huic collegio non parum debeo, et propter patriam meam Claronam, quae illi foederis jure multis saeculis obnoxia fuit, et mei etiam causa, quod illic ab ipso collegio ac senatu saepe honeste exceptus fuerim.

[3] p. 72 : ... quare ego justa de causa moveor, ut vel Brygen vel Bregen Danubii fontes credam et fortassis duos ut Rheni. Sed si Deus mihi concedet tantum aliquando otii quando tam prope habito, tentabo ipse locum videre ac cerciora lectori ea de re indicare.

[4] Das Exemplar der Universitätsbibliothek Freiburg stammt Ex Bibliotheca B. V. M. de Altaripa. — Über die Benutzung von Tschudis Rhaetia bei der Umarbeitung des Kommentars spricht sich Glarean in der Dedicationsepistel (p. 4) ausführlich aus ; vgl. dazu *Bernoulli*, p. 13.

Grundlage. Die Verweisungen auf Tschudi sind auch hier zahlreich.[1] Sein Handexemplar zu Suetons Caesares[2] hat interessante Randbemerkungen, in denen auch Scudus erscheint, was beweist, daß ihm noch im Alter Tschudis Jugendwerk Autorität war. In den Annotationes zu Sueton, an denen er 1555 arbeitete[3], finde ich dagegen nur ein, aber wiederum ein lobendes Tschudi-Zitat.[4]

Das wissenschaftliche Freundschaftsverhältnis, für welches auch außerhalb unserer Briefe ein interessantes Zeugnis vorhanden ist[5], war ein wechselseitiges. Auch Tschudi war verpflichteter Empfänger. Nicht alle, aber die wichtigsten aus der großen Zahl der Publikationen seiner Freiburger Zeit, hat der Professor dem Freunde in den Schweizerbergen übersandt. Mit der Zustellung der Livius-Chronologie von 1531 setzt der Briefwechsel ein.[6] Wir hören nur mehr vom Lobe, welches dieses Werk seinem Verfasser eintrug. Auch sonst sind unsere Briefe für die Entstehungsgeschichte von Glareans Schriften nicht ertragreich. Die Annotationes in C. Caesarem[7], der Liber de Asse[8], die Annotationes in Valerius Maximus[9], die Annotationes in Curtium[10] werden nur kurz erwähnt. Für die Dodekachordon-Ausgabe von 1547 wird Tschudi als Übermittler an die schweizerischen Äbte bemüht[11], und es ist amüsant, zu lesen wie Glarean, hierin ein echter Humanist, den Freund mit der heiklen Aufgabe betraut, beim Abte von Rheinau nach der ausgebliebenen Anerkennung zu forschen. Von dem ein Jahrzehnt später erschienenen Auszug aus dem Dodekachordon überschickt er Tschudi,

[1] p. 15, 16, 58, 82. — Bei der Beschreibung von Glarus nennt er neben Arbogast Strub und Heinrich Schuler als geistig Interessierte: D. Aegidius Tschudi insigne ornamentum huius seculi, una cum fratribus et tota illa familia poetae nostro faventissima (p. 68).

[2] Vgl. *C. Mengis*, Glareans Handexemplar von Suetons Caesares (i. Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins, 1928, p. 431 ff.). Die Tschudi-Zitate dort p. 440.

[3] Nr. 27. — 1550 hatte er über Sueton privatim, 1554 öffentlich gelesen; *Mengis*, p. 431.

[4] In C. Suetonii Tranquilli Caesares Henrichi Loriti Glareani Patricii Glaronensis Annotationes. Basileae per Henricum Petrum 1500 (Zentralbibliothek Zürich). Dort p. 42.

[5] Bei seinem Besuche in Glarus im Sommer 1540 zeigte der eben aus Rom zurückgekehrte Tschudi Glarean die mitgebrachten Altertümer. Vgl. *Hans Herzog*, Die Romreise des Aegidius Tschudi, i. Anzeiger Schweiz. Geschichte, VI (1890), p. 81.

[6] Nr. 1.

[7] Nr. 10.

[8] Nr. 15, 19.

[9] Nr. 24.

[10] Nr. 24.

[11] Nr. 20, 25.

dessen Interesse für Musik bekannt ist, die lateinische und die deutsche Ausgabe.[1]

Hat auch Tschudi aus diesen Schriften, soweit sie verwandte Arbeitsgebiete betrafen, geschöpft ? In der Gallia comata finde ich nur im Vorwort zum zweiten Buche einen allgemeinen Hinweis auf des geliebten Lehrers vielfalte Schriften, die ihm bei der Abfassung seines Werkes behilflich waren[2], dagegen im Text kein eigentliches Glarean-Zitat.[3] Aber viele der dort vorgetragenen Auffassungen berühren sich nahe mit denen des Freiburger Professors. Die Feststellung eines möglichen Abhängigkeitsverhältnisses muß einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben. Die nahen Beziehungen beider Männer legen einen Vergleich der Arbeiten Tschudis zur schweizerischen Frühgeschichte mit den Kommentaren Glareans zu jenen Autoren, auf die Tschudi aufbaute, nahe. Eine, wenn auch nicht die wichtigste Seite der immer noch in starkes Dunkel gehüllten Gelehrtengestalt des Glarner Landammanns dürfte vielleicht von hier aus in neues Licht gerückt werden.

So sind diese Briefe in ihrer Gesamtheit eine schätzenswerte Quelle für die menschlichen und die wissenschaftlichen Beziehungen zweier gelehrter Schweizer des XVI. Jahrhunderts und ein nicht unwichtiger Beitrag zur Lebensgeschichte Glareans in seiner Freiburger Professorenzeit, die immer noch zu wenig erforscht ist. Neue Funde werden zweifellos gemacht werden.[4] Die wesentlichen Züge des Bildes, wie es aus diesen Briefen vor unserem Auge ersteht, werden sich aber kaum mehr ändern : ein bei allem ausländischen Gelehrtenruhm fest in der heimatlichen Erde verwachsener, der alten Kirche treu ergebener, bedeutender Geist, der erhobenen Hauptes die Fackel aus der Hochblüte des Humanismus in die Zeit der katholischen Reform hinübertrug. Daß im Sturme, der dazwischen wütete, die Fackel nicht erlosch : daran dürfte auch Heinrich Loriti ein Verdienst zukommen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Nr. 31 u. 32. — Über Tschudi als Musiker, vgl. *Fuchs*, II, 171 ff., u. *E. Bernoulli*, i. Zwingliana, IV, 216 ff.

[2] p. 285 : « ... mich ouch in diser Arbeit vil gestürt fürnemlich Herr Glareani vilfalte Schriften ... »

[3] Wohl aber Polemiken gegen Beatus Rhenanus (p. 88, 116, 242, 251, 270, 323) und gegen Aventin (p. 272 ; dazu Nr. 8 u. 9).

[4] Die Briefe Glareans an Tschudi sind kaum vollständig erhalten. Auffällig ist die große zeitliche Lücke zwischen Nr. 13 u. 14. — Über wichtige Glarean-Funde berichtet *Rudolph Pfeiffer*, in Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 34 (1917), p. 284.

Eine Episode aus dem Leben des Bischofs Jost von Silenen.

Von Eduard WYMANN.

Bis in die neueste Zeit war das Privatleben dieses bedeutenden Kirchenfürsten und Politikers weniger bekannt. Erst die Veröffentlichung der Prozeßakten seiner Absetzung und die ausführliche Biographie seines indirekten Nachfolgers Matthäus Schiner haben manche bisher kaum bekannte Dinge ans Licht gebracht.[1] Hiezu gehören die dauernden Beziehungen des Bischofs zur Frau Katharina, der Gemahlin des Werner Roch. Die Akten bezeugen mehrfach, daß diese Frau nach dem Wunsche des Bischofs in Sitten von Geistlichen und Weltlichen geehrt wurde.[2] Einen ferne liegenden und daher viel stärkern Beweis hiefür liefert *das alte Talbuch von Ursern*, das 1491 als Rechnungsbuch für die öffentliche Verwaltung des Tales Ursern angelegt wurde. Leider sind die Ausgaben ohne Monatsdaten verzeichnet, und es ist manchmal

[1] Schon Diebold Schilling weiß in seiner Luzerner Chronik zu berichten: ... kam aber hinder ein torechte frowen, die er so costlich hielt und sollicher maß mit knächten, jungfrowen, cleidern und andern sachen, das jemer die Walliser daran vast ein groß mißvallen hattend, wann der bischoff hatt so großen glouben an sy und sy so lieb, für welhen sy bat, dem was geholffen, welhen sy ouch hasset, der mocht vom bischoff kein gnad erlangen. Neue Ausgabe S. 113; alte Ausgabe S. 127.

[2] Der procurator fisci stellte in der Gerichtssitzung vom 17. Juni 1496 im Prozeß vor der Kurie folgende Behauptungen auf: 5. Quod dictus Dominus Jodocus Episcopus quandam Cathelinam, uxorem Werneri Roch, publice in domo, lecto et in mensa pro cambere per plures et plures annos tenuit et unacum eadem sepe ac sepius per civitatem in ed[is] curru, sono tube procedente, sedentem induci fecit, populo vidente.

6. Item quod dictam Cathelinam eius concubinam tam per clericos quam laicos dicte civitatis et in locis publicis honorari et illi reverentiam prestari mandabat. Siehe Ehrenzeller, Der Sturz Josts von Silenen und sein Prozeß vor der Kurie. Ein Beitrag zur Wallisergeschichte der Jahre 1495-1498. Jahrbuch f. Schweiz. Geschichte, Bd. 38, 1913, S. 118. Vgl. die ähnliche Aussage des Pfarrers Zussen bei *A. Büchi*, Kardinal Matthäus Schiner, I, 46.

sogar schwer, sie ins richtige Jahr einzuweisen. In unserem Falle besteht jedoch kein Zweifel, die Rechnungen von 1493–96 zählen zu den bestgeführten des ganzen Buches. [1]

Jost von Silenen vertrat die Sache des französischen Königs mit großem Eifer und spann zu deren Gunsten überallhin seine diplomatischen Fäden. Während König Karl VIII. auf dem Heimweg von Neapel in Oberitalien Halt machte, ergriffen die Schweizer und Walliser sehr zwiespältig teils für, teils gegen ihn Partei und ließen ihm Knechte zulaufen oder suchten dies zu verhindern. Uri und der St. Gotthardpaß standen im Mittelpunkte dieser Zeitströmungen und Intriguen. Ausdrücklich bezeugen zeitgenössische Quellen, daß dort das Kilbi- und Fastnachtwesen damals besonders in Blüte gestanden sei. [2] Solche Anlässe wurden aber bekanntlich gerne zu militärischen oder politischen Verabredungen benützt oder behufs Stimmungsmache sogar eigens veranstaltet. Es liegt deshalb nahe, zu vermuten, die Reise der « Frow » Katharina nach Ursern habe nicht bloß der weiblichen Laune und dem Vergnügen gedient. Wir erblicken vielmehr in diesem Besuche eine ziemlich leicht erkennbare diplomatische Mission. Der St. Gotthardpaß führte damals zu Freund und Feind des Herrn von Sitten, sowohl zum Herzog von Mailand als zu dem in Italien weilenden französischen König Karl VIII. In Ursern konnte am leichtesten ein Zusammentreffen und eine Unterredung mit einem durchziehenden Staats- oder Kriegs-

[1] Dr. *A. Büchi*, der diese Stelle zitiert (Kardinal Matthäus Schiner, I, 46) hatte die Notiz von uns und gibt daher als Standort des Talbuches von Ursern irrig das Staatsarchiv Uri, statt das *Talarchiv Ursern* an. Wir unserseits entnahmen den Wortlaut der Mitteilung, deren Inhalt wir schon lange zuvor kannten, gelegentlich den Kollektaneen des Pfarrers Peter Furrer von Hospental († 1915). Die dort angeführte und auch von Dr. Büchi genannte Jahrzahl 1494 beruht auf einem Irrtum Furrers, der die alte Zahlform 5 nicht richtig zu deuten verstand und sie für ein 4 hielt. Er und noch andere, die von dieser Stelle überhaupt etwas wußten oder hörten, bezogen sie gemäß den gehörten mündlichen Äußerungen fälschlich auf die besser bekannte kriegerische Person des Kardinals Schiner. — Daß wir diesmal die genannte Stelle dem Original selber entheben und in aller Ruhe studieren konnten, verdanken wir der gütigen Vermittlung des Herrn Rechtsanwalts Dr. jur. Alex Christen von Andermatt in Altdorf.

[2] Jörg uf der Flüe oder Georg Supersaxo, der Bastard des Bischofs Walter uf der Flüe, der nicht bloß den Bischof Jost von Silenen, sondern später auch den Bischof Matthäus Schiner aus dem Bistum Sitten vertrieb, berichtete am 13. Februar 1496 dem herzoglichen Sekretär Enea Crivelli in Mailand : « Es sind jetz groß schimpflich hochzit, vaßnacht und geselschaften zů *Ure* mit den(en) von Luczern, Switz und Underwalden ; an denselben enden vast ir gewonheit und syt ist, große heimlichkeit und ansleg zů pratizieren. » Siehe *Büchi*, Urkunden und Akten, Nr. 67, Blätter aus der Walliser-Geschichte, Bd. V, 329.

mann stattfinden. So hat 1570 auch Kardinal Karl Borromeo auf seiner Durchreise in Ursern sowohl mit dem Bischof von Chur als mit dem Abt von Disentis Besprechungen gepflogen. — Ein diplomatischer Charakter wohnte dem Besuch der « Frow » Katharina auch dann noch inne, wenn er bloß den Zweck gehabt hätte, über die Stimmung in den benachbarten Waldstätten zuverlässige Erkundigungen einzuziehen und gleichzeitig das freundliche Verhältnis der Innerschweiz zu Jost von Silenen zum sichtbaren Ausdruck zu bringen und nach Tunlichkeit zu verbessern. Möglicherweise ging ja die Reise noch weiter, vielleicht nach Altdorf und Schwyz, vielleicht nach Disentis und Chur. Um in dieser Hinsicht jedem Leser ein eigenes Urteil zu ermöglichen, geben wir nachstehend nicht nur die wichtige Rechnungsstelle bekannt, sondern auch die ihr unmittelbar vorausgehenden und nachfolgenden Posten. Sie sind geeignet, unsere Auffassung zu stützen.

Das Quantum von *zwei Maß Wein* wird man mit Einrechnung eines allfälligen Höflichkeitsüberbliebes nach dem anstrengenden langen Ritt oder Marsch über die Furka auch für eine Damengesellschaft « maßvoll » finden, zumal wenn der Herr Talammann Christoph Christen und andere Häupter des Rates den holden Walliser Gästen auch nippen halfen und ihnen Gesundheit zutranken. Ein Vergleich mit den andern Rechnungsposten zeigt, daß die Männer ihre Maß jeweilen viel schneller geleert hatten und deren wiederholte Nachfüllung sich gerne gefallen ließen. — Nach dem *Preis* zu schließen, scheint den Hofdamen von Sitten in Ursern keine vulgäre Qualität, sondern eine etwas gewählte Marke kredenzt worden zu sein, denn die zwei Maß, welche man im gleichen Herbst dem Urner Landammann Walter In der Gassen vorsetzte, kosteten nur 6 Schilling, minder 1 Angster, und jene zwei Maß, die Meyer Porter 1493 auf Rechnung des Tales zu schlürfen bekam, verursachten nur eine Auslage von 5 Schilling. Auch die vier Maß Ehrenwein, welche Landammann Reding von Schwyz 1495 getrunken, waren mit 11 Schilling und die vier Maß des Junkers Rudolf (Haas ?) sogar mit 10 Schilling völlig bezahlt. Die den Walliserinnen verabreichten zwei Maß hingegen belasteten die Talrechnung mit 7 Schilling, minder 2 Angster. — Nachdem die « Frow » des Bischofs durch die Gunst ihres hohen Herrn in Sitten mit *fürstlichen Ehren* umgeben wurde [1], läßt es sich denken, daß sie außer Landes erst recht nicht auf diese Auszeichnung verzichtete, zumal wenn sie eine offene oder geheime

[1] Siehe unsere erste Anmerkung.

diplomatische Mission zu erfüllen hatte und einen vornehmen Eindruck machen sollte. Wirklich bestätigt die Talrechnung auch diese Vermutung, da sie ausdrücklich eine Begleitung erwähnt und von « yer geselschafft » redet.

Nach dem Standort der Ausgabe zu schließen, der allerdings nicht ganz sicher als chronologisch zu betrachten ist, dürfte der Besuch in Ursern im August erfolgt sein, also zu einer Zeit, da Jörg uf der Flüe schon heftig gegen den Bischof intriguierte, während letzterer Hilfstruppen warb und sie anfangs Oktober persönlich ins Lager des Königs nach Vercelli führte. Nimmt man für die Rechnung eine streng chronologische Ordnung an, so wäre der Zeitpunkt leicht zu bestimmen, da der nächste Posten von fremden Gästen an der *Hospentaler Kirchweihe* spricht. Diese scheint einstmals eine gewisse Anziehungskraft auf weitere Kreise ausgeübt zu haben. Fast alle Rechnungen enthalten Auslagen für Gäste an dieser Kilbi.[1] Das Zusammentreffen mit solchen mochte von der « Frow » des Bischofs gerade beabsichtigt und eine größere festliche Volksansammlung ihren Zwecken sehr dienlich und daher erwünscht gewesen sein. Das Patrozinium oder Patronatsfest feiert die jetzige Pfarrkirche von Hospental an Mariä Himmelfahrt (15. August) und am folgenden Sonntag ist Kirchweih, wie dies noch an vielen Orten seit Alters Gebrauch ist.[2] Es dürfte auch in der alten Kapelle so gewesen sein. Bleibende Verschiebungen kamen freilich mancherorts mit kirchlicher Bewilligung im Laufe der Zeiten vor. Ein Weihebrief ist leider nicht erhalten. Das Aussehen und die Ausrüstung der alten gotischen Kapelle zu Hospental läßt sich einigermaßen vorstellen an

[1] 1492 : Item aber han ich aman Cristen uß gen xxiiii plr., daß man geschenckt hett an der kilwy ze Hospental tag ürty dennen von Kurwal und andry.

Item aber han ich uß gen viii maß win geschenckt zum nachtmal, kost zhalben xiiii angster, zhalben ii plr.

1493 : Item aber han ich uß gen xxxxiii ß an der kilchwy ze Hospental, dz man geschenckt hett dennen von Wassen und ouch dennen von Kurwal oder von Luffinen.

1494 : Item aber uß gen von den tallütten wegen viii frömpt man von Liffenen, von Kurwal oder von Ury, ein yetlichem umb ii ß tag ürty an der kilwy ze Hospental.

Item aber uß gen ein halben gl. tag ürty, dz man den frömden geschenckt hatt an Sant Moritziß tag ze Hospental.

1496 : Item aber uß gen x ß den spillutten von Kurwal (zu Hospental ?).

1498 : Item ich han uß gen ein legelen, ein yetlich maß umb ix angster, dz man dennen von Tafetsch geschenckt hatt. (Zu Hospental ?)

1500 : Item aber us gen an der cilwy ze Ospendal xvi ß und x ß den spyllüten.

[2] So war es laut Visitationsbericht von 1643 auch bei den übrigen Gotteshäusern des Tales damals Brauch.

Hand des Visitationsberichtes des Churer Bischofs Johann Flugi vom Jahre 1643.[1]

Zieht man zum Studium der politischen Lage die noch erhaltene diplomatische Korrespondenz heran, so ergibt sich mit einer an völlige Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß der in Frage stehende Besuch aus der nächsten Umgebung des Fürstbischofs von Sitten wirklich *um Mitte August* in Ursern als wohlberechneter und zeitlich sehr gut gewählter Schachzug gegen die Praktiken der mailändischen Agenten eingetroffen sei. Denn im Juli 1495 suchte Bernardino Moresini als Gesandter des Herzogs von Mailand persönlich Altdorf, Schwyz und Unterwalden auf. Anfangs August schickte sodann der nämliche Herzog den venezianischen Sekretär Francesco Judaïca und seinen Kanzler Cornelio da Nibia zur Wahrung seiner Interessen ins Wallis. Überdies weilte daselbst von Anfang August bis Ende September 1495 der herzogliche Vertrauensmann Enea Crivelli, um gemeinsam mit Jörg uf der Flüe, dem Feinde des Bischofs von Sitten, den französischen Erfolgen nach Möglichkeit entgegenzutreten.[2] Als die Lage sich trotzdem zu Ungunsten des benachbarten Herrschers verdüsterte, bereiste Giovanni Moresini die Urkantone und war am 21. August in Altdorf. Von hier begab er sich mit Judaïca, der aus dem Wallis zu seiner Unterstützung herbeieilte, nach Luzern und von da nach Unterwalden. Der Gesandte des Herzogs von Mailand und die Vertraute des Bischofs von Sitten entfalteten also wohl ganz planmäßig zur gleichen Zeit mit entgegengesetzten Absichten ihre diplomatische Tätigkeit in Uri. Nach dem Friedensschluß zwischen Karl VIII. und der Liga (9. Oktober 1495) reiste der König am 21. Okt. nach Frankreich zurück und löste sein zahlreiches Söldnerheer auf.[3] Ganze Scharen ergossen sich gegen die schweizerischen Alpenpässe. Da aber der Simplon schon verschneit war, zogen die Eidgenossen und Walliser teils in kläglicher Verfassung über den Großen St. Bernhard und den *St. Gotthard* nach Hause.[4] Barometerartig ließ ihr Durchpaß auch in unserer Rechnung deutliche Spuren zurück, denn die besser organisierten, noch beisammengebliebenen Harste empfingen in Ursern auf Kosten des Tales einen freundeidgenössischen *Ehrentrunk*.

[1] P. *Notker Curti*, Die kirchlichen Verhältnisse im Urserntal um 1643. Histor. Neujahrsbl. von Uri, 1915, und Geschichtsfreund, Bd. LXX, 268.

[2] *Ehrenzeller*, Josts von Silenen Sturz, S. 80 ff u. S. 84.

[3] *E. Gagliardi*, Der Anteil der Schweizer an den italienischen Kriegen, 1494–1516. Bd. I, 237. — Derselbe, Mailänder und Franzosen in der Schweiz 1495-1499. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte, Bd. 39, 1914, S. 64 und 238-239.

[4] *W. Ehrenzeller*, Der Sturz Josts von Silenen, l. c. S. 85.

Noch einmal hatten die Talleute von Ursern Gelegenheit, für einen Herrn von Silenen eine Ehrung zu beschließen, indem sie, nach dem Standorte der Rechnung zu urteilen, im Jahre 1514 vermutlich dem Gardehauptmann *Kaspar von Silenen*, ein *Fenster* stifteten.[1]

Erklärungen : Gl. = Gulden ; ß = Schilling ; 6 Angster = ein Schilling ; 40 Schilling = ein Gulden ; ein Gulden = Fr. 1.76 Rp. — Plr. = Plappart ; Ort = eine kleine Münze.

Item ich amann [*Christoph*] *Cristen* han gerechnet von den talluten wegen mitt denen, die darzů geordnet sindt ... und ist die rechnung beschechen am nechsten zinstag vor mitten Meyen jm [14]95.

Item ich han uß gen ein som win, dz man hatt geschenckt dennen von Ury in zwey malen, ye ein yetlich maß umb ii ß.

Item aber uß gen ein halben som win, dz man hett dennen von Schwitz geschenck, ein yetlich maß ii ß.

Item aber uß gen ein halbenn som win, dz man dennen von Underwalden geschenckt hatt, ein yetlich maß umb ii ß.[2]

Item aber uß gen x angster, dz man dem amann Arnolt geschenckt hatt, do er mit den gefangnen von Oergelz kam.[3]

Item aber uß gen viii maß win, die man den botten von Schwitz geschenckt hatt, do sy sint zů den knechten ge Belitz geritten, ye ein yetlich maß umb ii plr.

Item aber uß gen vi maß win, ein yetlich maß umb ii plr., die man dem amann in der Gassen mit sinen gesellen geschenckt hatt, do sy woltint zum küng ritten.

Item aber uß gen ii maß win, kostent vii ß minder ii angster, dz man deß bischofs frowen[4] von Sitten geschenckt hatt *mit yer geselschafft.*

[1] Talrechnung 1514 : Item han ich obgenanter ammen Christen ußgeben : an der kilwichi zů sant Peter und zů kilchen und zu Ospental und uff beden stuben und das ich han ußgeben dien von Weggis an ir gotzhüs.

Item han ich ußgen ein phenster *dem von Silinon.*

Item i phenster dem Griebier von Flielen.

Item ein phenster gan Gersou dem vrderthy [vrderchy ?].

Die sum tůt alli zaman 4 gulden an gold.

[2] Zwei Maß dieser Sorte für die Gäste aus den drei Ländern, kosteten also 4 ß, die zwei Maß der « Frow » von Sitten waren aber 7 ß minder 2 Angster wert.

[3] Die Urner machten mit Unterstützung Luzerns gegen Ende Juli 1495 einen Einfall ins Mailändische. Von daher mochten die erwähnten Gefangenen rühren. Oergelz=Airolo.

[4] Zweihundert Jahre später machte hier der Talschreiber — vermutlich war es Christoph Christen — ein Kreuz und fügte unterhalb der Zeile hinzu : « Das Gott erbarem — du alte Glaube. »

Item aber uß gen viii ß, dz man den frömden geschenckt hatt an Ospentaler kilwy tag ürty.

Item ich bin den tallüten schuldig viiii pfundt und v ß von der kû wegen, die der Rüdiy zum Dorff den tallütten lassen schetzen.

Item aber uß gen iiii ß, dz man geschenckt hatt dem aman Zelger und vogt Branberg von Lutzeren.

Item aber us gen iiii maß win, das man dem aman vom Rin und dem junker Rûtdolff [Haas ?] geschenckt hat und kost der win x ß.

Item aber in gnon von den rossen, die hie gesümert sint, ein ort miner (!) den v gl. an müntz und het myrs gen Gerung Jörgen von denen von Zugt.

Item aber uß gen x maß win, kostent xx plr., dz man denen von Ury geschenckt hatt, do ûrich Pfister fenrich waz.

Item aber uß gen iiii maß win, kost viii plr., die man dem vogt Büntiner geschenckt hatt.

Item aber uß gen iiii maß win, kost viii plr., dz man dem juncker Rûdolf und sinen lantzlutten geschenckt hatt.

Item aber uß gen x maß win, kost xx plr., die man dem hoptman von Zug mit sinen gesellen geschenckt hatt.

Item aber uß gen x maß win, kost xx plr., die man dem amann Berenlinger und dem fenrich mit yeren mittgesellen geschenckt hatt. [1]

Ammann Christen starb vor dem Abschluß seines Amtsjahres. Darum hat Ammann Russy mit drei andern Männern « mit amanß Cristeß säligen erben von der tallütten wegen gerechnet ... und ist die rechnung beschechen am nechsten suntag vor unser frowentag zû der Liechtmeß jm 1496 jar ».

[1] Landammann Andreas von Beroldingen († 1510) steht schon in der Rechnung von 1493 mit folgendem Posten : Item aber han ich uß gen iiii maß win, die man dem aman Berelinger hatt geschenckt, kosten xii ß.

Auch die Rechnung von 1495 verzeichnet auf der ersten Seite, also etwa im Juni, wiederum eine auf ihn bezügliche Auslage : Item aber uß gen x ß umb iiii maß win, die man geschenckt hett dem vogt von Liffinen und amann Berelinger und ander mit inen, do sy sindt von der mustri komen von Liffinen.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Pastor Ludwig v., Geschichte der Päpste. XV. Bd. : Geschichte der Päpste im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus von der Wahl Klemens' XI. bis zum Tode Klemens' XII. (1700–1740). 1. bis 7. Auflage (XXXVI-820 S.). Herder, 1930. 21 M. ; in Leinwand 25 M. ; in Halbfranz 28 M.

Innocent XII était mort en 1700, pendant le Jubilé. Le conclave s'ouvrit le 9 octobre. Les Français et leurs partisans désiraient un pape faible ; les *zelanti*, au contraire, un homme d'Eglise, un réformateur, et ce fut l'un de leurs candidats, le cardinal Albani, qui finit par être nommé, le 23 novembre, le jour de la saint Clément, ce qui fit prendre à l'élu le nom de Clément XI. Il n'avait que 51 ans et n'était prêtre que depuis deux mois, mais il avait joui d'une grande influence sous Innocent XII, de telle sorte qu'on s'attendait à le voir devenir pape un jour. Pieux, éloquent, actif — peu de papes ont autant écrit de leur propre main — il s'intéressait à l'archéologie et fit beaucoup pour la bibliothèque vaticane. Il voulait un clergé digne, et insistait principalement sur le devoir de la résidence. Malheureusement, il manquait de confiance en lui-même : il était lent à se décider et plus encore à exécuter ce qu'il avait arrêté. S'il ne réussit à donner de solution à aucun des grands problèmes dont il eut à s'occuper, il faut cependant l'attribuer aussi aux événements qui vinrent contrarier les heureux résultats qu'on espérait du nouveau pontificat : la guerre de la succession d'Espagne, le conflit entre Joseph I et le Pape, qui aboutit à l'invasion des Etats pontificaux par les Autrichiens et à la défaite de l'armée de Clément XI, puis, à la mort de Joseph I, l'affaire de l'élection du nouvel empereur, Charles VI, combattu par Louis XIV. La paix fut conclue finalement à Baden, où le Pape envoya, comme représentant du Saint-Siège, Dominique Passionei, avec, entre autres, la recommandation de soutenir les catholiques suisses, menacés par la paix d'Aarau et par les visées de Berne et de Zurich sur le Toggenburg, possession du couvent de Saint-Gall. Passionei n'eut guère de succès à ce propos à Baden, pas plus que dans sa tentative ultérieure de rendre aux cantons catholiques la situation qu'ils occupaient avant la guerre du Toggenburg de 1712.

Les Turcs avaient recommencé leurs attaques et progressaient d'une manière inquiétante. Le Pape, ainsi que l'ont prouvé de récentes recherches, déploya à cette occasion une activité et fit preuve d'un esprit de décision qui tranchent avec son caractère et avec l'apathie des monarques d'Occident. Le Prince Eugène, à la tête des Impériaux, remporta sur les Musulmans, le 5 août 1716, la célèbre victoire de Peterwardein. L'année suivante, Belgrade, tombée au pouvoir des Turcs en 1688, fut reprise à son tour. Malheureusement, l'attitude d'Alberoni, qui visait à être le Richelieu de l'Espagne et qui avait réussi à se faire créer cardinal, empêcha d'autres succès : avec les troupes levées contre les Turcs, il se mit à conquérir la

Sardaigne, l'enlevant à l'empereur Charles VI, et il ne songeait à rien moins qu'à reprendre en Italie tout ce qui avait appartenu jadis à l'Espagne. Ce fut pour Clément XI la plus terrible désillusion de son pontificat. La réaction, cependant, ne se fit pas attendre : une ligue internationale se forma. La flotte espagnole fut détruite et Alberoni congédié. L'Espagne elle-même, maintenant, demandait que s'instruisît son procès. Il fut démontré qu'Alberoni non seulement ne disait jamais la messe, mais qu'il ne faisait même pas ses Pâques, pas plus d'ailleurs que son souverain, Philippe V. C'est à ce moment que mourut Clément XI. Son successeur laissa le cardinal rentrer à Rome et le réintégra, les preuves de sa culpabilité semblant insuffisantes.

Clément XI était mort le 19 mars 1721, dans sa 72me année. Le conclave s'ouvrit le 31 mars. Il y avait une trentaine de *papabili*, et le Sacré-Collège n'était d'accord que sur un point : celui de ne plus nommer un Pape trop jeune. L'Autriche ayant prononcé l'exclusive contre le cardinal Paolucci, l'unanimité se fit peu à peu autour du nom de Michel Conti. Les cardinaux vinrent le féliciter, le 7 mai, mais renvoyèrent au lendemain, jour de sa fête, la nomination proprement dite. Trop tard arriva une nouvelle exclusion, prononcée contre l'élu, par l'Espagne, à la demande des Jésuites.

Michel Conti était âgé de 66 ans. Il avait été nonce en Suisse, de 1695 à 1698, puis à Lisbonne, jusqu'en 1710, et enfin évêque de Viterbe de 1712 à 1719. Il appartenait à la famille qui avait déjà donné à l'Eglise Innocent III, ce qui lui fit choisir le nom d'Innocent XIII. Il était malheureusement très maladif, et cet état de santé paralysa son pontificat, d'ailleurs assez court, puisqu'il mourut au bout de trois ans déjà, le 7 mars 1724, fort regretté du peuple romain.

Le nouveau conclave se prolongea pendant plus de deux mois, du 20 mars au 29 mai. Plusieurs nations firent usage du droit de veto, parmi lesquelles l'Autriche vis-à-vis du cardinal Albani, et la France à l'égard du cardinal Imperiali. Ce fut le dominicain Orsini qui, malgré ses supplications, finit par être nommé et qui, en souvenir de Benoît XI, dominicain également, choisit le nom de Benoît XIII. Il était né en 1649. Créé cardinal à vingt-trois ans, il avait occupé plusieurs diocèses, entre autres, pendant 38 ans, celui de Bénévent, dont il fit un véritable modèle, grâce aux réformes qu'il y avait introduites.

Benoît XIII s'était, de tout temps, intéressé vivement à l'histoire ecclésiastique : il n'avait pas lu moins de vingt-quatre fois les *Annales* de Baronius. De vie humble et très mortifiée, il poussa la simplicité jusqu'à ne pas savoir toujours garder son rang : c'est ainsi qu'il continua, comme Pape, à baiser la main du Général des Dominicains. Il conserva ses habitudes. Il faisait chaque jour, avant le coucher du soleil, seul et incognito, une promenade de deux heures, au cours de laquelle il aimait à visiter une église ou un hôpital, y administrant lui-même les sacrements aux malades. Il allait parfois manger au couvent de la Minerve et se retirait volontiers, surtout pendant le carnaval, sans se faire annoncer, au monastère que les Frères Prêcheurs possédaient au Monte Mario, allant, de là, faire le catéchisme dans une église voisine. Il tenait à procéder lui-même au sacre des évêques et à la dédicace des églises, de telle sorte qu'on éva-

luait à 300 le nombre des sanctuaires, et à près de 1,500 celui des autels qu'il avait consacrés, de 1675 à 1726. Sévère pour lui-même, mais aussi pour les autres, il interdit si formellement au clergé le port de la perruque et de la barbe que les Capucins n'osaient presque plus paraître devant lui.

Par contre, Benoît XIII ne comprenait rien à la politique et aux finances, et il donna toute sa confiance à ce sujet entre autres à un homme qui ne la méritait pas : Nicolas Coscia, qu'il créa cardinal et devant lequel il s'abaissa, jusqu'à l'autoriser à le tutoyer. Coscia réussit à se maintenir au pouvoir, pendant toute la durée du pontificat, en répandant des calomnies sur le compte de ceux qui faisaient entendre des protestations aux oreilles du Pape, lequel eut le tort de ne pas écouter les avertissements que lui donnaient les meilleurs d'entre les cardinaux et de demeurer, par suite, en relations plutôt tendues avec les membres du Sacré-Collège.

Benoît XIII canonisa saint Jean de la Croix, saint Louis de Gonzague, saint Stanislas Kostka et saint Jean Népomucène. Il étendit à toute l'Eglise la fête de Grégoire VII, ce qui provoqua des protestations de la part de plusieurs Gouvernements, à cause de la leçon du bréviaire où était raconté le conflit de ce Pape avec l'empereur Henri IV. De même, pour protester contre des prétentions injustifiées du gouvernement de Lucerne, Mgr Passionei, devenu nonce en Suisse, quitta sa résidence et se réfugia à Altdorf. Après le jubilé de 1725 Benoît XIII mit à exécution, à deux reprises, en 1727 et en 1729, le projet qu'il avait formé de revoir son cher diocèse de Bénévent. Il mourut l'année suivante, le 21 février 1730, âgé de 82 ans, ayant continué jusqu'à la fin de remplir les fonctions du saint ministère, réalisant presque à la lettre cette déclaration qu'il avait faite à quelqu'un qui l'engageait à se ménager : « Un Pape doit mourir sous le pluvial. »

A la mort de Benoît XIII, le peuple romain laissa éclater son mécontentement contre les personnages de Bénévent, auxquels trop de faveurs avaient été accordées sous le Pape défunt, et surtout contre Coscia. Celui-ci fut cependant autorisé à prendre part au conclave, qui s'ouvrit le 5 mars. L'Espagne, puis la France et l'Autriche, ayant prononcé le veto contre le cardinal Imperiali qui, malgré ses 80 ans, avait obtenu vingt voix, ce fut le cardinal Corsini, exclu par les puissances aux deux conclaves précédents, qui fut enfin nommé, le 12 juillet, et qui prit le nom de Clément XII. Il appartenait à une famille florentine, celle dont était issu naguère saint André Corsini. Riche et véritable Mécène, il menait cependant une vie digne et fort simple. Malheureusement, âgé déjà de 79 ans, il était souffrant et ne tarda pas à devenir aveugle, puis à perdre la mémoire, de sorte que son pontificat ne donna pas les fruits espérés. Clément XII fit instruire le procès de Coscia, qui dut restituer tout le bien mal acquis; il fut excommunié, privé de tous ses bénéfices — Benoît XIII l'avait encore nommé évêque de Bénévent — condamné à une forte amende et à dix ans de réclusion au château Saint-Ange.

Clément XII canonisa saint Vincent de Paul, saint François Regis et sainte Julienne de Falconieri. Il eut de gros ennuis avec l'Espagne. Il porta une bulle contre les Francs-Maçons, les déclarant excommuniés,

puis les menaçant même de la peine de mort et de la confiscation de leurs biens. Malgré les finances obérées du Saint-Siège, il fit beaucoup pour la bibliothèque vaticane et pour la ville de Ravenne. C'est lui qui, à Rome, fonda le musée du Capitole et fit exécuter, ou du moins commencer, la fontaine de Trevi. Il construisit la façade de la basilique du Latran et aménagea, pour la Garde suisse, au Quirinal où il résidait, une chapelle, dédiée au bienheureux Nicolas de Flüe. Clément XII demeura alité pendant les dernières années de sa vie. Il mourut le 6 février 1740, à l'âge de 88 ans.

230 pages du présent volume sont consacrées à l'histoire du jansénisme. A la demande de Louis XIV, Clément XI avait décrété, par l'encyclique *Vineam Domini* (1705), que le silence respectueux vis-à-vis de la question de fait ne suffisait pas. Les Jansénistes, qui avaient conçu quelque espoir, lors de la nomination du nouvel archevêque de Paris, Louis-Antoine de Noailles, qui succédait au peu respectable Harlay, ne tardèrent pas à être déçus. Depuis 1679, Port-Royal n'osait plus recevoir de novices. Le nouvel archevêque renforça ce décret, qui n'était, il est vrai, pas rigoureusement observé. Dépassant les intentions du Pape, qui estimait qu'il suffisait de laisser disparaître par extinction les religieuses récalcitrantes, il soumit Port-Royal des Champs au monastère homonyme de Paris, qui n'offrait plus trace de jansénisme depuis nombre d'années. Il jeta ensuite l'interdit sur Port-Royal des Champs, qui avait protesté contre cette mesure (1707). Louis XIV exigea plus encore : il dispersa les religieuses — quinze Sœurs de chœur et sept converses — entre divers monastères : Port-Royal ainsi cessa d'exister (1709) et le couvent, puis enfin l'église furent rasés (1710 et 1712).

Depuis la mort d'Arnauld (1694), le parti janséniste, en France, avait à sa tête un ancien oratorien, Pasquier Quesnel, qui avait vu mettre à l'index son édition des œuvres de saint Léon, à cause du gallicanisme des notes dont il l'avait accompagnée. Plus violent qu'Arnauld, qui gardait, vis-à-vis de Rome, une certaine retenue, Quesnel, qui était allé le rejoindre en Flandre, finit par y être incarcéré (1704), mais réussit à s'enfuir et gagna la Hollande, où il devait mourir en 1719. Il avait publié naguère des *Réflexions morales sur le Nouveau Testament*, qui avaient été très favorablement accueillies, et qui continuèrent à paraître, en éditions toujours augmentées, mais aussi de plus en plus jansénistes. Noailles, alors évêque de Châlons sur Marne, avait vivement recommandé l'édition de 1695. Devenu, l'année suivante, archevêque de Paris, puis cardinal, il persista à soutenir les *Réflexions*. A la demande de Louis XIV, le Pape nomma une commission qui devait examiner le livre de Quesnel. Clément XI s'en occupa personnellement : il consacra en moyenne, affirme Pastor, trois à quatre heures d'étude à l'examen de chacune des 101 propositions qui furent extraites des *Réflexions*, et que condamna la fameuse bulle *Unigenitus* (1713), laquelle interdisait en outre, sous peine d'excommunication, la lecture du livre de Quesnel. Noailles et quelques autres évêques refusèrent d'accepter la décision de Rome. Louis XIV se fâcha. La France désirait la réunion d'un concile national, solution que le Pape repoussa tout d'abord, mais qu'il avait fini par accepter au moment où mourut Louis XIV (1715).

Le Roi-Soleil avait, certes, combattu toujours les Jansénistes. Malheureusement, son gallicanisme avait paralysé ses meilleures mesures. Le Régent qui lui succédait pour l'instant, Philippe d'Orléans, parfait incrédule, rendit immédiatement toute liberté aux évêques jansénistes. La bulle *Pastoralis officii* (1718), sans nommer personne, excommunia les appelants, ce qui n'empêcha pas Noailles d'en appeler de la nouvelle bulle au concile. Le Régent, toutefois, pour des raisons politiques, désirait maintenant la paix religieuse et prit des mesures en conséquence. Quand Clément XI mourut, l'acceptation complète de la bulle *Unigenitus* était proche. Sous Benoît XIII, Noailles finit par se soumettre, grâce surtout à l'influence du cardinal Fleury, et il mourut peu après. Soutenu en particulier par la majorité des curés de Paris, le Jansénisme n'avait cependant pas encore disparu ; mais il était en train de sombrer dans le ridicule, depuis qu'il alléguait, comme argument en sa faveur, les soi-disant guérisons miraculeuses qui s'opéraient sur la tombe du diacre Pâris, auxquelles succédèrent, dans les maisons particulières, après que la police eut fermé le cimetière de Saint-Médard où avaient lieu ces rassemblements, les pratiques absurdes et parfois obscènes des Convulsionnaires.

C'est le professeur Joseph Schmidlin, de Münster, qui a rédigé, comme précédemment, les chapitres consacrés aux Missions. Le P. Kneller a écrit ou complété ceux qui traitent, sous les pontificats de Clément XI surtout et d'Innocent XIII, de la question des rites chinois et des usages malabares. Ces pages ne seront pas acceptées sans réserves. Tout d'abord, elles ne sont pas d'une limpidité parfaite. Il y a, dans le récit, des retours en arrière et des redites, du fait que l'auteur a cru devoir résumer les controverses antérieures. Mais surtout, l'appréciation portée sur les légats du Saint-Siège, Tournon, puis Mezzabarba, ne semble pas exempte de partialité. Rome, on le sait, a donné tort aux Jésuites dans cette douloureuse affaire, et Benoît XIV, plus tard, ne fera que confirmer l'importante décision prise par Clément XI. Or, dans ces pages, non seulement les concessions faites par les Jésuites au culte des ancêtres en Chine ou à l'esprit de caste, dans le pays de Malabare, sont présentées comme des solutions parfaitement admissibles et dont la légitimité ne se discute même pas, mais l'opposition suscitée contre ces tolérances est donnée, avant tout, comme venant d'adversaires de la Compagnie, Jansénistes ou autres, qui songeaient déjà à sa suppression. Evidemment, il y a eu un peu de tout cela dans ces longues disputes ; mais ce sont principalement d'autres motifs que la jalousie et l'envie qui les ont provoquées. Par ailleurs, dans l'application de ses décrets, Rome fit quelques concessions, preuve qu'elle avait poussé un peu loin l'intransigeance et pas assez tenu compte des réalités.

Ce quinzième tome de l'*Histoire des Papes* est le plus volumineux de ceux qui avaient paru jusqu'ici. Il nous restera à présenter le seizième et dernier, qui, lui, a été scindé en trois volumes, dont le troisième, consacré au pontificat de Pie VI, vient de paraître.

L. Wæber.

Pfeilschifter Georg, Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. I. Band 1752-1773. Karlsruhe, C. F. Müller 1931. XXXXVIII. 684 S. Preis RM. 56 broschiert.

Das große Editionswerk des Briefnachlasses des berühmtesten St. Blasianer Abtes hat seine eigene Geschichte. Plan und Beschluß der Bad. Hist. Kommission reichen bis ins Jahr 1891 zurück; Männer, die schon seit Jahrzehnten zu den Toten gehören, wie F. X. Kraus, B. Erdmannsdörffer und insbesondere der damalige Leiter des Badischen General-Landesarchivs F. v. Weech, haben an seiner Wiege gestanden. Ihre Namen sprechen schon für die Bedeutung, die man dem Unternehmen beimaß. v. Weech ging auch sogleich an die umfangreichen Vorarbeiten, forschte während 14 Jahren in Dutzenden von Archiven und Bibliotheken, ja konnte schon 1897 an der Jahresversammlung der Allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Trogen über Gerberts Korrespondenz mit Schweizern referieren (vgl. Jahrbuch f. Schweizergeschichte 1898, VII). An der Erreichung seines Zieles verhinderte ihn aber längere Krankheit und 1905 ein leidensvoller Tod. So konnte der heutige Herausgeber, als er im Frühling 1906 sich zur Übernahme der gewaltigen Arbeit entschloß, ein beträchtliches Erbe antreten, das allerdings, weil durch Mitarbeiter zu wenig einheitlich behandelt, in mühsamer Arbeit vollständig nachgeprüft werden mußte. Weil zudem das Material in zeitraubendem Suchen der Vervollständigung bedurfte, und schließlich der Krieg seinen Tribut forderte, sollte nochmals ein Vierteljahrhundert vergehen, bis der 1. Band der Briefe seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten konnte.

Die meisten Briefe liegen, zum größern Teil geordnet, zu St. Paul in Kärnten, wo das aufgehobene St. Blasien 1809 eine neue Heimstätte gefunden; die übrigen, vornehmlich aus der Zeit vor dem Brand von 1768, verteilen sich auf gegen 40 verschiedene Büchereien und Archive, meist Deutschlands, Österreichs und der Schweiz.

Von praktischer Bedeutung mag von diesen Ausführungen des Herausgebers die Beobachtung sein, die auch für andere Briefsammlungen bestätigt ist, « daß bei der Übernahme der Archivbestände der säkularisierten Klöster durch die betreffenden Staatsarchive wohl am wenigsten Wert auf die Korrespondenzen gelegt wurde ». Übrigens scheint auch den Klöstern des XVII. und XVIII. Jahrhunderts selbst dieses Interesse oft gemangelt zu haben.

Ein kurzes Kapitel ist Gerberts Persönlichkeit und Lebensarbeit gewidmet, seinen allerdings in regierenden Kreisen nicht immer verständnisvoll aufgenommenen Eingriffen in die kirchenpolitischen Fragen seiner bewegten Zeit, besonders aber seiner weltweiten Tätigkeit im kirchlichen Leben. Hier gab es kaum eine Angelegenheit, zu der er sich nicht irgendwie äußerte, kein Gebiet, das seiner vielseitigen Veranlagung fremd geblieben wäre. Seine umfassende Korrespondenz ist denn auch vornehmlich literar- und wissenschaftsgeschichtlicher Art und verrät schon dadurch den gelehrigen und gelehrten Schüler der Mauriner, den « deutschen Mabillon ».

Der vorliegende Band gibt in glücklicher Wahl der einzelnen Stücke

einen trefflichen Einblick in die theologische Werkstätte des Professors und Abtes P. Martin in seinen methodischen Forderungen, seinen Reformideen zur Erneuerung der philosophisch-theologischen Studien durch stärkere Betonung der Exegese, der Patristik und Kirchengeschichte, die ihn geradezu zum Restaurator des neuern Studienbetriebes stempeln. Vom Jahre 1759 an beginnt Gerbert seine weitreichenden Untersuchungen auf dem Gebiete der Liturgie- und Musikgeschichte, die ihn, wieder nach Mauriner Vorbild, auf ausgedehnte Bibliotheksreisen selbst nach Frankreich und Italien führen. Diese Forschungsfahrten waren es vornehmlich, die ihn mit einem großen Kreis zeitgenössischer Gelehrter in persönliche Beziehungen brachte ; mit ihnen macht uns die vorliegende Korrespondenz vorab bekannt, sie geben diesen Briefen ihre besondere interessante Note.

Es begegnen hier Namen von bestem Klang : von den Fürstenhöfen in Donaueschingen, in Karlsruhe und Wien ; selbst Kaiserin Maria Theresia und ihr Sohn Josef II. fehlen nicht. Unter den zahlreichen Kardinälen ist naturgemäß der Diözesanbischof Franz von Rodt am meisten vertreten, der für das berühmte Schwarzwaldkloster stets aufrichtige Sympathie bekundete. Von den übrigen Korrespondenten, bei denen die Benediktiner- und Zisterzienseräbte des deutschen Sprachgebietes den Vorrang behaupten, mögen hier die Schweizer noch einige Berücksichtigung erfahren ; sie dürfen sich neben den andern sehen lassen.

Dieser Briefwechsel bildet eine wahre Fundgrube für alle Gebiete der Kulturgeschichte, für theologische und archäologische Fragen, für solche der Musik-, der Literatur-, der Kunst- und Bibliotheksgeschichte, für den Verkehr mit Buchhändlern und Verlegern.

Wir erfahren z. B. Gerberts Stellung im literarischen Kampf um die Acta Murensia ; er unterstützt seine Mitbrüder P. Marquart Herrgott, der ihn veranlaßt hatte, und P. Rusten Heer in ihrer Ablehnung der in Muri herrschenden Tradition bezüglich des Autors der Acta, rät ihnen aber, sie möchten vorsichtig sein und keine Feindschaft heraufbeschwören. Mit den übrigen Schweizerabteien führten ihn teils seine Bibliotheksreisen zusammen, teils auch das Brandunglück von 1768, das ihn nötigte, mehrere seiner Patres in Fischingen, Rheinau, Einsiedeln und St. Gallen unterzubringen. Fand er in dem berühmten Rheinauer Geschichtsschreiber P. Moritz Hohenbaum van der Meer einen eifrigen Förderer besonders seiner Habsburgerstudien, so verband ihn eine edle Gelehrtenfreundschaft mit dem St. Galler Bibliothekar P. Pius Kolb. Wissenschaftlichen Zwecken diente fernerhin Gerberts Verbindung mit dem geschichtskundigen Basler Kanonikus Christian von Eberstein, der mit dem Kapitel in Arlesheim residierte.

Unter den Laien begegnet des öftern der Basler Rechtslehrer J. R. Iselin (gest. 1779), der dem Abt als Ersatz für die verbrannte Stiftsbibliothek seine eigene zum Kauf anbot. Gerbert wußte zwar durch vorteilhafte Auktionskäufe billiger wieder zu einer Bücherei zu gelangen, fand aber trotz der Ablehnung auch in Zukunft bei Iselin bereitwillige Unterstützung seiner Arbeiten. Noch ausgedehnter ist indes seit 1760 der Briefwechsel zwischen St. Blasien und Zürich, wo vor allem Chorherr Joh. Jak. Breitinger sich als Freund des Klosters erweist. Er kann nicht genug tun in

der Zuwendung von Quellen oder Kopien; er läßt unter seiner eigenen Leitung im ehemaligen Dominikanerinnenkloster Töß, allerdings ohne Erfolg, nach dem Grab der Königin Elisabeth, Gemahlin König Albrechts forschen. (Vgl. den Bericht Breitingers darüber, bei L. Weisz, im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, XXXIV (1932), 286 ff., wo indes Pfeilschifters Briefe noch nicht berücksichtigt sind.) Durch Breitingers Vermittlung tritt Gerbert in Bücheraustausch mit dem Zürcher Verleger J. H. Heidegger (gest. 1823), Teilhaber der Orell, Füßli Co. Als Anerkennung verspricht der Abt dem eifrigen Chorherrn die Designation der Geistlichen, welche er ihm für die noch unter dem Patronat St. Blasiens stehenden Pfarreien am Albis, Birmensdorf und Stallikon empfehlen werde. Man wird schließlich Breitingers Einfluß auch im Entschluß der Zürcher Regierung sehen dürfen, nach der Brandkatastrophe dem Stift die Summe von 100,000 fl. zu 3 % gegen Hypotheken auf St. Blasiergüter im Kt. Zürich anzubieten. Dieses Geld ermöglichte denn auch den raschen Wiederaufbau von Kirche und Kloster.

Schließlich darf in der Reihe der Gerbertkorrespondenten der in Paris lebende Marschall B. F. von Zurlauben nicht unerwähnt bleiben, dessen Großonkel Abt Plazidus von Muri (gest. 1723) Gerberts Taufpate gewesen war. Seine Briefe bildeten schon in St. Blasien einen vollen Band der ganzen elfbändigen Sammlung. Der Marschall setzte sich eigentlich eine Ehre darein, dem unermüdlichen Abt und Forscher helfen zu können; sein Ansehen erschloß ihm auch die wertvollsten, selten zugänglichen Quellen zur Benützung.

Hat der Herausgeber in seinen Briefen ein inhaltsreiches Material dargeboten, so will er es den Leser auch nach Gebühr auswerten lassen. Genaue Orts-, Personen-, Sachen- und Korrespondentenregister, sowie Verzeichnisse der über 60 Werke Gerberts, der benützten wissenschaftlichen Institute, der verwendeten Siglen und der beigezogenen Literatur erleichtern die Benützung in angenehmster Weise. Bezüglich der einzelnen Briefe wäre man da und dort zu fragen versucht, ob nicht für manche Stücke Regesten genügt hätten. Dann wäre auch das Buch weniger teuer geworden. Der gewaltige Stoff ist indes mit so unermüdlichem Fleiß und sorgfältiger Gründlichkeit im kritischen Apparat, oft weit über gewöhnliche Anmerkungen hinaus, zusammengestellt, daß dem Herausgeber aufrichtiger Dank gebührt. Wer sich mit der Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts zu beschäftigen hat, wird in Zukunft Pfeilschifters Werk weitgehend berücksichtigen müssen; für ähnliche Editionen wird es Muster und Vorbild sein.

P. *Gall Heer* O. S. B.

Editionum Sacrae scripturae catalogus. La Bible en Suisse et dans le monde.

Catalogue des livres provenant principalement de la collection Karl J. Lüthi, publié par la Bibliothèque nationale suisse, à l'occasion de l'inauguration de son bâtiment, le 31 octobre 1931 (296 pages, 22 planches hors texte).

C'est un honneur et une fortune pour la Bibliothèque nationale d'avoir reçu la riche collection de Bibles de M. Karl J. Lüthi. Elle comprend 1,469 éditions des saintes Ecritures, dont 461 sorties des presses suisses ou traduites par des Suisses. Elle offre des exemplaires de 166 langues, soit 59 langues européennes et 107 idiomes exotiques. Aux textes sacrés sont jointes un certain nombre de publications utiles à leur étude philologique et exégétique, ainsi que des documents iconographiques. L'ensemble comprend plus de 2,000 volumes, 300 brochures et environ 2,500 gravures.

Le donateur lui-même en a rédigé le catalogue, auquel a été incorporé le fonds biblique de la Bibliothèque nationale. Dans sa préface, M. Lüthi nous raconte la genèse de sa collection, résultat de trente années d'efforts désintéressés, pour offrir à son pays un musée biblique accessible aux chercheurs de toute confession. Ce sera un précieux instrument pour étudier l'histoire des formes linguistiques et typographiques, et pour connaître la part qui revient à la Suisse dans les éditions et traductions de la Bible.

Le catalogue est divisé en trois parties. La première comprend les éditions et traductions originaires de Suisse; la deuxième, celles qui viennent des pays étrangers. La troisième comprend les ouvrages se rapportant à l'Ecriture : encyclopédies, commentaires, etc. parmi lesquels un certain nombre de travaux catholiques modernes.

Les planches qui agrémentent ce catalogue en font un livre de réel intérêt artistique, et donnent une idée de la grande variété de la collection K. J. Lüthi.

Max Overney.

Fr. J. Montalban S. J. : Das Spanische Patronat und die Eroberung der Philippinen, Herder & C°, Verlag, Freiburg i. B. 1931.

Le R. P. Montalban, jésuite espagnol, nous donne une monographie des plus intéressantes sur les anciennes conquêtes d'outre-mer accomplies par l'Espagne. Il a consulté environ 40,000 documents originaux des archives indiennes de Séville, concernant l'œuvre de colonisation accomplie par l'Espagne, et en a tiré tout le nécessaire pour écrire un ouvrage vraiment original.

On sait quelles sont les opinions courantes sur les conquêtes d'outre-mer faites par l'Espagne à la fin du XV^me^ et pendant le XVI^me^ siècle : l'impérialisme, la soif de l'or, le mercantilisme, tels auraient été les seuls mobiles de la création de ce vaste empire colonial. Le P. Montalban a examiné de près la question et, à la lumière des documents de l'époque, il établit d'une façon irréfragable que, si les préoccupations d'ordre politique et commercial ne furent pas sans peser sur les décisions du roi d'Espagne et de son Conseil en matière de découverte et de conquête de nouvelles terres, le but premier, celui qui a dominé toute la politique espagnole de cette époque par rapport aux nouvelles conquêtes, est tout idéal et chrétien : la prédication de l'Evangile aux indigènes et le salut éternel de leurs âmes. Ainsi, pour ne citer qu'une seule instruction, lors de l'institution, en 1575 — au moment même de l'occupation définitive des Philippines — du Conseil des Indes, Philippe II écrivait : « Suivant l'obligation et la charge

que nous avons assumées en notre qualité de souverain des Indes, ce que nous désirons le plus est la publication et la diffusion de la loi de l'Evangile et la conversion des Indios à notre sainte foi catholique. Etant donné que ceci constitue pour nous l'affaire principale, nous ordonnons à notre Conseil des Indes que, mis au second plan tout autre avantage ou intérêt, il considère comme chose principale les intérêts religieux, c'est-à-dire la conversion et l'instruction des Indios. » Toutes les autres instructions sont en parfait accord avec ces idées de Philippe II, si bien que l'on peut dire que ce que nous appelons aujourd'hui l'idée missionnaire, constituait le mobile principal des voyages de découverte et de conquête de terres nouvelles, que les rois d'Espagne, à partir de Ferdinand le Catholique, ont organisés ou pour le moins favorisés.

Au cours de son exposé, le P. Montalban a été amené à étudier la question fondamentale du droit de conquête. Dès les premiers temps de la politique coloniale, philosophes, juristes, théologiens et hommes d'Etat se sont demandé de quel droit les indigènes pouvaient être privés de leurs biens et surtout de leur souveraineté. L'auteur examine les différentes explications de ce délicat problème données à cette époque. Il expose surtout la doctrine du dominicain François de Vittoria, un vrai précurseur, dont Grotius lui-même s'est souvent inspiré.

La publication du P. Montalban mérite la plus grande diffusion. Elle fait justice de nombre d'affirmations erronées mises à la charge des rois d'Espagne ; elle fait ressortir la grande préoccupation missionnaire des XV^me^ et XVI^me^ siècles et, au point de vue de l'histoire du droit et des principes internationaux, elle contribue largement à faire connaître Vittoria, dont les doctrines dépassent le cadre de son temps et forment, suivant le jugement d'hommes compétents, le point de départ de l'école moderne du droit international.

C. Trezzini.

Hommage à Dom Ursmer Berlière. Recueil publié par le Comité directeur de l'Institut historique belge de Rome, avec le concours des anciens membres et collaborateurs de l'Institut. Bruxelles, H. Lamertin, 1931, 262 p. 8°, 25 fr.

Dom Berlière est mort le 27 août 1932, et il était né en 1861. Sans qu'il le dise, cet *Hommage*, paru en 1931, était donc destiné à célébrer les 70 ans de l'illustre Bénédictin.

M. H. Pirenne, dans une préface faisant suite au portrait du jubilaire, nous raconte tout ce que lui doit l'Institut historique belge de Rome. Déjà connu, spécialement par sa collaboration à la *Revue bénédictine* et par la publication du premier volume du *Monasticon belge*, Dom Ursmer Berlière fut placé, en 1902, par le gouvernement de son pays, à la tête de cet Institut, qui venait d'être créé, grâce surtout à l'initiative d'Alfred Cauchie. Seul ou presque, au début, pour toute la besogne, Dom Berlière commença par publier des répertoires, puis un premier volume d'actes, concernant la Belgique : les *Suppliques de Clément VI*. En 1906, il quitta Rome et y fut remplacé par Godefroid Kurth, et c'est à Maredsous, où il était rentré,

qu'il mit la dernière main à un deuxième volume de suppliques : celles d'Innocent VI. En 1922, après la mort de Cauchie, successeur de Kurth à la tête de l'Institut belge, Dom Berlière fut nommé président du Comité directeur, ce qui l'obligea, pendant huit ans, à passer encore annuellement trois mois environ à Rome, sans négliger pour autant ses multiples travaux sur le monachisme bénédictin. On se rendra compte de son infatigable activité, en parcourant la bibliographie de ses publications, qui n'occupe pas moins de 21 pages du présent recueil.

Les dix-huit études qui composent l'*Hommage* sont naturellement d'un caractère assez spécial. Nous n'en signalerons que deux, qui ont une portée plus générale :

L'abbé F. Baix consacre une quinzaine de pages à la valeur historique des actes pontificaux de collation de bénéfices. Il aboutit à un certain nombre de constatations qu'ont faites déjà, pour leur compte, ceux qui ont eu à s'occuper de pièces de cette nature, mais qu'ils seront heureux de voir établir ici à la suite d'un examen plus systématique du problème. Les expectatives, vu le grand nombre des quémandeurs, n'ont eu souvent que peu d'efficacité réelle. Beaucoup furent des faveurs illusoires. Les allégations contenues dans ces suppliques sont parfois exagérées, ou même complètement fausses : elles affirment la mort de personnages encore bien vivants, ou diminuent subrepticement l'évaluation des revenus d'un bénéfice convoité, et Rome fait preuve d'une étonnante longanimité vis-à-vis de ces réticences, à moins qu'il s'agisse de faussaires de profession, comme il s'en trouvait jusque dans la Curie. Par ailleurs, dans les actes émanés de la Chancellerie pontificale, l'orthographe des noms propres est souvent des plus fantaisistes, de même qu'est fictive la chronologie d'un grand nombre de suppliques et de lettres qui en dépendent, la date qu'elles portent ne désignant ni celle de la rédaction de la demande, ni celle de sa présentation au Pape, puisque nombre de ces suppliques étaient antidatées.

M. le chanoine Clæys Boúúært nous parle des deux voyages que fit Jansénius en Espagne, en 1624-25 et en 1626-27, pour défendre le monopole de l'enseignement supérieur et public, détenu jusqu'alors par l'Université de Louvain, et qui était menacé par l'octroi que Philippe IV venait de faire aux Jésuites d'une chaire extraordinaire de théologie, à la même Université. Le chanoine Boúúært a trouvé un certain nombre de lettres dans lesquelles Jansénius rapporte le résultat du deuxième de ces voyages. Elles sont écrites en latin, mais notre auteur les publie en français. On n'y cherchera, évidemment, pas un exposé du « Jansénisme » ; mais ce qu'on y constatera, c'est l'habileté de Jansénius : il aboutit dans ses démarches, non sans manquer souvent de charité et même de justice à l'égard des Jésuites, dont il est, sur le terrain précis de sa mission, mais non sans peut-être en pressentir un autre, l'adversaire déclaré.

L. Waeber.

Vasella Oskar. Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur. Mit besonderer Berücksichtigung des Klerus. Vom Ausgange des XIII. Jh. bis um 1530. Habilitationsschrift der philosophischen

Fakultät der Universität Freiburg i. d. Schweiz (Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden. 62. Jahrgang. 1932, 212 S. Chur). Als Sep.-Abz. bei Gebr. Heß, in Freiburg, zu beziehen.

Die vorliegende Studie versucht zum ersten Mal, soweit ersichtlich, die Universitätsmatrikeln für die Bildungsgeschichte eines genau umschriebenen Territoriums auszuwerten. Die hier wegleitenden methodischen Grundsätze werden in einer ausführlichen Einleitung dargelegt. In ihr gibt sich der Verfasser auch über besondere Schwierigkeiten Rechenschaft.

In einem ersten Teile (24-46) behandelt V. die Geschichte der wichtigsten Schule des Bistums, der Churer Domschule, wie auch der andern Bildungsstätten der Diözese, z. B. Pfävers, Feldkirch, Maienfeld.

Ein zweiter Teil (47-124) bezieht sich auf den Anteil des Bistums am Universitätsstudium. Vor allem stellt V. die sichere Tatsache fest: der *Höhepunkt der Frequenz* der Universitäten aus dem Bistum fällt in das *erste Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts* (vgl. Tabelle S. 47). *Basel* zieht bis etwa 1480 nahezu die Hälfte aller Studenten dieser Zeit an seine Universität. Aber seit dem Anschlusse Basels an die Eidgenossenschaft (1501) ging der Besuch der Basler Hochschule seitens der Vorarlberger fast gänzlich zurück. Für die auf Österreich angewiesenen Vorarlberger ist eben die Universität Basel schweizerisch geworden. An seine Stelle tritt schon seit dem letzten Jahrzehnt des XV. Jh. *Freiburg*. Durch diese beiden Universitäten Basel und Freiburg, die auch geographisch dem Bistume am nächsten lagen, sind überhaupt erst den breiteren Schichten die Tore zur Hochschule weit geöffnet worden. In der zweiten Hälfte des XV. Jh. und noch zu Beginn des XVI. Jh. ist Vorarlberg geradezu der gebende, Graubünden der empfangende Teil, was wenigstens Wissenschaft und Bildung anbelangt. Diese fein herausgeschälte Tatsache stimmt ja mit den übrigen sprach- und kunstgeschichtlichen Belegen trefflich überein. Ferner zeigt V. auch, wie der *Humanismus* in den Bündnerbergen ein Ableger der süddeutschen Bewegung ist (Hummelberg, Rhenanus). Der Rückgang des Universitätsstudiums erfolgte 1520–30. Erst um die Mitte des XVI. Jh. begann der Aufbau der reformierten Kirche in Graubünden und ein erneut starkes Einsetzen des Hochschulbesuches.

Eingehender untersucht V. die Verhältnisse im Domkapitel und Seelsorgeklerus. Er erörtert die Statutenbestimmungen hinsichtlich des Studiums der Domherren an auswärtigen Universitäten und gibt als wesentliche Ergebnisse die folgenden Zahlen:

Vom *Domkapitel* studierten im XIV. Jh. 26,7 %, im XV. Jh. 54,2 % und 1500–1530 nicht weniger als 76,3 % an den Universitäten. Nach V. ist das Domkapitel damals die wichtigste Quelle und der bedeutendste Träger der Bildung. Von ihm gehen auch Versuche zur Erneuerung der religiösen Volksbildung aus (zirka 1494, Churer Praedikatur). Es wahrt sich auch ein weitgehendes Aufsichtsrecht über seine studierenden Mitglieder. In den Jahren 1490–1520 studierten auch 41 % des *Seelsorgeklerus* nachweisbar an den Universitäten. Man kann daher festhalten, daß der Universitätsbesuch seitens der Geistlichen unmittelbar vor der Reformation seinen Höhepunkt erreichte. Ende des XV. Jh. erfolgten ja auch oft

Trennungen von Tochterkirchen und Mutterpfarreien, welche mit Errichtung vieler neuen Benefizien verbunden waren. Während aber das Domkapitel als geschlossene Korporation seine studierenden Mitglieder zusammenhält, fehlte dem Seelsorgeklerus dieser Halt. Daß ein bestimmter Prozentsatz dieses Klerus nicht geeignet war, später die Aufgaben zu erfüllen, die das Volk von ihm erwartete, liegt im Mangel an einer Organisation, nicht im Tiefstande des Wissens. Dem bischöflichen Siegler, der zwar kraft seines Amtes über die Priesteramtskandidaten die Aufsicht hatte, aber mehr finanziell eingestellt war, fehlte die Kontrolle über das Vorleben der Kandidaten. Dazu kam noch die freie Stellung an der Hochschule. So wie der bischöfliche Fiskus und die bischöfliche Gerichtsbarkeit verwaltet wurden, haben sie die stärksten Spannungen zwischen der kirchlichen Zentralbehörde im Bistum und dem Seelsorgeklerus hervorgerufen.

Auf Grund dieses Materials kann V. leicht die alte These widerlegen, wonach die Unwissenheit des Klerus eine entscheidende Ursache der Glaubensneuerung des XVI. Jh. gewesen wäre. Es gelingt auch nachzuweisen, daß wohl mehr als die geistige Haltung einer Universität die persönliche Freundschaft der gemeinsamen Studienjahre auf den Glaubenswechsel Einfluß hatte, wobei freilich Basel ausgenommen werden muß. Die Bedeutung Basels für die schweizerische Glaubensspaltung scheint uns hier besonders deutlich gemacht zu sein, so deutlich, daß man erwarten darf, die schweizerische Forschung werde hier noch tiefer ansetzen. Daher wäre dringend zu wünschen, daß die Matrikeln von Basel recht bald durch den Druck allgemein zugänglich gemacht würden.

Daß die einheimischen Prädikanten an Bildung durchaus nicht überlegen waren, kann V. aus nicht mißzuverstehenden Zitaten von Glaubensneuerern selbst belegen, so aus den Klagen Balings und Comanders. Die Neuerung selbst kam von der Landschaft am Walensee und dem St. Galler Oberland nach Chur. Maienfeld und Fläsch gehen allen andern Gemeinden voran. Daß trotz des raschen und geschlossenen Vorgehens des Domkapitels die Neuerung siegte, hat seinen Grund nicht zuletzt in der Feindschaft zwischen dem Bischof und dem städtischen Rate. Auch standen Zwingli und Vadian mit ihren Gemeinwesen durch Natur und Tradition dem Bistume nahe. Nicht wenige Kleriker wollten sich endlich der geistlichen Gerichtsbarkeit und der Bestrafung entziehen.

Der Historiker wird es V. vor allem danken, daß er in so weitem Ausmaß die Matrikeln nicht nur auf die Namen der Studenten der Diözese ausgenützt, sondern auch die einzelnen *Personalnachweise* sorgfältig durchgeführt hat. Fast ein Drittel seiner Arbeit (125-181) füllt das Verzeichnis der an auswärtigen Universitäten studierenden Studenten des Bistums. Es zählt 492 Personen, wozu noch 91 Nachweise zu Vorarlberger Studenten hinzukommen, die bei A. Ludewig (Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen, in Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins, Bd. I, Bregenz 1920) zum Teil fehlen, zum Teil unvollständig sind. Dabei legt sich aber V. weitgehende Reserven in der Auswertung der Matrikel auf, da bei Nichtangabe der Diözese und andern Unvollständigkeiten eine Identifikation oft geradezu unmöglich ist. Etwaiges nicht benutzbare

Material gibt V. stets genau an, so die Matrikeln der italienischen Universitäten mit Ausnahme von Bologna. Die Personalnachweise kann dann der Lokalhistoriker weiter vervollständigen. Beispielsweise möchte man den 1285 genannten Branchinus scolaris als Zeugnis für die Disentiser Klosterschule ansprechen (Th. v. Mohr, Cod. dipl. Raetiae, 2, 34, nr. 28).

Aber auch so ist der Ertrag für die Kirchengeschichte, insbesondere des XV.-XVI. Jh., ein sehr reicher. Für eine Reihe bekannter Personen aus der Zeit der Glaubensspaltung kann V. aus den Matrikeln und aus bisher unbenutztem Archivmaterial neue Angaben beibrigen. (So für Gregor Bünzli, Bartholomäus Zwingli, die beiden Täuferführer Georg Blaurock und Johannes Brötli, für eine Reihe von Zwinglibriefschreibern wie Johannes Schindler, Jacob Hewer, Martin Mannhart, ferner Notizen über den Zwingligegner Valentin Compar.) Ein Register zum leichten Auffinden der Personennamen fehlt nicht. Die Zwingliforschung wird hier manches Nützliche finden können.

Aus der trefflichen Gegenüberstellung von Domkapitel und Säkularklerus, welch letzterer eben zu wenig organisiert war, gewann V. ein, wenigstens m. E., neues Moment zur Erklärung der Glaubensneuerung. Überhaupt werden hergebrachte Urteile und überlieferte Prägungen über diese nicht ganz eindeutig zu bestimmende Zeit von V. mit kritischer Reserve behandelt. Auch in dieser Hinsicht kann der gründlichen und unvoreingenommenen Arbeit eine wohl mehr denn nur diözesangeschichtliche Bedeutung nicht aberkannt werden.

Iso Müller O. S. B.

Anastasii Hartmann. Institutiones Theologiae Pastoralis usui FF. Min. Capuccinorum accomodatae. Nunc primum in lucem editae a P. *Adelhelmo a Stantio.* (Bibliotheca Seraphico-Capuccina. Sectio ascetico-mystica, tom. III.) Assisi. 1932. 8° 133 pp.

Niemand schreibt gediegener als die Heiligen. Dieses Urteil wird auch durch die «Pastoraltheologie» des großen schweizerischen Kapuzinerbischofs erhärtet. Fein abgewogen, reich an Literaturkenntnis und Erfahrung, ganz zugespitzt auf das Ordensideal der Kapuziner, erweist sich das Büchlein als die reife Frucht eines von Seeleneifer glühenden Pastorallektors. Zwar enthält Hartmanns «Pastoraltheologie» nicht alles, was heute von einem solchen Lehrbuch verlangt wird. Die Pastoralpsychologie behandelte der Diener Gottes in einem eigenen Werke. Die vorliegende Schrift birgt eine ausführliche Belehrung De sacerdotis scientia et conversatione (Tugendlehre) necnon de officiorum ordinatione (Tagesordnung).

Die Ausgabe ist in jeder Hinsicht gut. P. Dr. Adelhelm, der Vizepostulator im Seligsprechungsprozess des Verfassers, schickt dem Text eine ausführliche kritische Bio- und Bibliographie des Dieners Gottes Anastasius Hartmann voraus. Diese macht das Büchlein für alle, die sich mit schweizerischer Kirchengeschichte befassen, wertvoll. Aus diesem Grunde sei es auch an dieser Stelle angezeigt.

P. *Burkhard Mathis,* O. Cap.

Thürlemann Inés: Erasmus von Rotterdam und Joannes Ludovicus Vives als Pazifisten. Dissertation, Freiburg (Schweiz). 1932.

Schon 1924 hatte Frau E. Constantinescu-Bagdat über den Pazifismus des Erasmus von Rotterdam eine Schrift veröffentlicht: « La Querela pacis » d'Erasme (Presses universitaires. Paris 1924). Inés Thürlemann geht in ihrer Doktordissertation über diese Arbeit hinaus, indem sie den ganzen Erasmus und alle seine Werke auf ihren pazifistischen Inhalt hin untersucht und den Rotterdamer mit dem Spanier Vives vergleicht.

Mit Fleiß und Genauigkeit arbeitet die Verfasserin die Friedensidee des Erasmus aus seinen Schriften heraus; er holt seine Argumente aus 6 Wertgebieten: aus der Naturphilosophie, der Soziologie, der Ethik, der Kultur, der Logik und der Religion (S. 20-36). Sehr interessant ist vor allem die religiöse Begründung des Friedens (S. 31-35), wo sich Erasmus auf die Eucharistie und auf die aus ihr hervorgehende geheimnisvolle Wirklichkeit des mystischen Leibes Christi beruft (S. 32). Es ist ein Verdienst der vorliegenden Arbeit, diese echt katholische Haltung des Erasmus dem Corpus-Christi-Mysticum gegenüber hervorgehoben zu haben; eben dadurch unterscheidet er sich scharf von den jüngeren Humanisten, die sich fast alle zum neuen Glauben wandten.

Diese positive religiöse Einstellung verdankt Erasmus besonders seinen englischen Freunden, die er anlässlich seines ersten England-Aufenthaltes 1499–1500 gewann: John Colet und Thomas Morus. John Colet vermittelte ihm die Werke italienischer Humanisten, hauptsächlich des Pico della Mirandola, den er persönlich kannte und sehr verehrte. Wie sehr Erasmus den Geist Picos in sich aufnahm, weist Dr. Ivan Pusino nach in einem Aufsatz: « Der Einfluß Picos auf Erasmus » (Zeitschrift für Kirchengeschichte, XLVI. Band; Neue Folge, IX, 1928, S. 75-96). Er zeigt darin, daß der ganze Plan und Aufbau des « Enchiridion militis christiani », des « christlichsten » aller erasmianischen Werke, einem Briefe Picos vom 12.–15. Mai 1492 an seinen Neffen Johannes Franz (Pici opera omnia, ed. 1601, S. 231 ff.) entnommen ist. Im « Enchiridion » ermahnt Erasmus einen Höfling zum beständigen Kampf gegen die drei Feinde: Caro, Mundus, Diabolus, mit den Waffen des Gebets und der Erkenntnis. Auch aus andern Schriften Picos schöpfte Erasmus, und zwar so sehr, daß er aus verschiedenen Werken teilweise sich widersprechende Äußerungen übernahm, ohne dessen gewahr zu werden.

Hinter den berühmten Erasmus von Rotterdam trat der Spanier Joannes Ludovicus Vives schon zu seinen Lebzeiten bescheiden zurück. Auch heute noch ist er als Pazifist ziemlich unbekannt (S. 58). Was Inés Thürlemann zur Untersuchung des Vives besonders befähigte, ist ihre Kenntnis des Spanischen. Ohne das hätte sie wohl kaum eine so reiche spanische Literatur durcharbeiten können, wie das bibliographische Verzeichnis sie aufweist.

Vives faßt den aktiven Pazifismus auf als eine Art Liebespflicht (S. 60), zu der Natur, Menschenwesen und Gott auffordern (S. 81). Nach dem Verhältnis der Menschen zu Gott richtet sich auch das Verhältnis der Menschen untereinander (S. 68). Aus dem durch die Ursünde gestörten

Verhältnis der Menschen zu Gott stammt aller Unfriede (S. 68), und nur in der Nachfolge Christi wird der innere Friede gefunden (S. 80).

Vives ist kein idealer Friedensschwärmer, er sieht die Dinge und ihre Zusammenhänge klar und deutlich, « weil er sich nicht scheut, an letzte Wahrheiten zu rühren » (S. 68). Er schließt keine Kompromisse und vertritt « konzessionslos, mit spanischer Strenge, seine Forderungen nach einem Leben der Eintracht, ohne jegliche Abstriche zu machen, ohne jede Rücksichtnahme auf persönliche Interessen » (S. 92). Das packt und reißt mit. Ein Erasmus kann ergötzen und entzücken mit seiner glänzenden Sprache, mit seinem sprühenden Witz und Humor, aber einen positiven religiösen Eindruck hinterlassen kann er nicht. So sagte schon der hl. Ignatius von Loyola, die Lektüre des « Enchiridion », das doch das « christlichste » aller erasmianischen Werke ist, habe ihm mehr geschadet als genützt.

An Überzeugungskraft und Ehrlichkeit der Gesinnung steht der hauptsächlich auf seinen literarischen Ruhm bedachte Rotterdamer weit hinter dem wenig bekannten Spanier zurück.

Annemarie Henggeler.

Analecta Vaticano-Belgica, vol. XV. **Lettres d'Urbain V** (1362-1370). T. II (1366-1370). **Textes et Analyses** publiés par Camille Tihon. Rome, Institut historique belge, 1932, in-8°, LII-533 pages.

Analecta Vaticano-Belgica 2me série : **Nonciature de Flandre. Correspondance d'Ottavio-Mirto Frangipani, premier nonce de Flandre** (1596-1606), publiée par Armand Louant. T. II, Lettres (1597-1598) et Annexes. Rome, Institut historique belge, 1932, in-8°, XII-502 pages.

Bulletin de l'Institut historique belge de Rome. Fasc. XII, Rome, Institut historique belge, 1932, in-8°, 244 pages.

M. Tihon vient de faire paraître le second volume des *Lettres d'Urbain V*, correspondant à la période 1366-1370. Cette publication fait suite à celle qu'avait préparée M. Fierens et que M. Tihon lui-même avait complétée après la mort de cet érudit (*Analecta*, t. IX). Le nouvel éditeur souligne ce fait que « tout en embrassant une période un peu plus longue, ce volume ne donne pas la moitié du nombre de documents du premier ». Mais c'est là, fait-il remarquer, un phénomène ordinaire dans tous les pontificats : les grâces et les faveurs sont surtout abondantes au début. De plus, il y a quelques lacunes dans les registres d'Urbain V. Des recherches faites dans d'autres archives ou dans des ouvrages imprimés ont permis d'ajouter quelques textes à ceux des registres. L'intérêt de ces documents consiste surtout dans les renseignements qu'ils fournissent sur la collation des bénéfices à cette époque. Urbain V avait eu l'intention de réagir contre le cumul et la non-résidence qui en était la conséquence ; aussi rarement confère-t-il directement des bénéfices à charge d'âmes. On trouvera, en outre, d'utiles aperçus sur la vie ecclésiastique ou monacale de ce temps. La publication est faite avec le plus grand soin ; des tables complètes et très détaillées permettent d'utiliser facilement cet ouvrage.

Une autre série des *Analecta* est consacrée à la Nonciature de Flandre. Déjà en 1924, un volume, publié par les soins de M. L. Van der Essen, avait donné les lettres adressées par le secrétaire d'Etat, à Ottavio-Mirto Frangipani, le premier nonce de Flandre. « Celui-ci contient, pour cette même période, non seulement les dépêches du nonce de Flandre à la Curie, mais encore la correspondance de Frangipani avec les personnalités ecclésiastiques et laïques, avec les représentants du Saint-Siège résidant à l'étranger, voire même avec des créanciers, des amis et des protégés. » La nonciature de Bruxelles étant considérée comme un poste d'observation, les affaires dont traite Frangipani sont multiples et intéressent diverses puissances ; outre les Pays-Bas, l'Espagne, la France, l'Angleterre retiennent l'attention du nonce. C'est l'époque où se négocie le traité de Vervins ; bien qu'il ne fût pas mêlé directement à ces pourparlers, Frangipani leur accorde un vif intérêt. Les affaires politiques et militaires du temps ne lui échappent pas plus que les questions religieuses. Il suit les querelles entre l'Université de Louvain et les Jésuites, non moins que l'affaire du mariage du cardinal-archiduc Albert avec l'infante Isabelle ; il travaille à la réforme religieuse et lutte contre le césaro-papisme de Philippe II.

L'édition est faite d'après les meilleures méthodes ; des sommaires détaillés précèdent les textes ou les remplacent, si la lettre est de peu d'importance ; l'annotation est copieuse et précise.

Le tome XII du *Bulletin* contient des études accompagnées de textes inédits. Deux d'entre elles, dues à M. Grunzweig, ont trait aux relations commerciales de Florence avec la Belgique. La première se base sur *Les papiers du Magistrat des Consulats aux Archives d'Etat de Florence ;* il s'agit d'un organisme créé en 1568, sur l'initiative de Tommaso Baroncelli, pour contrôler les comptes des consulats à l'étranger et fournir ainsi des ressources au trésor grand-ducal. L'auteur publie les pièces ayant trait à la colonie florentine d'Anvers. La seconde étude est consacrée au *Fonds de la Mercanzia*, l'organe de la vie commerciale de Florence, créé au début du XIV^me^ siècle, avec charge de « faire ce que les Arts (marchands) étaient trop faibles et l'Etat trop incompétent pour accomplir ». Son rôle était surtout de défendre le commerce international de Florence. Les documents publiés ou analysés sont ceux qui peuvent avoir un intérêt pour la Flandre.

Dans sa *Note sur Pierre Rousseau*, M. L.-E. Halkin donne quatre pièces ayant trait à la condamnation de ce publiciste français qui, par son *Journal encyclopédique*, répandait les idées des encyclopédistes dans la principauté de Liége.

M. A. Louant a bien montré l'importance de *L'intervention de Clément VIII dans le traité de Vervins*. Il utilise la correspondance du nonce Frangipani, qu'il publie par ailleurs, et d'autres sources, notamment une relation complète et exacte des pourparlers, due à Amalteo, secrétaire attaché à la légation du cardinal Alexandre de Médicis ; le texte en est intégralement publié.

A.-M. Jacquin, O. P.

P. Rudolf Henggeler O. S. B., Professbuch der Benediktinerabteien Pfäfers, Rheinau, Fischingen. Im Selbstverlag des Verfassers.

Schon zwei Jahre, nachdem P. Henggeler von Einsiedeln die gelehrte Welt mit dem Profeßbuch des Klosters St. Gallen beschenkte, legt er die zu einem Band von 515 Seiten vereinigten Profeßbücher der Abteien Pfäfers, Rheinau und Fischingen — alle drei wurden im XIX. Jahrhundert aufgehoben — vor; und nächstes Jahr will er das Profeßbuch des Klosters Einsiedeln herausgeben als eine Art von Festgabe zur Feier des tausendjährigen Bestandes dieses Stiftes. Man staunt über die Arbeitskraft, die solches vermag; denn trotz der Kürze der Zeit, in der die vorliegenden Bände einander folgten, läßt keiner die Gründlichkeit des Studiums vermissen.

Die Methode für die Bearbeitung dieses zweiten Bandes war im wesentlichen dieselbe wie beim 1. Band. Für jedes Kloster wird zuerst ein ausführliches Verzeichnis der Literatur- und Quellenwerke geboten, dann folgen die Abhandlungen über Gründung und Untergang des Klosters; hierauf kommt der Hauptteil, der Abschnitt über die Mitglieder des Klosters. Was über Gründung und Aufhebung der einzelnen Abteien gesagt wird, ist zum Teil solide Verarbeitung der Forschungsergebnisse anderer Gelehrter, zum Teil Verwertung eigener Arbeit des Verfassers; wir erinnern hier an die vielbeachtete Untersuchung P. Henggelers über den Untergang des Klosters Pfäfers im «Heimatbund Sarganserland», Jahrgang 1930. Für die weitläufigen Ausführungen über die einzelnen Mönche mußten Konfraternitätsbücher, Nekrologien, Taufzeugnisse, Profeßzettel, Urkundenbücher etc. beigezogen werden. Welche Unsumme von Arbeit darin steckt, kann nur der ermessen, der weiß, wie spärlich für frühere Zeiten solche Quellen fließen, wie lückenhaft alte Kataloge sind, welch scharfe, kritische Untersuchung die Benützung alter Urkunden verlangt. Und P. Henggeler hat wirklich keine Mühe gescheut, alles irgendwie brauchbare Material, das in seine Blickweite kam, zu Rate zu ziehen. Er stellte besondere Tabellen auf: für die Mönche von der Gründung des Klosters bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts (bei Pfäfers bis 1500, bei Rheinau bis 1529, bei Fischingen bis 1540; diese Caesuren wurden der Klostergeschichte entsprechend gemacht) nach Ordens- und Geschlechtsnamen, für die spätere Zeit bis zur Aufhebung nach Ordens- und Geschlechtsnamen und nach dem Heimatort. Eine solche Scheidung ist wertvoll. Ebenso wird man dem Verfasser sehr dankbar sein für das, was in besonderen Abschnitten über die Lebensschicksale und die Tätigkeit der verschiedenen Professen gesammelt worden ist. Den Abschnitten über Pfäfers und Fischingen ist ein Anhang beigegeben über die Pfarreien, die diesen Klöstern unterstanden, und als Anhang zu Rheinau folgt ein Inhaltsverzeichnis der Miscellaneen des berühmten P. Van der Meer. Verschiedene Bilder der Klöster und einer Reihe von Äbten schmücken das Werk, das in seiner ganzen Aufmachung, sowohl was Papier als Druck betrifft, der graphischen Werkstätte Eberhard Kalt-Zehnder in Zug alle Ehre macht.

Bei einem Buch von so großem und bleibendem Wert möchte es kleinlich erscheinen — und angesichts des Umstandes, daß es in absehbarer

Zeit kaum zu einer Neuauflage kommen wird, auch nutzlos — wenn man Kleinigkeiten, über die man zweierlei Meinung sein kann, aussetzen wollte, z. B. ob es notwendig sei, bei der Literaturangabe Arbeiten zweiten und dritten Ranges anzuführen, oder ob man den Ursprung von Pfäfers nicht auch von der philologischen Seite her beleuchten sollte, da doch die verschiedenen alten Namen, die S. 15 und 20 angeführt sind, zu einer Untersuchung geradezu reizen. Aber dieses letztere Problem würde nicht bloß einen Germanisten, sondern auch einen Kenner des Rätoromanischen verlangen.

Doch sei es gestattet, einen Punkt zu berühren, der nicht bloß für das vorliegende Buch, sondern für wissenschaftliche Werke überhaupt von prinzipieller Bedeutung ist. Arbeiten mit rein wissenschaftlichem Charakter dürfen heute, wenn immer möglich, nicht sehr umfangreich sein, sonst können viele Gelehrte und Bibliotheken sie nicht kaufen. Um nun in concreto zu reden: Das Buch von P. Henggeler sollte sich auf das beschränken, was der Titel sagt, auf das Profeßbuch. Auch dann ließe sich diese oder jene Seite konzentrierter fassen. Die Abschnitte über Gründung und Aufhebung der Klöster würden wir weglassen (so könnte auch das Quellenverzeichnis reduziert werden); dafür möchten wir den verehrten Verfasser fragen, ob er diese Abhandlungen nicht zu einem andern Buch verwerten wollte, in dem er nicht nur Anfang und Ende der Klöster, sondern die ganze Klostergeschichte behandeln würde. Dafür wäre ja eine Voraussetzung schon erfüllt; denn die reichhaltigen Notizen über die Äbte und einfachen Mönche bieten Stoff in Hülle und Fülle. Und Klostergeschichten finden einen viel weiteren Leserkreis als Profeßbücher, welche Tatsache aber natürlich den Wert der Profeßbücher durchaus nicht herabsetzt, bilden sie doch eine unschätzbare Quelle für zusammenfassende Darstellungen.

P. Henggeler mag aus diesen Bemerkungen ersehen, daß wir seinen Kräften noch mancherlei zutrauen. Nach den Profeßbüchern, die wir bereits eingangs aufzählten, wird P. Henggeler auch noch die Profeßbücher der übrigen schweizerischen Benediktinerklöster herausgeben, wie wir hoffen. Wenn dann einmal alle diese Bände des Monasticon-Benedictinum Helvetiae von einem und demselben Verfasser vorliegen, werden wir ein grundlegendes Werk für die Schweizerische Kirchengeschichte besitzen, auch ein Beispiel dafür, was der oft gerühmte benediktinische Gelehrtenfleiß vermag.

Paul Hildebrand.

---

35. und 36. Historisches Neujahrsblatt von Uri.

Auf das urnerische Neujahrsblatt warten seine Freunde immer mit besonderer Spannung. Diesmal soll gleich von zwei Neujahrsblättern die Rede sein, die sich durch den guten Geschmack der Auswahl der Artikel, durch eine große Abwechslung und durch die mannigfaltigste Beziehung zum Kanton Uri auszeichnen. Es ist ja nicht möglich, alle Artikel zu erwähnen, aber von den wichtigsten sei hier berichtet.

Dr. *Albert Büchi* in Freiburg widmet als letzte Arbeit aus seiner Feder unserem Urner Staatsarchivar Dr. Eduard Wymann zu seinem 25-jährigen Jubiläum eine interessante Spezialuntersuchung über den *Anteil Freiburgs am Bellenzer Zug 1478–79*. Daß damals die Freiburger mit den Bernern zogen, wie auch aus einem Bildchen aus Diebold Schillings Berner Chronik zu ersehen ist, hat seine Bedeutung für ein Zusammenwirken dieser beiden Stände auch in den kommenden Zeiten gehabt. An diese Ausführungen sind als Beilagen die zeitgenössischen Chroniken und Waffenrödel beigefügt. — Dr. *Karl Fry* in Truns berichtet über die erste Nuntiatur des *Giovanni Antonio Volpe* und sein Verhältnis zum Lande Uri. Es gelang diesem Italiener, der den blauen Himmel Italiens in Altdorf schmerzlich vermißte und der wie ein Verbannter auf einer Todesinsel Ruf um Ruf nach Rom um Erlösung aus dieser Wüstenei sendet, eine stolze Reihe führender Urner für seine Wirksamkeit im Dienste der Kurie zu gewinnen und damit auch nach und nach dieser herben und düsteren Gegend und ihren Bewohnern die besten Seiten abzugewinnen. Die Beroldinger, Beßler, Muheim, A. Pro, Roll, Schmid, Silenen, Tanner und Zumbrunnen sind begabte urnerische Staatsmänner und Krieger, die Uris Namen in die weite Welt trugen und Reichtum und Ehre ins Land lockten. Auch zu dieser Originalarbeit für das Neujahrsblatt sind Dokumente aus Volpes Korrespondenz beigefügt. — Zu der Visitationsreise des Ordensgenerals der Kapuziner P. *Erhard von Radkersburg* durch die Schweiz vom Jahre 1780 im Lichte zeitgenössischer Aufzeichnungen von Dr. P. *Adelhelm Jann* in Stans ist ein ausführlicher Reisebericht des visitierenden Ordensgenerals selber samt einem ausgezeichneten Porträt beigefügt. Das Heft schmücken außerdem Reproduktionen urnerischer Wappenscheiben hervorragender Persönlichkeiten aus dem XVII. Jahrhundert und eine sehr genaue Reproduktion des Eckstückes im Banner der Urner, das in Murten, in Bellenz, vor Sankt Gallen und zuletzt vor Frastenz ins Feld getragen worden war.

Das 36. historische Neujahrsblatt umfaßt nicht weniger als zwölf verschiedene Artikel. Dr. *Alex Christen* berichtet über *Urserns Gerichtsverfassung seit 1798* bis zur letzten Verfassungsänderung im Mai 1929, welche insofern den Ursern eine gewisse Genugtuung schenkt, als die Landsgemeinde an der Bözlinger Gand aufgehoben und die geheime Abstimmung im ganzen Kanton eingeführt wurde. Der letzte Überrest einer gewissen Selbständigkeit Urserns ist einzig noch im sogenannten Landgericht übrig geblieben, das zwar besser mit dem Titel Talgericht Ursern bezeichnet worden wäre.

Man liest mit großem Interesse Dr. Alex Christens « Militärische Maßnahmen Urserns beim Ausbruch der französischen Revolution und sein *Hilfszug beim Falle des alten Bern* » aus dem « Protokoll des löblichen Tales Ursern ». Als der Einfall der Franzosen in die Waadt und ihr Marsch gegen Bern 1798 in Uri und Ursern bekannt wurde, rüsteten diese sogleich sich zu einem Hilfszuge. In den vorhergehenden Jahren ist immer wieder in den Ratsprotokollen in « aparten Ratsversammlungen » von militärischen Übungen und von einem strammen Regiment des Rates die Rede. Der Urserner Ratsherr Franz Joseph Meyer gibt sodann ein anschauliches Bild

des Zuges der Urserner Truppen in den Märztagen von 1798, das jedoch nur bis auf das Eintreffen der Truppen auf dem Berner Boden geschildert worden ist, da Meyer um Geld und gute Worte einen Stellvertreter gefunden hatte, der statt seiner den Feldzug mitmachte. Für die Urserner sind die Namen der siebenten, achten und neunten Rotte, die alle aus Ursern gegen Bern gezogen waren und deren Nachkommen heute noch leben, besonders interessant. — Daß auch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Kanton Uri *Tabakbau* getrieben wurde, trotzdem die Geistlichen darüber klagten, daß Christenleute ihren Mund dadurch zum Rauchfang des Satans machten, erzählt Dr. *Karl Gisler*. — Pater *Aurelian Roßhardt* in Stans bietet eine kulturhistorische Studie der stimmungsvollen *Karfreitagsprozession* der barmherzigen Brüder in Altdorf und Dr. *Wymann* als Beilage einen Auszug aus den Bruderschaftsrechnungen von 1804–1835. Wie wichtig schon vor Jahrhunderten der Wald für die Bevölkerung von Silenen gewesen ist, zeigen uns die von Kantonsoberförster *Max Oechslin* publizierten Bannbriefe und *Waldurkunden zu Silenen*. Ein reicher und interessanter Bilderschmuck, darunter ein seltenes *Urner Exlibris* des P. Joachim von Beroldingen, ist dabei.

Ernst Rippmann.

Berve Helmut. Griechische Geschichte. 2. Hälfte: Von Perikles bis zur politischen Auflösung. 5. Band der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1933. Brosch. M. 9; geb. M. 11.

Der zweite Band von Berves Griechischer Geschichte ist wie der erste wertvoll (vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang XXV, S. 291 ff.). Er ist originell in Form und Inhalt, die Sprache voll Schwung. Die politischen Partien registrieren mit seismographartiger Genauigkeit die leiseste Änderung der Staatsform in den verschiedenen Gemeinwesen. Die Bilder der Kriegsgeschichte rollen in filmartiger Hast, aber klar verbunden, an uns vorüber. Jene Abschnitte, die einzelne Perioden zusammenfassend charakterisieren, mit Schlaglichtern auf die Geistesgeschichte, sind Kabinettstücke moderner Historiographie. Diese wird man immer wieder gern lesen, auch wenn man gelegentlich zu Widerspruch gereizt wird, z. B. bei der Beurteilung des Prozesses gegen Sokrates (S. 62). Die Geschichte der Diadochen mit ihrer Fülle von kraft- und geistvollen Regenten mutet an wie ein Kampf von Giganten, wie ein wirres Durcheinander von Renaissancegestalten, was Berve offenbar selber auch empfindet, da er wiederholt den Ausdruck «Condottiere» braucht.

Es mag sein, daß der eine und andere Leser manche Seiten der kriegerischen Verwicklungen dieser Diadochen und ihrer Epigonen im Reiche der Ptolemäer oder Seleukiden oder die Waffengänge der sizilischen Tyrannen überschlägt; aber sicher liest auch mancher gerade diese Partien mit wachsendem Interesse, weil ihm hier eine ganz neue Welt aufgeht, eine Welt, von der er auf den Schulbänken weder eine Silbe gehört noch eine Zeile gelesen hat. Das Buch als Ganzes zeigt, wie die Entwicklung des

Individualismus und Liberalismus im privaten wie im öffentlichen Leben einerseits ganz neue Kräfte weckt, anderseits wie eine ätzende Säure die alte griechische Polis zersetzt. Aber wenn auch die griechischen und hellenistischen *Staaten* zerfielen und starben, der griechische *Geist* starb nicht. Und die Geschichte des griechischen Geistes « zieht durch die Jahrtausende hin und ist noch nicht am Ende, wird nie am Ende sein, solange es europäische Menschen gibt » (S. 345).

Paul Hildebrand.

Koch, Dr. Hugo. Quellen zur Geschichte der Askese und des Mönchtums in der alten Kirche. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften. N. F. 6). Mohr, Tübingen, 1933, XII-196 S. 8° ; M. 7,80.

On connaît les excellents recueils qui ont déjà paru dans la collection de textes que dirige M. Gustave Krüger : ainsi, parmi les derniers, la réédition, par Bihlmeyer, des *Pères apostoliques* de Funk et, par M. Krüger lui-même, celle des *Actes des martyrs* de Knopf. M. Hugo Koch a réuni, dans ce sixième volume de la nouvelle série de la collection, les textes les plus significatifs de l'antiquité, aussi bien païenne que chrétienne, concernant la vie ascétique et la forme concrète qu'elle prit, à partir de Constantin, dans le monachisme. Son manuscrit était terminé, nous confie l'auteur, au moment où parut l'*Enchiridion asceticum* de Rouët de Journel et de Dutilleul. Celui-ci, qui descend plus bas, et qui, on le sait, accompagne les textes grecs d'une traduction latine, est notablement plus volumineux. Par contre, M. Koch a tenu davantage à reproduire les constitutions : il publie intégralement les Préceptes de saint Pacôme, en longs extraits la fameuse épître 211 de saint Augustin ainsi que les Règles composées par saint Césaire pour les moines et pour les vierges. S'il ne donne pas celle de saint Benoît, qui se placerait au terme de l'époque qu'il a embrassée, c'est tout d'abord parce qu'elle est trop longue et surtout parce qu'il en existe déjà plusieurs éditions critiques.

M. Koch a été amené à citer même des textes ayant trait à des conceptions ascétiques rejetées par l'Eglise, telles que l'encratisme et la coutume des *virgines subintroductae*. Par ailleurs, il ne défend aucune thèse, et prend même la peine de souligner qu'on peut rapprocher des passages païens et chrétiens, sans vouloir par là le moins du monde revendiquer une influence des premiers sur les seconds, mais pour constater simplement des tendances en partie semblables dans des milieux différents. On remarquera enfin avec satisfaction que M. Koch, dans la bibliographie dont il accompagne chacun des textes reproduits, cite largement les auteurs catholiques, français y compris, alors même qu'il ne s'agit que de simples articles, ceux par exemple de la *Revue d'ascétisme et de mystique.*

L. Waeber.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.

Zu einer neuen Geschichte der Schweiz.[1]

Von Oskar VASELLA.

I.

Unter den deutsch geschriebenen Darstellungen der schweizerischen Geschichte sind bisher Dierauers Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und E. Gagliardis Geschichte der Schweiz führend geblieben. Gegenüber Dierauers breit angelegtem, mit allem notwendigen wissenschaftlichen Apparat versehenem Werk suchte Gagliardi die größeren Zusammenhänge stärker geltend zu machen, unter Verzicht auf jegliche Quellen- und Literaturangaben. Das Buch, das hier angezeigt wird, nimmt seinerseits in mehrfacher Hinsicht unter allen bisherigen Darstellungen eine selbständige Stellung ein.

Bei solchen Neuerscheinungen pflegt man nach der Berechtigung zu fragen. Der Verlag sucht hier, wohl im Namen der Verfasser, die Antwort zu geben. Die Darstellung soll nach zwei Gesichtspunkten Neues eröffnen : formal durch eine allgemeinverständlichere und anspruchslosere Art des Stiles, stofflich durch Erweiterung des Blickfeldes, von dem aus schweizerische Geschichte bisher zumeist betrachtet wurde. Dem entspricht der Verzicht auf jegliche Anmerkungen. Für Quellen und Literatur wird an der Spitze der Kapitel das Wesentlichste neben den seit Dierauers letzten Auflagen erschienenen Werken geboten. In stofflicher Hinsicht werden die wirtschaftlichen und rechtsgeschichtlichen Verhältnisse, vorab soweit sie das Werden der Eidgenossenschaft beeinflußt haben, stark hervorgehoben. Was aber über diesen Rahmen an Kulturgeschichtlichem hinausgeht, ist nur in einem sehr begrenzten Ausmaß einbezogen worden. Gegenüber Dierauer, der in Anlehnung an zeitbedingte Auffassungen das Militärgeschichtliche zuweilen allzu

[1] Geschichte der Schweiz. Hrg. von *E. Dürr, R. Feller, L. v. Muralt, Hans Nabholz.* 1. Bd. : Von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des XVI. Jahrhunderts. IX-525 SS. Zürich, Schultheß u. Co. 1932.

stark in Vordergrund gerückt hat, bedeutet das vorliegende Werk gerade nach dieser Richtung einen recht erfreulichen Fortschritt, der einem heute vielfach empfundenen Bedürfnis entspricht.

Wenn wir nicht irren, haben wir zum ersten Mal eine eidgenössische Geschichte vor uns, deren Bearbeitung aus der Feder mehrerer Autoren stammt. Und damit ist angedeutet, daß noch ein anderes Ziel angestrebt wird. Man will, trotz einfacher Form, trotz Verzicht auf den üblichen wissenschaftlichen Apparat, mit einer selbständigen Betrachtungsweise neue Forschungsergebnisse nach Möglichkeit ausschöpfen und Ungleichheiten in der Darstellung der verschiedenen Epochen vermeiden. Ist soviel zu äußerer Anlage, zu Form und Intention des Buches gesagt, so darf auch vorweggenommen werden, daß der erste Band des Werkes Neues in Fülle bietet, vor allem in methodischer Hinsicht.

Hans Nabholz oblag das Herausarbeiten der vorreformatorischen Epoche. Ihm sind einfache und klare Form in ganz besonderem Maße eigen. Der Leser wird diese Vorzüge vor allem in der Erörterung der nicht immer einfachen Rechtsverhältnisse angenehm empfinden. Zum guten Teil liegt diese Tatsache ohne Zweifel in der methodischen Neuerung begründet, die dem Werke seine ganze Eigenart verleiht, die Nabholz aber besonders gut ausgenützt hat. Es ist der Versuch, die Darstellung, die in sonstigen Büchern dieser Art fast rein erzählend wirkt, nach Möglichkeit systematisch aufzubauen. Das gelingt durch Gruppierung von Einzelfragen, beispielsweise der Rechtsverhältnisse einer Epoche, der sozialen Klassen und wirtschaftlichen Bewegungen, unter einzelne Nummern. Demgegenüber werden auch die größeren politischen Vorgänge in die wichtigeren Phasen gegliedert. Auf diese Weise ist es auch gelungen, gegenüber den älteren Darstellungen das Neue in glücklicher Synthese zu vereinen. Wenn auch bei Nabholz ein Ziel beherrschend bleibt: das Werden des Territoriums innerhalb des eidgenössischen Bundesverbandes zu schildern, so wird doch anders als bisher aufgezeigt, wie die wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse territorienbildend gewirkt haben. Aus all dem ergibt sich eine wesentlich neue Struktur einer schweizerischen Geschichte.

So mag man den Gewinn in der Darstellung bei Nabholz kurz aus den Überschriften der einzelnen Kapitel ersehen. Das 1. Buch: Vorgeschichte bis zur Gründung der Eidgenossenschaft (1-100) umfaßt bei Nabholz 9, bei Dierauer beispielsweise 5 Kapitel. Nun ist diese Bereicherung keineswegs eine bloß äußere, sondern sie zeigt sich sehr vorteilhaft, z. B. im Inhalt der Kapitel 6-8, worin das kulturelle Leben,

das Aufkommen der Städte und die Entstehung der Territorien behandelt werden. Ähnliches gilt vom 2. Buch: Von der Gründung der Eidgenossenschaft bis zum Abschluß der Mailänder Kriege (103-312). Man vergleiche hier etwa die Kapitelüberschriften bei Nabholz: «Die staatsrechtlichen Grundlagen der Eidgenossenschaft», «Die Erhebung des Landvolkes gegen die feudalen Mächte» (Kap. 3 u. 4) mit Dierauers Epochenbezeichnungen: «Ausbildung der Freiheit und Macht», «Aufschwung des nationalen Lebens», und man wird wohl gestehen, daß letztere Benennungen etwas farblos wirken. Schon daraus läßt sich erkennen, wie Nabholz bestrebt ist, Bewegungen in der schweizerischen Geschichte in den allgemeingeschichtlichen Verlauf einzufügen, zugleich aber auch das der Eidgenossenschaft eigene Gepräge herauszuarbeiten.

Nochmals soll betont werden, daß der Leser ganz besonders in bezug auf wirtschaftliche und rechtliche Bedingungen der politischen Entwicklung in dieser Geschichte der Schweiz besser als anderswo unterrichtet wird. Das ist denn auch eine reichliche Entschädigung dafür, daß die Darstellung durch die Systematisierung des Stoffes zuweilen an äußerem Reiz etwas einbüßt.

Im einzelnen mag nur weniges hervorgehoben werden. Für die römische Zeit leistete natürlich F. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, ausgezeichnete Dienste (vgl. 16 ff.). Augenfällig ist sodann die meisterliche Art der Behandlung der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft. Das ist für den nicht erstaunlich, der die führenden Forschungen von Nabholz auf diesem Gebiete kennt. Nabholz beharrt, bei durchaus eigener Bewertung der Probleme, im wesentlichen auf der Auffassung der kritischen Geschichtsforschung. Nach ihm ist das freie Element in der Bevölkerung in allen 3 Ländern in überwiegender Mehrheit (107), was seiner These von der Ansiedlung freier Bauern auf Reichsboden zu Kolonisationszwecken entspricht (105 f.). Für das grundlegende Problem, ob die 3 Länder unter Rudolf von Habsburg reichsunmittelbar waren oder zum habsburgischen Hausgut gehörten, legt sich Nabholz in der Beantwortung deutliche Reserve auf, wenigstens für Schwyz und Unterwalden. Wohl hebt er (117) stark hervor, daß in der Verwaltung der 3 Länder von einem Untervogt nicht die Rede sein könne, aber er bemerkt anderseits doch wieder, daß Rudolf von Habsburg eine grundsätzliche Auseinandersetzung wohl vermieden habe (117 f.). Motiv dieser Haltung ist nach Nabholz das Bestreben Rudolfs, den Unterschied zwischen Reichsland und habsburgischem Hausgut nach Kräften zu verwischen. Wenn er die Ursache der

Spannung zwischen Habsburg und den Urkantonen auf Seite König Rudolfs sieht — gegeben durch den hohen Steuerdruck und die erstrebte enge Verbindung der Waldstätte mit dem habsburgischen Hausgut — und damit die Reaktion der Waldstätte als rechtlich haltbar hinzustellen geneigt ist, so gesteht er (204) doch wieder: «Österreich mußte wohl oder übel den Stand der Dinge in Uri anerkennen, seine Reichsfreiheit war schlechterdings unanfechtbar. Das traf nicht zu in Schwyz und Unterwalden» usw. So bleibt schließlich die wichtigste Frage doch wieder offen. Umso wirkungsvoller sind dafür die Ausführungen des Verfassers in der Frage der chronikalischen Überlieferung, sowohl im Nachweis der offensichtlichen Widersprüche wie im Aufdecken der psychologischen Gründe, die ihr zu Grunde liegen.

Zwei Berichtigungen, der Untersuchung von Dr. Schieß, Der Richterartikel des Bundesbriefes, in Zschr. f. schweiz. Gesch. 1931, XI, 154 ff., zu verdanken, seien hier doch angeführt (Nabholz schrieb seine Darstellung 1930): p. 120, 2. Abs., 7. Z. v. u., muß ernennen gestrichen werden, da für «acceptare» nur der Sinn von anerkennen angenommen werden kann. Als unzutreffend muß, auch hier nach Schieß, die Darstellung von Nabholz (129) betrachtet werden, als ob durch die Schaffung einer einheitlichen Reichsvogtei für die 3 Länder derjenige Zustand geschaffen worden sei, gegen den die 3 Länder sich lange gewehrt hatten; denn der Richterartikel betrifft lediglich die niedere Gerichtsbarkeit.

In der Darstellung des alten Zürichkrieges wird die Kritik an Zürichs Politik zunächst mit der Unfähigkeit bei den Verhandlungen und auf dem Felde begründet (256). Der Rechtsgedanke tritt erst in der Beurteilung des zürcherisch-österreichischen Bündnisses deutlicher hervor (258). Und doch hat Zürich durch die Ablehnung des eidgenössischen Schiedsgerichtes von Anfang an den ihm durch die Bünde vorgeschriebenen Rechtsweg verlassen, welches Moment besser hätte hervorgehoben werden dürfen. Die innerzürcherischen Vorgänge bestätigen selbst, daß die österreichisch gesinnte Partei *von Anfang an* ihre Hand im Spiele hatte und zum *Verrat* trieb (vgl. 255).

An einer Stelle (289) macht Nabholz den Sieg des föderalistischen Prinzips an der Tagsatzung zu Stans verantwortlich für das Fehlen einer einheitlichen eidgenössischen Außenpolitik wie auch für die Unmöglichkeit, die starke militärische Kraft für den selbständigen Ausbau der politischen Machtstellung der Eidgenossenschaft in der folgenden Epoche auszunützen. Niemand wird bezweifeln, daß die

eidgenössische Außenpolitik in den folgenden Jahrzehnten gelähmt gewesen ist. Aber ob in der von Nabholz gegebenen Erklärung der *ausschließliche* Grund für diese Erscheinung liegt, möchten wir bezweifeln. Und wie sich der Sieg des zentralistischen Prinzips ausgewirkt hätte, ist sicherlich nicht abzuschätzen, umsoweniger als auch dann noch einzig schon bei den Städten, politische Mächte bestanden, die zu gegenseitigem Ausgleich, nicht zur Machtkonzentration gedrängt hätten. Man denke nur an Bern und Zürich, die dafür das Beispiel gegeben haben. Anderseits hätte von Nabholz auch hinzugefügt werden dürfen, daß dieses Verzichtenmüssen auf eine großangelegte Territorialpolitik allein die allmähliche Vollendung des Ausgleiches unter den eidgenössischen Ständen ermöglicht hat. Und dieser Ausgleich hat schließlich, politisch und kulturell, der Eidgenossenschaft ihre Eigenart aufgeprägt.

Und nun noch einige Bemerkungen zum kirchen- und kulturgeschichtlichen Gehalt der Darstellung. Wir betrachten das erste Buch nach dieser Richtung als den besser gelungenen Teil. In ihm kommt vorab das Kulturgeschichtliche stärker zum Ausdruck, wohl auch, weil es sich in die übrige Darstellung günstiger einfügen ließ. Das Kirchengeschichtliche ist manchmal etwas kurz behandelt. Man wird eine systematische Darstellung der Klostergründungen der verschiedenen Orden, auch wenn sie knapp gehalten wäre, nicht finden. Klöster wie Reichenau, Disentis und Pfäfers werden am gegebenen Ort (37 f.) nicht einmal mit Namen genannt. Die Stellung der großen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner ist nur dürftig charakterisiert (66). Nun ist freilich der Raum, der zur Verfügung stand, etwas knapp. Anderseits zeigt sich darin auch, wie die schweizerische Geschichtsforschung in dieser Hinsicht im Rückstand ist. Mit dem Fehlen zusammenfassender Arbeiten kirchen- und kulturgeschichtlicher Art kann auch erklärt werden, daß Nabholz im zweiten Buch das Kirchen- und Kulturgeschichtliche sozusagen ganz ausgeschaltet hat, wenn wir vom Wirtschaftlichen absehen. Um so bedauerlicher aber erscheint die folgende Äußerung (312): «Wie um die Jahrhundertwende die Geister sich regten und nach drei unfruchtbaren Jahrhunderten Kunst und Wissenschaft zu neuem Leben erweckten, soll im folgenden Buche geschildert werden.» Das hätte nicht sein sollen, umso weniger als Nabholz in seiner Darstellung kein Wort von der reichen Historiographie in der Schweiz sagt und wir von ihm nichts über die Universität Basel hören, vom Kunstgeschichtlichen ganz zu schweigen. Gewiß, wir geben gerne zu, daß der Beginn des XVI. Jahrhunderts der Schweiz

geistig eine bedeutendere Entwicklung bringt, aber von 3 geistig *unfruchtbaren* Jahrhunderten zu reden, ist eine Bewertung, die bei Nabholz überrascht und in nicht leicht erklärlichem Gegensatz steht zu seinem klugen und ruhigen Urteil. Den verfehlten Eindruck, den dieser Satz erwecken muß, mag auch nicht die Tatsache beheben, daß v. Muralt an einer Stelle, an der man es nicht erwartet, einiges über das geistige Leben im XV. Jahrhundert sagt (335) und dabei, was hier vermerkt werden soll, bekennt, daß die geistesgeschichtlichen Ausdrucksformen dieser Einstellung (des Renaissance-Geistes) noch nicht umfassend erforscht und dargestellt seien.

Dazu noch 2 Berichtigungen. In bezug auf St. Maurice ist Nabholz die wichtige Studie von N. Peissard, La découverte du tombeau de St. Maurice, St. Maurice 1922, offenbar entgangen. Daher die wohl in Anlehnung an E. Egli geschriebene Darstellung, während heute in Wirklichkeit ein zeitgenössisches Grab aufgefunden ist, das ohne Zweifel das Grab eines einzelnen Heiligen ist und das früheste Beispiel eines Arcosoliums diesseits der Alpen darstellt. Auch wer mit Peissard nicht ohne weiteres annehmen will, daß es sich um das Grab des hl. Mauritius handelt, darf doch die Wichtigkeit dieser Entdeckung keineswegs übersehen. S. 90 spricht Nabholz vom *Domstift* Luzern. Zu der von ihm besprochenen Zeit bestand St. Leodegar als benediktinische Propstei. 1455 ist diese in ein *Kollegiat-* oder Chorherrenstift umgewandelt worden. [1]

II.

Das dritte Buch des vorliegenden Bandes umfaßt die Epoche der Reformation und Gegenreformation bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts (315-505) und ist verfaßt von L. v. Muralt.

Die Bemerkungen über die methodische Gestaltung des Werkes, die bereits gemacht worden sind, gelten auch für diesen Teil. Rein äußerlich besehen, mußte sich v. Muralt jedenfalls mit einem sehr knappen Raum abfinden. Für die Behandlung einer Epoche wie der vorliegenden, ergeben sich daraus schon ansehnliche Schwierigkeiten und Gefahren. Kaum eine Zeit ist so reich an Lebensäußerungen und so vielgestaltig in ihren Zusammenhängen, wie die Zeit der Glaubens-

[1] Beiläufig seien noch einige Druckfehler angemerkt. Es ist zu lesen: p. 55, Z. 1, deutschen ; p. 74, letzte Z., deutschen ; p. 78, 2. Abs., Z. 6, Grundherrschaft ; p. 174, Abs. 2, letzte Z. Ludwig von Brandenburg ; p. 252, 6. Z. v. u., ausbrach p. 255, Abs. 2, Z. 2, 1437 ; p. 258, Abs. 2, Z. 3, Uznach.

spaltung, da die Menschen vor bisher ungewohnten Fragen gestanden sind und nun alle menschlichen Beziehungen, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Natur, immer wieder in die religiöse Frage münden. Bei der Kürze und Einfachheit der Darstellung, wie sie im ganzen Werk durchgeführt wurde, ist es nicht verwunderlich, wenn manches Wichtigere zum Verständnis der Ereignisse übergangen oder nur kurz berührt wird. Daran lag eine vom Verfasser mehr oder weniger unabhängige Gefahrenquelle.

Für die vorliegende Darstellung sei zunächst kurz hervorgehoben, dass v. Muralt von der zwinglianischen Auffassung aus die Geschichte der Reformation schreibt und in manchem die liberale Geschichtsauffassung preisgibt. Im einzelnen wird dies noch näher auszuführen sein. Hier sei eine Äußerung hervorgehoben, die dies am besten kenntlich macht. Zwingli ist ihm nicht bloß Vorbild und Maßstab (318 f., 326). Er wird geradezu zum mythenhaften, religiösen Heros erhoben und der geschichtlichen Betrachtung entrückt, wenn v. Muralt von ihm sagt: «Es war ihm aber doch in erschütternder Weise *von Anfang an* klar, daß die Kirche Christi, die ursprünglich durch das Blut des Herrn begründet worden war, nur durch das Blut erneuert werden könne, und er war bereit, dieses Opfer mit seiner Person zu bringen» (352, Kursives von uns). Müssen wir sagen, daß diese Auffassung vor der unbefangensten Betrachtung des Lebens und Wirkens Zwinglis niemals standhalten kann? Dieser Einstellung entspricht das lehrhafte Urteil, das die Quintessenz der Wertung Zwinglis im Zusammenhang mit seiner Politik im II. Kappelerkrieg für den Verfasser bildet: «*Daß* er aber sein politisches wie überhaupt sein ganzes Leben und Handeln vom Glauben aus gesehen und in den Dienst des Glaubens gestellt hat, darin ist er heute noch unser Lehrmeister» (419). Die Bedeutung dieses Urteils wird durch den vorhergehenden Satz: «*So*, wie Zwingli Religion und Politik miteinander verknüpft hat, würden wir es heute nicht tun können», nicht abgeschwächt. Die liberale Auffassung von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist hier sehr deutlich aufgegeben, und es wird sich bloß die Frage erheben müssen, welche Voraussetzungen als berechtigt gelten dürfen. Daß v. Muralt von solchen Anschauungen getragen ist, birgt aber für die Darstellung der Reformation nicht bloß Nachteile, sondern auch manches Gute in sich. Das soll der Gerechtigkeit wegen nicht ungesagt sein und an einem Beispiel aufgezeigt werden. v. Muralt sagt mit Recht: «Zwingli wollte nicht ein freies Volkstum pflanzen, wie Oechsli sagte, sondern dem

Evangelium zum Siege verhelfen.» Übrigens ein hübsches Beispiel dafür, wie liberales Gedankengut als Voraussetzung ein schiefes Urteil begründet hat.

Der Verfasser behandelt in einwandfreier Gliederung in den vier ersten Kapiteln die Schweiz am Anfang des XVI. Jahrhunderts (315-339), den Durchbruch der Reformation in Zürich (339-364), die Ausbreitung der Reformation in der deutschen Schweiz (364-392) und den Kampf der konfessionellen Parteien bis zu Zwinglis Tod (392-420). Diese Kapitel sind es, die wir einer eingehenderen Analyse unterziehen wollen.

1. Kap. — Der Grundhaltung des Werkes wird auch hier Rechnung getragen, indem von den wirtschaftlichen Verhältnissen, den sozialen und verfassungspolitischen Zuständen, von den Verfassungen der Städte und schließlich von der Verfassung der Eidgenossenschaft und ihren Beziehungen zum Ausland ausführlich die Rede ist. Im ganzen darf man dieser Darstellung durchaus zustimmen. Es gibt auch kluge Formulierungen, so etwa diese: «Eidgenosse sein hieß weniger Glied eines mächtigen Ganzen als vielmehr auch ein solcher Ganzer zu sein, wie es die andern waren» (327). Aber auf zwei Lücken muß doch hingewiesen werden. Einmal scheint uns die Frage, inwieweit in den Ländern trotz der freiheitlicheren Verfassung Spannungen zwischen Regierenden und Untertanen bedingt sein konnten, sehr wichtig. Für ihre Beantwortung genügt es nicht, sich auf Zwingli zu berufen (318 f., 399). Nun möchten wir daraus dem Verfasser keinen Vorwurf machen, da dieses Problem gerade im Hinblick auf die Reformation noch keineswegs genügend erörtert sein dürfte. Um so überraschender aber ist, daß vom Einfluß der päpstlichen Diplomatie auf die Gestaltung der schweizerischen Politik gar nicht die Rede ist (327 ff.). Und doch haben bekanntlich gerade die päpstlich-schweizerischen Beziehungen in damaliger Zeit eine nicht zu unterschätzende Rolle auch für die Entwicklung der neuen Lehre gehabt. Fünf Nummern gehören diesen Erörterungen. Unter einer 6. Nummer spricht der Verfasser von den religiösen und kirchlichen Verhältnissen. Und hier machen sich die Nachteile der knappen und vereinfachten Darstellung besonders stark fühlbar.

L. v. Muralt zieht es vor, anstatt einen Einblick in die Zustände, anhand unanfechtbaren Quellenmaterials, zu geben, in kurz formulierten Sätzen von den dogmatischen Anschauungen der katholischen Kirche zu sprechen. Niemand wird behaupten können, daß dem Verfasser dieser Versuch geglückt ist. Er ist eine Halbheit, insofern v. Muralt

weder eine ganze Darstellung der dogmatischen Unterschiede gibt noch die bestehenden Mißstände in der gesamten kirchlichen Verwaltung wesentlich wiedergibt. Dazu kommt die *Überspitzung* von richtigen Anschauungen, die damit wieder anfechtbar werden. Die Priesterschaft verfügte, nach v. Muralt, *ausschließlich* über das Seelenheil aller Christen durch ihre Verwaltung der Sakramente (330 f.). « Das Volk staunte die in der Kirche sich auswirkende göttliche Allmacht an und lebte in einem nie zu sättigenden Wunderglauben. » « Die Religion war zu einem Rechtsverhältnis geworden. An die Stelle des lebendigen Glaubens war die Anerkennung der kirchlichen Lehre und ihre Satzungen, die Beobachtung einer Menge von Vorschriften getreten, die *alle* als für das Seelenheil notwendig galten. Das Verhältnis zu Gott hielt man dann für geregelt, wenn man allen diesen Anforderungen entsprach, und man glaubte dadurch Gott zur Anerkennung eines *menschlichen Anspruches* auf ein seliges Leben nach dem Tode bewegen zu können » (331). Jeder Unterschied zwischen disziplinären Forderungen, solchen des positiven kirchlichen Rechts und der dogmatischen Lehre ist verwischt. Überdies wird die Gnadenlehre auch in ihrer damaligen praktischen Bedeutung nicht oder nicht richtig eingeordnet. Bei dieser falschen Einstellung des Verfassers ist es auch leicht verständlich, daß er behauptet, dieses Treiben (daß nämlich die Kirche dem Volk viele Möglichkeiten zur Erwerbung von Verdiensten bot — in Wallfahrten, Anhören von Messen, Stiften von Bildern und Kerzen usw. —) hätte als ein schwerer Druck auf dem gemeinen Mann gelegen. Richtig ist daran schon, daß z. B. das Dispens- und Strafwesen u. m. a. von der Kirche fiskalisch ausgebeutet worden ist, aber das sollte nicht hindern, anzuerkennen, daß anderseits gerade in der Zeit unmittelbar vor der Reformation außerordentlich viele Stiftungen in *freier Weise* von den Laienkreisen ausgegangen sind (vgl. dazu v. Muralt, 333), ohne daß dabei, wie v. Muralt reichlich überspitzt konstruiert, der gemeine Mann von der Befürchtung besessen gewesen wäre, nicht genügend leisten zu können, um dem gräßlichen Teufel zu entgehen (332). Überhaupt finden wir den Vergleich mit der Darstellung des Berner Münsterportals etwas billig, und er hat den Verfasser verführt, den Schwerpunkt dieser Erörterungen zu verschieben. Dieser hätte darin liegen sollen, daß die Spannungen zwischen den Geistlichen und der kirchlichen Zentralverwaltung einerseits, den Geistlichen und den Laienkreisen anderseits ausführlicher hätten behandelt werden müssen. Beide haben in weitgehendem Maße das rasche Aufkommen der Reformation bedingt ;

darin liegt nicht zuletzt eine Erklärung dafür, daß die Reformation in ihren Anfängen die Bannerträger in den geistlichen Kreisen gefunden hat. Wir geben allerdings zu, daß hierin Probleme bestehen, die noch mancher Untersuchung bedürfen. Es wird aber notwendig sein, bei Darstellung solcher Dinge sich immer mehr von allgemeinen, eigentlich nicht so viel besagenden Urteilen lösen zu können.

Daß nun die Laienobrigkeit, der Staat tief in die kirchlichen Rechte eingriff, weil er zum Rechten sehen wollte, verkennt v. Muralt keineswegs. Aber inwiefern dadurch tiefgehende Gegensätze zur Kirche geschaffen wurden, wird nicht gesagt. Und vollends unerwähnt bleibt in allen diesen Abschnitten das Bestehen der bischöflichen Territorialstaaten, überhaupt der geistlichen Territorien und die Folgen, die sich daraus ergaben.

In Widerspruch mit sich selbst scheint uns v. Muralt zu stehen, wenn er von den Humanisten urteilt: « Im allgemeinen behielten die Humanisten trotz ihrer heftigen Polemik gegen die « Sophisterei » der Scholastiker deren Gedankengut bis in die Einzelheiten hinein bei. Die christlichen Lehren von Sündenfall, Gnade, Erlösung, Tod und Auferstehung Christi, das kirchliche Verdienstsystem waren ihnen selbstverständlich ». Und 2 Zeilen weiter unten sagt er: « Die Humanisten begannen die kirchlichen Formen, das *besondere Priestertum*, die *Messe*, den *Ablaß*, *gewisse Lehrformeln* zu kritisieren » (337). Das sind, abgesehen von anderm, durchaus unklare, mißverständliche Formulierungen. Verfehlt ist zudem die Bewertung der Humanisten für die religiöse Frage. Daß die Absolutheit des Christentums für sie problematisch wurde, ist zum mindesten eine starke Verallgemeinerung. Und daß sie einen religionsphilosophischen Universalismus vertraten, verdient ein ähnliches Urteil. Wir glauben, hier hätte v. Muralt unbedingt mehr Präzision anbringen müssen, er hätte in gebührender Weise einschränken und Scheidungen vornehmen sollen. Wie vereint v. Muralt solche Urteile mit der Tatsache der religiösen Scheidung der schweizerischen Humanisten selbst? Man stelle etwa Vadian Glarean gegenüber.

So müssen wir offen gestehen, daß uns dieser Abschnitt nicht zu befriedigen vermag. Die Verallgemeinerungen, die sich aus den vereinfachten Formulierungen ergeben, verstoßen gegen die historische Wirklichkeit. Für vieles hätte er doch gerade für die hier behandelten Fragen vorbildliche Darstellungen gefunden in den ihm nicht unbekannten Werken von R. Wackernagel, Gesch. d. Stadt Basel, III. Bd. und in nicht geringem Maße auch in der Gedenkschrift z. Vierjahr-

hundertfeier d. Bernischen Kirchenreformation, I-II, in den Arbeiten von R. Feller und Th. de Quervain.

2. Kap. — Mit Recht wird hier die Einwirkung Luthers vorangestellt. Irreführend ist aber folgende Äußerung: «Das Wort vom Glauben an die Sünden vergebende Gnade Gottes war die neue Antwort, auf welche die Menschen dieser Zeit gewartet hatten.» Solches ließ schließen, daß der Glaube an die Sünden vergebende Gnade Gottes vor Luther in der katholischen Kirche nicht bestanden hätte, ein Schluß, der durch die vorhergehenden Ausführungen bei dieser Formulierung leider nicht behoben wird (341).

Ausführlicher, und das möchten wir dem Verfasser verdanken, werden nun neben der Biographie Zwinglis seine religiösen Grundgedanken dargestellt. Zur Darstellung von Zwinglis Leben müssen wir aber wieder einige Bemerkungen machen. Die politischen Bindungen Zürichs und auch Zwinglis, an die päpstliche Politik sind ganz außer Acht gelassen. Wir wissen nicht, weshalb R. Durrer, Die Schweizergarde in Rom, so ganz unberücksichtigt geblieben ist. Wenn W. Köhler, H. Zwingli (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, IX, 21) darauf hinweist (vgl. Durrer, 218), daß die politisch revolutionäre Haltung Zwinglis in der Tradition des Vaterhauses und seiner Heimat sich vorgezeichnet findet, so gab, nach v. Muralt, das Elternhaus dem Reformator den Sinn für die Verantwortung, die jeder einzelne dem Gemeinwesen gegenüber hat, auf den Lebensweg (344). Zwingli nahm ein päpstliches Jahrgeld an, um Bücher zu kaufen (345), nicht auch, weil er unter den päpstlich gesinnten Politikern führend gewesen war. Auch der Einfluß, den die politische Gesinnung Zwinglis auf seine Wahl nach Zürich gehabt hat, bleibt gemäß dieser Tendenz natürlich unerwähnt. Kühn scheint uns die Behauptung, daß die Quelle des Christentums (das Evangelium) den Zeitgenossen *völlig neu* gewesen sei (345 f.). Auch sonst fehlt v. Muralt, wenn er von Zwingli redet, das weise Maßhalten im Urteil. Vgl. S. 352: «Die Predigt dieses Mannes, der die *ganze Welt* mit allen ihren Fragen und das ganze Leben des Menschen von einem bestimmten Grundgedanken aus sah und zu durchdringen vermochte, mußte die Bürger Zürichs völlig in ihren Bann ziehen.» Wie paßt dazu das Eingeständnis des Verfassers, für die Einführung des Abendmahls sei nur eine schwache Mehrheit im Großen Rat zustandegekommen (357)? Vgl. ferner S. 354: «Mit klarer Bestimmtheit, überwältigender Freiheit und Sicherheit stellte er an den Anfang den Hauptpunkt des in der Schrift verkündeten Willens Gottes»

usw. Zu diesen übertreibenden Attributiva paßt es nun freilich, wenn v. Muralt lediglich vom Rechtsverhältnis (331), Rechnungssystem der alten Religion spricht (349). Wenn er aber den Rechtfertigungsglauben gegen den Vorwurf, daß die freie Vergebung der Sünden dazu führe, daß wir leichtfertig sündigen, verteidigen zu müssen glaubt und diese Auffassung auf den katholischen Glauben zurückführt (349), so muß v. Muralt doch selbst gestehen, daß die Täuferbewegung, im weiten geschichtlichen Rahmen gesehen, eine ständige Kritik bedeutet « gegen die immer drohende flache Beruhigung, die aus der Rechtfertigungslehre der Reformation hervorgehen konnte » (363). Als völlig unhaltbar muß v. Muralts Behauptung zurückgewiesen werden, daß das Kirchengut wieder seinem ursprünglichen Zwecke, dem Unterricht und der Fürsorge, zugewendet werden sollte (356).

Die Täuferbewegung findet durch v. Muralt im ganzen eine recht gute Darstellung. Zu beherzigen ist folgender Gedanke: « Die Taufe am Gläubigen war auch keineswegs eine Wiedertaufe, wie die Gegner sie sofort bezeichneten, sondern überhaupt erst die richtige wahre Taufe » (359). Daß aber Zwingli anfangs mit den Täufern gemeinsame Sache gemacht hatte, in der Frage der Taufe lange geschwankt und in der Zehntenfrage eine Schwenkung vorgenommen hat, wird nicht gesagt. Die gemeinsame Wurzel des Biblizismus wird nicht genügend betont (358: « Zwingli hatte die Befreiung von der alten Kirche gebracht und den Weg gezeigt, der zur Begründung eines neuen Lebens führte, das Wort der Bibel. Diese Wege begannen *viele* selbständig zu beschreiten. ») Weit stärker wird dagegen der eschatologische Gedanke bei den Täufern hervorgehoben und die Verbindung mit den religiösen Reformbewegungen des Spätmittelalters hergestellt (360). Der Ursprung der Bewegung ist nicht eindeutig festgehalten. (W. Köhler z. B. sagt in seinem Aufsatz über die Zürcher Täufer in der Gedenkschrift zum 400-jährigen Jubiläum der Mennoniten, S. 48: « Mittelalterliche Wurzeln sind auszuschließen. Keine Spur deutet darauf hin. » Vgl. überdies 54 ff.) Dieselben Tendenzen treten hervor, wenn v. Muralt die Hinrichtung von F. Manz auf den Bruch der Urfehde zurückführt und sie nicht als ein Ketzergericht gelten lassen will. Letztlich bleibt die Urteilsbegründung hiefür nicht entscheidend. Anders wird dagegen die Hinrichtung des Untervogts Wirth und seines Sohnes bewertet (362 u. 368). Wenn v. Muralt die Ansicht Zwinglis geltend macht, die Täufer hätten aus der göttlichen Gerechtigkeit ein Gesetz gemacht, das sie zu erfüllen beanspruchten, « und dieser neue Anspruch, vollkommen zu

sein, war ja wieder ein Rückfall in die schlimmste Werkgerechtigkeit » (362), so muß er ja selbst gestehen, « daß Zwingli mehr und mehr die Obrigkeit zur Leitung der Kirche heranzog, das ursprüngliche Gemeindeprinzip zurücktreten ließ und einem obrigkeitlichen Kirchenregimente die Wege öffnete » (363). Daß hier im Protestantismus entscheidende Wandlungen vor sich gingen, die einen Widerspruch zu den anfangs vertretenen Anschauungen bedeuten, läßt z. B. R. Wackernagels Darstellung in seiner Gesch. d. Stadt Basel, III, 519 f. deutlich erkennen.

3. Kap. — Es war gut, daß der Verfasser die Motive der Gegnerschaft der V Orte eigens zu behandeln versuchte ; denn so läßt er das Problem, das sich daran knüpft, stärker hervortreten. Aber wir glauben, daß die unrichtige Einschätzung des Katholizismus durch v. Muralt auch hier sich ausdrückt. Betonung und Herausheben der Motive sind nicht immer glücklich. Er rührt an wichtige Fragen, zu denen die Verhältnisse unter der Geistlichkeit gehören. (Ob sie in allem dieselben wie anderwärts gewesen sind, wäre noch zu untersuchen.) Er vermeint, wohl mit Recht, daß die scharfen Gegensätze der Laien gegen den Klerus nicht wie in den Städten bestanden hätten. Richtig ist auch das Betonen der starken religiösen und politischen Tradition, die gerade in Gegensatz steht zur politischen Vergangenheit Zürichs, des Bewußtseins der religiösen und politischen Einheit und der sofortigen Auffassung der Reformation als einer sozialen Revolution.

Aber daß es beispielsweise so sehr auf die Zahl der Klöster ankam, will uns nicht als wesentlich vorkommen und wie tief die Wirkungen des bernischen Jetzerhandels waren, dürfte noch untersucht werden ; denn die Wirkung deckt sich keineswegs mit der nachträglichen propagandistischen Ausbeutung durch die reformatorische Geschichtschreibung. Nicht wesentlich, wenn auch nicht ganz auszuschließen, ist der Umstand, daß ein Wallfahrtsort wie Einsiedeln wirtschaftliche Bedeutung gehabt hat. Dagegen ist überhaupt keine Erklärung, daß ein Führer für das Neue gefehlt hätte. Darin erblicken wir ja gerade das Bezeichnende für die Ablehnung. An Köpfen hat es in den innern Orten nicht gefehlt. Warum vermochte aber die Reformation unter der Geistlichkeit nicht stärker aufzukommen ? Daß die Regierung allein die Reformation verhindert hat, wie Zwingli und die Reformatoren immer wieder betonen, ist vielleicht *nicht ganz* so unrichtig. Aber beruhte etwa die Ausbreitung der Reformation auf freier Einsicht ? Nicht richtig wäre eben der Schluß, daß sich aus der Haltung der innerschweizerischen Regierung Spannungen mit dem Volke ergeben

hätten. Auch die Masse der Reformierten konnte ja die Führung, die Autorität nicht entbehren. Hätte die innerschweizerische Regierung auf die Autorität verzichtet, so würde ohne Zweifel die Reformation, die *in ihren Anfängen* überall mit dem Freiheitsanspruch auftrat, einen großen Erfolg gehabt haben; denn so sagt ja J. Burckhardt in prägnanter Weise (Ges.-Ausgabe, III, 320): «Die Reformation muß eine ungeheure Anziehungskraft gehabt haben für alle die, welche gerne Etwas nicht mehr müssen.» Dazu gehört nun die weitere Erklärung des Verfassers, daß die Reformation den Eidgenossen gar nicht als eine Erneuerung des ursprünglichen Evangeliums, sondern als lutherische Ketzerei bekannt geworden sei (306). Das setzte voraus, daß dieselben Eidgenossen nicht die Einsicht in die tatsächliche Lage gehabt hätten, sondern gleichsam betrogen oder wenigstens irregeführt worden wären. Richtig ist aber daran nur soviel, daß die innerschweizerischen Obrigkeiten vorab, wie es auch heute zu geschehen pflegt, die Bewegung zuerst nach ihren sofortigen Auswirkungen beurteilt haben. Daher erfolgte die erste scharfe Abwehr in dem Moment, als die politisch, sozial und religiös revolutionierenden Auswirkungen sichtbar wurden. Das geschah, als Zwingli den bei der föderativen Verfassung der Eidgenossenschaft unvergleichlichen Vorteil hatte, seine Position in Zürich gefestigt zu sehen.

Die Badener Disputation ist nach Motiven und Ergebnissen gut dargestellt, dank des Verfassers eigenen Untersuchungen. Daß Zwingli von anderen Voraussetzungen ausging als die Führer der Disputation, ist durchaus richtig. Allein, warum betont der Verfasser in einer irreführenden Weise von der Berner Disputation (378): «Die Disputation war nicht ein Kampf zweier sich nicht mehr verstehender Gegner, sondern beiden Parteien war als Voraussetzung gemeinsam die grundsätzliche religiöse Einstellung und Beurteilung des Menschen und der Welt.» Soviel Gemeinsames hatten doch auch die Gegner von Baden! Und damals gab es überhaupt nichts anderes als die religiöse Einstellung! Wir meinen, was im einen Fall gesagt wird, sollte doch im andern nicht verschwiegen werden. Und wenn Zwinglis Fernbleiben in Baden betont und verteidigt wird, sollte auch hervorgehoben werden, daß bedeutende katholische Führer, wie Joh. Fabri, ausdrücklich eine Beteiligung ablehnten. Aus der Geschichte der Disputation wissen wir auch, daß Berns Regierung seine Geistlichen schon zu Beginn der Disputation zur Erklärung für oder wider die neue Lehre drängte, um so die richtigen taktischen Wege einschlagen zu können. Der

einseitige Propagandacharakter haftet der Berner Disputation nicht minder als dem Badener Glaubensgespräch an. In der Ungleichheit der Darstellung durch den Verfasser beruht eine bewußte oder unbewußte Einseitigkeit.

Es wird auch, nicht allein von v. Muralt, betont, daß durch den Anschluß der IX Orte an den Regensburger Konvent die Verbindung mit Österreich (lies politische !) angebahnt sei. Daß es sich dabei aber *lediglich* um Verteidigung gemeinsamer religiöser Interessen handelte, wird nicht hervorgehoben (373). Für die Beurteilung der Beziehungen zu Österreich ist aber gerade bezeichnend die Haltung Österreichs, die wir aus den Beratungen des geheimen Rates zu Innsbruck von 1529 kennen lernen. (Vgl. L. Weisz, Unbekannte ausländische Quellen zur Geschichte der Kappelerkriege, im Geschichtsfreund, LXXXVI, 1931, 17 ff.) Hier muß eine andere Auffassung Platz greifen.

Nach der Badener Disputation wechseln auf eidgenössischem Boden die Fronten. Die V Orte werden bald in die Defensive gedrängt, die Reformation breitet sich rasch aus. Der Verfasser behandelt diese Ausbreitung nach Städten und Ländern. Dem entsprechen die zwei Grundideen, die er vertritt: Durchbruch der Reformation von den untern Schichten herauf, also mittels einer demokratischen Bewegung, Ausbreitung der Reformation in den Landschaften nach dem Gemeindeprinzip (386, 391). Die erste These ist richtig, aber warum dieser Verlauf so ist, wird nicht ebenso deutlich gesagt. Voraussetzung war hiefür die Duldung der reformatorischen Predigt durch die Obrigkeit. Die Motive für diese Duldung waren die Unsicherheit der Obrigkeit in der Lehre und vielfach auch die Hoffnung, daß beide Glaubensparteien sich im Frieden abfinden würden (so typisch in Basel). Die Regierung hatte aber damit an Autorität verloren. Die reformatorische Predigt aber mußte, weil sie mit dem Freiheitsanspruch auftrat, vornehmlich auf die untern Schichten wirken. So gewann die reformierte Partei, während die Regierung verlor. Die Bewegung endete dann schließlich mit mehr oder weniger Gewalt. Demokratisch war sie nur so lange, als die unbeschränkte Herrschaft der Neuerer nicht zum Durchbruch gelangt war. Später wurde der Druck von oben wenigstens ebenso stark wie früher (vgl. für Basel, 384, noch schärfer bei Wackernagel, l. c. 524). So ergibt sich, daß dieser demokratische Charakter wesentlich taktischer Natur ist, nicht Zweck wird. Und Ähnliches gilt vom Gemeindeprinzip, dessen reale Bedeutung v. Muralt selbst einschränkt. Es entsprang keineswegs, was v. Muralt doch festhält, «der richtigen

Einsicht Zwinglis in die grundsätzliche Freiheit in allen religiösen Dingen», und ebenso unrichtig ist es demgemäß, vom «durchaus modernen Gedanken des Reformators» zu sprechen. Zwingli selbst war frei von diesem Freiheitsgedanken. Er gebrauchte die gemeindeweise Abstimmung (so verstehen wir hier das Gemeindeprinzip) nur als taktisches Mittel. Das zeigt sich überall in der Art der Ausbreitung der Reformation. Ähnliches gilt eben auch von seiner Einsicht in die grundsätzliche Freiheit in allen religiösen Dingen, die er ja selbst im zürcherischen Staat Lügen strafte.

Noch einige Bemerkungen zu diesem Abschnitt. Trotz aller Volksanfragen Berns in seiner Landschaft bleibt doch wahr, daß viele Gemeinden nachträglich trotz Annahme des Mandates noch der Meinung waren, die Messe beibehalten zu dürfen (Th. de Quervain, l. c. 159 ff., sagt das deutlich). Wenn die Obrigkeit *zunächst* keine Gewalt anwendete, so waren da taktische Erwägungen maßgebend. Unrichtig ist und einer beschönigenden Tendenz entspringt die Äußerung des Verfassers, daß die Berner Regierung den Oberländern nach ihrem Aufruhr «im allgemeinen ihre Rechte und Freiheiten belassen hätte (bei Dierauer, III², 117, werden als Strafen der Verlust des eigenen Siegels und der demokratischen Selbstverwaltung genannt!).

Eines wissenschaftlichen Werkes unwürdig ist folgender Satz: «Die Kaufleute waren geschäftlich mit der kapitalkräftigen Kirche verbunden und durch ihre reichen Vergabungen mußte ihnen ja ein Platz im Himmel gesichert sein» (382). Überhaupt erregt hier die Darstellung mehrfach Anstoß, da vielfach die polemische Sprache der Zeit verwendet wird, ohne daß sie als solche genügend gekennzeichnet ist. Wir bedauern das ganz besonders, weil v. Muralt in Wackernagels Darstellung ein Muster gefunden hätte.

4. Kap. Die konfessionelle Eroberungspolitik Zwinglis ist von einem doppelten Programm getragen: der neuen Lehre in den ostschweizerischen Gebieten zum Durchbruch zu verhelfen, d. i. zugleich Schaffung der zürcherischen Hegemonie, und, gestützt auf diese Machtposition, die Vernichtung des alten Glaubens. Für die Beurteilung dieser Politik geht v. Muralt von Zwingli aus. Das ist berechtigt und notwendig für das Verständnis, nicht aber für die Bewertung Zwinglis. Das eigentliche Motiv für die politische Stellungnahme Zwinglis sieht der Verfasser in seinem gewaltigen, optimistischen Glauben, daß alle Völker die Wahrheit Christi anerkennen würden, sobald sie ihnen lauter und klar gepredigt würde (394). Weil aber der Predigt, so meint

v. Muralt, die V Orte Widerstand leisteten, *mußte* Zwingli diesen Widerstand mit Gewalt brechen (v. M. spricht hier offenbar mit und durch Zwingli). Der Verfasser gibt wohl zu, daß Zwingli hiebei vom rein politischen Machtstreben nicht frei gewesen sei. (In der Schilderung des *tatsächlichen* Verlaufs der Ereignisse ist übrigens v. M. durchaus gerecht.) Er gibt zu, daß das christliche Burgrecht auch offensiv gewesen sei (396, vgl. dagegen Dierauer, 133, 137), gesteht auch, daß in der Ostschweiz die Reformation recht eigentlich die Revolution bedeutete und daß die Verwirklichung der Hegemonie in der Ostschweiz zum schweizerischen Bürgerkrieg führen mußte (408, 410). Allein, so müssen wir uns nun allen Ernstes fragen, konnten die V Orte der Forderung Zwinglis nach Freigabe der Predigt stattgeben, da bei Zwingli die Einsicht in die grundsätzliche Freiheit in allen religiösen Dingen nicht mehr existiert ? Ist nicht Burckhardts Bewertung hier am Platze, der sagt : « Es war eine Naivetät von Zwingli, im Land Zürich mit der größten Schärfe keine Messe mehr zu dulden, von den V Orten aber in ihren eigenen Gebieten Toleranz für das « Wort Gottes » zu verlangen. Das zeigt, daß der Metaphysiker den Staatsmann mitriß » (Ges.-Ausgabe, III, 333). Es ist nicht so, daß die V Orte in diesen Jahren (1528 29) an sich die Möglichkeit gehabt hätten, den reformierten Glauben zu vernichten. Seit Berns Übertritt befanden sie sich in der gefährdetesten Lage. Aus den realen Verhältnissen heraus hätten sie sich vielleicht mit der Gewährleistung ihrer Autonomie zufrieden gegeben, so wie sie schließlich 1531 den reformierten Besitzstand in den Orten anerkannt hatten. Aber Zwingli hatte zum *Vornherein* religiös durch die politische Revolutionierung siegen wollen und hat die Rechte der V Orte untergraben. Daher besagt es wenig, wenn v. Muralt darauf hinweist (399), daß die Haltung der Ostschweizer selbst bewies, daß sie die Reformation wollten ! Würden die V Orte daher in ihrem Gebiet die Predigt geduldet haben, wie Zwingli es forderte, hätten sie die politische Revolutionierung mit in Kauf nehmen müssen. Daher mußten die V Orte den Verzweiflungskampf wagen. Er bedeutete wirklich Sein oder Nichtsein (414). Berns Haltung durchkreuzte Zwinglis Pläne. Aber es handelt sich auch darum, die Motive zu kennen. Bern hatte schon den V Orten ein gewaltsames Vorgehen gegen Zürich verwehrt. Eine bittere Ironie war es für Zwingli, daß Bern sich dieses Mal gegen ihn wendete, als er denselben Weg beschreiten wollte. Warum das ? v. Muralt hat das Verdienst, die bernische Westpolitik in ihren Zusammenhängen deutlicher herausgearbeitet zu haben, aber er über-

spitzt seine These stark. Daß Bern den «hessischen Verstand» ablehnte, war nach ihm (405) in der Westpolitik Berns begründet. Aber Bern rechtfertigte diese Haltung mit den Worten: es könne dem Worte Gottes keineswegs förderlich sein, sich für einen so fernen Bundesgenossen mit einem Nachbarn schlagen zu müssen, mit dem man lieber im Frieden leben würde. Auch sei das Volk gegenwärtig gar nicht in der Stimmung, Krieg zu führen (vgl. Th. de Quervain, 250). Wir haben keinen Grund, den Sinn dieser Worte anders zu deuten.

Auch das protestantische Bern lehnt den Bürgerkrieg ab und hält immer noch an der Autonomie der Kantone in Glaubensfragen fest. Um diese Stellungnahme zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß Bern mit den Waldstätten, deren Bauern mit denen der Berner Landschaft wesensverwandt waren, ganz anders als Zürich rechnen mußte. In der Tat erweist sich dieser Umstand als entscheidend. Aus kürzlich veröffentlichten Quellen (vgl. L. Weiß, Unbekannte ausländische Quellen, l. c. 16) erfahren wir von den Absichten der V Orte sehr Wichtiges. In ihrer Eingabe an Österreich um ein Bündnis betonten sie, wie aus dem Protokoll der österreichischen Räte vom 12. Januar 1529 hervorgeht, folgendes: «So verr sy aber nyndert hylf und beystandt finden, sonder verlassen werden, wollen sy sich doch der khetzereien weren, so lang sy mögen und so sich vor der andern gewalt nit enthalten mögen, sich alsdann und zuo letst an den gemainen man slagen, der lust hab, weder zins, zehenten, noch gülten ze geben und dardurch den andern tayl sein fürnemen dermaßen verweren, das inen dannocht ir handlung zuo knainem guten erschießen solle.» Die V Orte hatten von Zwingli gelernt! Das war die Sprache des aus der Verzweiflung geborenen Willens, in den reformierten, religiös in sich noch nicht gefestigten Orten die von Zwingli angewandte Taktik gegen die reformierten Regierungen zu kehren. Der Oberländer Aufruhr vom Oktober 1528 war das Signal der Warnung an Bern. Bern hatte die Warnung verstanden. Für die V Orte war der Erfolg der Aktion der Unterwaldner ein ganz bedeutender. Bern rückte seit dieser Zeit offen von der Offensivpolitik Zürichs ab. Um seine bäuerliche Landschaft nicht dem drohenden Aufstand auszuliefern, mußte es die Autonomie der Orte hochhalten und Zwinglis Pläne ablehnen. Hier erst werden die weittragenden Folgen der widerrechtlichen Eroberungspolitik Zürichs in der Ostschweiz recht sichtbar. Für Bern bedeutete in diesen entscheidenden Tagen seine Haltung nicht bloß Wahrung des Staatsinteresses, sondern zugleich auch des konfessionell Gewonnenen.

Es war bei einer konsequenten Durchführung der zwinglischen Politik, angesichts der Taktik der V Orte, gar nicht abzusehen, ob nicht auch die kaum erreichte Reformation, zum mindesten im bernischen Staat, das Opfer des politischen Umsturzes würde. Es besteht daher in Bern kein Gegensatz des konfessionellen und politischen Interesses. Zeugnis für die richtige Einsicht Berns sind Basels und Schaffhausens gleichzeitige Haltung, die mit Berns Stellungnahme wesentlich übereinstimmte. Wir glauben, daß daher die bernische Politik nicht auf *spezielle* Interessen zurückgeführt werden darf (v. M., 418) und ebenso reicht die Erklärung nicht mehr aus, daß Bern die politische Führung gegenüber Zürich nicht aus der Hand geben wollte. Gewiß war dann die Verhängung der Proviantsperre eine unglückliche Halbheit (411), aber dieser verhängnisvolle Kompromiß war für Bern das Äußerste der Konzessionen an den drängenden und stürmenden Zwingli. Der Verlauf des Krieges hat dann auch Berns Einsicht in die Gefahren Recht gegeben. Die religiöse Bindung seiner Untertanen war noch nicht stark genug gewesen, um die politische Bindung an die Innerschweiz, die im Bewußtsein der Landschaft noch zu tief verankert war, auch nur auszugleichen. Den Widerspruch zwischen dem neuen Glauben und der Gewaltpolitik Zürichs empfand das Volk, und die Regierung von Bern wollte ihm ausweichen. Dieser Widerspruch hat Zürich in seiner Politik isoliert, ist, menschlich gesehen, der tiefste Grund für das Scheitern der Pläne Zwinglis gewesen.

Es geht daher nicht an, den Politiker Zwingli von seinem Glauben aus zu rechtfertigen. Der Politiker und Reformator Zwingli widersprechen sich und sind doch eins gewesen. Wenn v. M. von Zwingli sagt: «Er *wußte*, daß nicht der Zwang des Schwertes in den Herzen der Menschen den Glauben wecken konnte» (412), so hatten hervorragende protestantische Zeitgenossen das Empfinden, daß er nicht danach *handelte*. Dafür legt der edle Bonifaz Amerbach in seinem zu wenig beachteten Urteil über Zwingli an Thomas Blaurer Zeugnis ab. (Vgl. übrigens bei v. M., 413 f., das Urteil von Hans Edlibach.) Zwingli ist ein guter Mensch gewesen, so glaube ich, aber er hat, wie mir scheint, in der Förderung von Christi Sache auch etwas Eigennutz mitverfolgt, schreibt Amerbach. Und er frägt sich, warum Zwingli im friedlichen Evangelium die Gewalt erstrebte, warum er nicht bloß die Leute der gemeinen Herrschaften, sondern auch die Weesener, Toggenburger und die Zürich fremden Untertanen dazu trieb, über ihre Herren die Kornsperre zu verhängen. Hat nicht auch Paulus gewollt, daß den Heiden

Steuern, Abgaben, Ehre und das übrige erwiesen werden? (Latein. Text bei Tr. Schieß, Briefwechsel der Brüder Ambr. und Th. Blaurer, I, 325, Brief v. 13. Febr. 1532). Und Amerbach beschließt sein Urteil mit den Worten: Ich schreibe dies, um meine Ansicht, die ich nicht aussprechen darf, anzudeuten. Für die Ausbreitung des Evangeliums kenne ich nur den Weg, auf dem Christus uns vorangegangen ist. Wenn wir ihm in Worten und Werken mit gegenseitiger Liebe und reinem Lebenswandel nacheifern, haben wir schon gesiegt. Das ist die einzige Art der Kriegführung, durch welche das Evangelium an Gebiet gewinnt, und dabei ist keine Feigheit, kein Abfall zu befürchten (deutscher Text bei Schieß, l. c., vgl. auch den Brief von Th. Blaurer an Bonifaz Amerbach). Das ist ein Urteil, dem wir durchaus beipflichten. Wie man sieht, läßt sich die Kluft zwischen Glauben und Recht bei Zwingli nicht schließen. Glauben steht bei Zwingli wider Recht auch für den, der seines Glaubens ist.

Mit dem Abschluß der Darstellung der zwinglischen Politik wird v. Muralt offensichtlich freier und daher gerechter. Das 5. Kapitel stellt die Lage der reformierten Kirchen in der Schweiz nach Zwinglis Tod dar. Der Verfasser erörtert hier auch das Verhältnis von Kirche und Staat in den reformierten Kantonen und die Bekenntnisbildung, wobei die Systematik glücklich hervortritt. Heben wir noch hervor, daß hier nun der Verfasser offen gesteht (423 f.): «Im *Prinzip* ist die Freiheit des wahren religiösen Lebens erkannt und gewährleistet und der Keim zur Befreiung der Kirche vom Staate gelegt. In der *Praxis* trat in allen Kirchen das obrigkeitliche Kirchenregiment durchaus in den Vordergrund» (Kursives von uns). Auch die Darstellung der Reformation in der Westschweiz (6. Kap.) kann uns befriedigen. Doch müssen wir auf die apologetisch gefärbte Beurteilung der Hinrichtung Servets in Genf hinweisen und betonen, daß uns nicht klar ist, wieso just das Bußsakrament der katholischen Kirche der Gewissensfreiheit im Wege stehen soll (448). Nach Schilderung des Kampfes der konfessionellen Parteien nach 1531 (7. Kap.) behandelt v. Muralt die katholische Reformation in der Schweiz. Hier befleißigt sich v. Muralt einer großen Objektivität, was gerne anerkannt werden soll. Er konnte sich dabei freilich auf tüchtige katholische Forschungen stützen. Wo er sich selbständig zu bewegen versucht, passieren ihm aber sehr schlimme Dinge, was sich in den folgenden Äußerungen zeigt (478): «Sie waren [die führenden Männer der Reform nämlich] überzeugt, daß die Kirche Gottes sichtbare Gestalt annehmen könne und müsse und daß die sichtbaren Einrichtungen der Kirche gerade so von Gott

eingesetzt seien wie sie im *kanonischen Recht* und in den *Traditionen* der römisch-katholischen Kirche überliefert waren. Darin liegt doch wohl die Stärke des katholischen Gedankens und allerdings auch seine *dämonische Gefahr*, daß er mit dem Anspruche auftritt, im vollsten Sinne des Wortes göttliche Lehre, göttliche Einrichtung und *göttliche* Dinge in den *Kultusgegenständen* zu haben usw.» v. Muralt fehlt offensichtlich die elementare Kenntnis des Unterschiedes zwischen jus divinum und jus humanum ecclesiasticum. Genügt das Angeführte nicht, um zu zeigen, daß bei v. Muralt die vulgär-protestantische Auffassung des Katholizismus immer wieder durchbricht? Umsomehr ist dies zu bedauern, als infolge des Verzichts auf jegliche Anmerkungen niemand erkennen kann, woher v. Muralt seine Anschauungen schöpft. Eine Quelle des Irrtums ist aber sicher die, daß er katholische Anschauungen nicht dort kennen zu lernen sucht, wo er es *auch* tun sollte: in katholischen Werken. Damit hängt zusammen, daß er seine Auffassungen allzu einseitig von Zwingli her gewinnt. Wir dürfen wohl darauf hinweisen, daß W. Köhler in seinem vor bald 30 Jahren erschienenen Referat: «Katholizismus und Reformation», Gießen 1905, 45 ff., betont: «Die protestantische Kirchengeschichtsschreibung muß sich hüten, das Mittelalter im Lichte Luther'scher Geschichtsbetrachtung zu sehen. Denn diese ist einseitig.» Diese Mahnung darf im gleichen Sinn an jene gerichtet werden, die von der zwinglischen Geschichtsbetrachtung ausgehen. Das eben genannte Büchlein von W. Köhler hätte übrigens, beispielsweise, v. Muralt wesentlich Richtigeres über den Katholizismus, wie er in der Geschichte steht, vermitteln können, wenngleich es bald 30 Jahre alt ist.

Damit dürfen wir diese ausführliche Besprechung abschließen. Es ist in vielem eine Auseinandersetzung geworden. Wir haben diese innerlich als notwendig empfunden. Auch wir gehen von der Liebe zur Wahrheit aus. Wir sind der Meinung, daß gegenseitige Überprüfung solcher Darstellungen einer delikaten Epoche wie der Reformation wohltut und nur nützen kann, wenn man in Ruhe zu hören vermag. Die Darstellung v. Muralts vermittelt vieles Gute, aber sie deutet auf Gefahren, die man nicht übersehen darf, die auch uns bedrohen können. Wir sind so ausführlich geworden, weil wir gerade für derartige allgemeinere und zusammenfassende Werke die Verantwortung des Autors für besonders groß halten, größer als bei untersuchenden Darstellungen: denn die Lesergemeinde ist weiter und eine anders geartete. Auch darin liegt eine Lehre, für die wir v. Muralt danken.

Nuntius Ladislaus d'Aquino, die Ambassadoren und die Neugläubigen; sein Verhältnis zum Welt- und Ordensklerus.

(Vorbemerkungen zu einer Ausgabe seiner Berichte. III.)

Von Prof. Dr. Hans FŒRSTER.

Gewissenhaft unterrichtet der Nuntius Graf d'Aquino über die Scheidung der Schweizer Kantone nach katholischen, protestantischen und konfessionell gemischten, nach aristokratisch und demokratisch regierten, nach Amtsbezeichnung und -dauer ihrer Leiter. Mit diesen und anderen Dingen berührt er Unterschiede, die er zum größten Teile der Literatur entnommen hat. Aber er geht tiefer, er sieht auch Gegensätze von solcher Schärfe und Bedeutung, daß er die Uneinigkeit der Schweizer als ihre Hauptschwäche dem Porfirio Feliciano in seiner Information an erster Stelle berichtet. Auch innerhalb der katholischen Kantone ist die alte Freundschaft und Einmütigkeit dahingeschwunden. Und es handelt sich hier nicht etwa lediglich um die Parteiung nach französisch und spanisch Gesinnten, nicht etwa nur um ausländische Geldzuweisungen; vielmehr sind auch mancherlei andere Interessengegensätze die Totengräber der alten Eintracht gewesen. So erblickt Uri seinen Nebenbuhler in Luzern, dessen Vorrangstellung angeblich Uris Scheelsucht erweckt, und dem es oft genug unsachlich, nur aus dieser Eifersucht heraus, entgegentritt. Stehen Schwyz und Unterwalden dabei auf seiner Seite, so bilden Freiburg, Solothurn und dann noch Zug die Gruppe, die sich um Luzern schart. Zug selber ist aber wieder in sich tief gespalten infolge des Gegensatzes zwischen Stadt und Land. Dieser ließ gewaltsame Entladungen befürchten und machte ein häufiges Eingreifen der anderen Kantone erforderlich, ja er legte sogar eine Teilung des kleinen Landes nach der Art von Unterwalden oder Appenzell nahe. Für den Nuntius insbesondere hat die starke Inanspruchnahme der Zuger mit inneren Häkeleien noch die Folge gehabt, daß er nicht recht warm mit ihnen werden konnte. Die wenig zahlreichen geschäftlichen Berührungspunkte reichten nicht aus, um das gleiche Verhältnis wie zu den anderen Kantonen herzustellen.

Und was bezüglich der Uneinigkeit für Zug gilt, trifft mehr oder weniger für jeden der katholischen Kantone zu: überall öffentliche und private Zwistigkeiten als Störer des früheren Zusammenhalts. Das aber ist für diese Kantone um so schlimmer, als angeblich die protestantischen, unbeschadet des fortlebenden Rufes der kriegerischen Überlegenheit der Katholiken, ihnen ums Doppelte nicht nur an Menschenzahl und an finanzieller Kraft, sondern auch an gelehrten, erfahrenen, verständigen und geschäftsgewandten Köpfen überlegen sind.

Angesichts des Schadens, der aus solchen Zuständen zu erwachsen droht, sieht der Nuntius in einer bald anzusetzenden Tagung, der ganz allein die Wiederherstellung des alten brüderlichen Freundschaftsverhältnisses obliegen soll, das einzige Heilmittel. Aber wie oft auch d'Aquino einen dahin gehenden Vorschlag gemacht hat, wie großen Beifall er auch damit geerntet hat, es ist doch alles beim alten geblieben.

Dieser mannigfach unterhöhlte Boden konnte schon an sich der Betätigung des päpstlichen Vertreters ausreichende Schwierigkeiten bieten. Dazu aber kam, daß er keineswegs allein das gefährliche Feld zu beackern hatte, sondern die Tätigkeit der Gesandten von Frankreich, Savoyen und Spanien in Rechnung stellen mußte. Aus der Tatsache, daß diese drei Länder ständige Gesandten bei der Schweiz und Frankreich noch einen eigenen bei den Graubündnern unterhalten, geht ihm zur Genüge die Wichtigkeit hervor, welche die Schweiz als Paßstaat und als Werbeplatz für die auswärtigen Mächte besaß, um so deutlicher, als sie selber umgekehrt keine stehenden Gesandtschaften bei diesen unterhielt. Mit den Zielen und der Gesinnung dieser Mitgesandten bezw. ihrer Hintermänner und Gefolgsleute muß der Nuntius sich natürlich auseinandersetzen, um zu dem zweckmäßigsten Verhalten ihnen gegenüber zu kommen. Liegt indessen der Grund für die Entsendung des päpstlichen Vertreters in die Schweiz klar zu Tage, so sind die von den weltlichen Fürsten bei der Bestellung ihrer Gesandten verfolgten Zwecke als Staatsgeheimnisse nicht sämtlich so ohne weiteres ersichtlich. Was Ladislaus an Gründen für die Pflege guter Beziehungen zwischen Savoyen, Spanien und Frankreich auf der einen und der Eidgenossenschaft auf der anderen Seite angibt, enthüllt solche Staatsgeheimnisse nicht, sondern spinnt nur die Bedeutung der Schweiz für die genannten Staaten auf Grund ihrer Lage zwischen Italien, Burgund, Frankreich und Deutschland weiter aus, sowie ihre Wichtigkeit als Werbeplatz. So wird als Ziel der französischen Politik von ihm angeführt: Erhaltung der Freundschaft mit der kriegerisch tüchtigen

und überlegenen Nation, Werbemöglichkeit mit dem Nebenzwecke der Entwaffnung der eigenen Untertanen oder ihrer Beschränkung auf den Reiterdienst, sowie Einschüchterung der Vasallen, dazu die Offenhaltung der Pässe und nicht zuletzt Schwächung des wilden Grenznachbarn durch Parteiung.[1] Der allerchristlichste König, dessen Bündnispolitik in der Schweiz keineswegs durch konfessionelle Scheu beengt wird, läßt sich diese jährlich seine 100 000 Skudi kosten, von denen nur der geringere Teil den Katholiken zufällt. Als ein feiner Schachzug der französischen Politik erscheint es dem Nuntius, daß die französische Krone in jedem Kanton zahlreichen Einzelpersonen hohe Summen für geleistete Kriegsdienste schuldig blieb. Denn diese Art Gläubiger, die stets in der Hoffnung auf die spätere Befriedigung ihrer Ansprüche erhalten werden, darf es ja nicht wagen, die Partei zu wechseln, da sie dann unweigerlich ihrer Forderung verlustig gehen würde. Somit kann Frankreich seine Parteigänger ungleich fester an die Zügel nehmen als Spanien, welches immer pünktlich und reichlich bezahle.

Daß Spanien seinerseits sich die Freundschaft mit den Eidgenossen große Pensionen und eine Gesandtschaft kosten läßt, beruht darauf, daß es die Schweiz unmöglich den Franzosen als Einflußgebiet und Rekrutierungsquelle kampflos überlassen kann. Sodann aber bringt auch der Unterhalt eines spanischen Gesandten — im Gegensatze zu Frankreich nur bei den katholischen Kantonen — ein Trennungsmoment für die Eidgenossen selber mit sich, weshalb sie sich schwerlich zu einem geschlossenen Angriffe auf das in spanischen Händen befindliche Herzogtum Mailand aufraffen. Dazu kommt natürlich die Lage der Schweiz zwischen Mailand und Burgund, überhaupt zwischen Italien, Frankreich und Deutschland in Betracht, um ihr militär- und handelspolitisch für die Spanier die gleiche Bedeutung zu verleihen wie für die Franzosen.

Hochschätzung der schweizerischen Kriegstüchtigkeit, die gefährliche Nachbarschaft der großen Mächte, Ansprüche auf Wallis und auf Genf lassen in gleicher Weise dem Herzog von Savoyen die Freundschaft der Eidgenossen wertvoll erscheinen. Er rechnet für den Fall der gewaltsamen Geltendmachung seiner Ansprüche auf die genannten Gebiete, vielleicht auf die Hilfe, wenigstens mit der Neutralität der

[1] Über die alten Beziehungen der Eidgenossen zu Frankreich und seinen Gegenspielern informiert: *Edouard Rott*, Henri IV, les Suisses et la Haute-Italie. La lutte pour les Alpes (1598–1610). Paris 1882. Livre I, chap. III: Les anciennes alliances franco-suisses et le « renouvellement » de 1602, p. 141-200.

katholischen Kantone. Nach der Versicherung des Nuntius wendet der König von Spanien im Interesse des Herzogs von Savoyen jährlich außer seinen eigenen Geldspenden noch etwa 10-12 000 Skudi auf. Die eigenen Zahlungen des Königs beziffert d'Aquino auf jährlich 45 000 Skudi, von denen die Kantone je 1500 insgesamt erhalten, während der Rest teils öffentlich, teils insgeheim an Einzelpersonen verteilt werde.[1]

Ladislaus d'Aquino hatte schon bald merken müssen, daß er mit den Gesandten Savoyens und Spaniens zu Luzern ein bedeutend leichteres Arbeiten hatte als mit den französischen zu Solothurn und Chur. Die Freundschaft mit jenen hätte vielleicht an sich die Unzugänglichkeit der Ambassadoren des allerchristlichsten Königs erträglich machen können. Aber es war doch nicht so ohne weiteres auf diese zu verzichten, trotz des Rates und der Hilfe der Gesandten zu Luzern. Denn der Arm der Franzosen reichte weiter als der Einfluß ihrer Gegenspieler, da, wie gesagt, Spanien und Savoyen lediglich zu den katholischen Kantonen gesandtschaftliche Beziehungen unterhielten. Bei einer Anlehnung bloß an die Vertreter des katholischen Königs und des Herzogs von Savoyen hätte der Nuntius manche unumgänglich notwendige Verbindung mit dem Wallis und den Graubündnern von vorneherein aufgeben müssen. Auf der anderen Seite aber lehnt der Nuntius es auch strikte ab, sich unter Vernachlässigung der übrigen Gesandten den Franzosen allein in die Arme zu werfen. Ihm sind strikte Neutralität und allseitige Freundschaft Leitsterne für die Pflege seiner Beziehungen zu den Vertretern der Mächte, so schwer ihm auch dieses Ziel zu erreichen scheint. Und das mit Recht.

Denn wieviel der Nuntius sich auch auf seine Erkenntnis des richtigen Verhaltens zwischen den Parteien, der französischen und der spanischen, ihren Führern und Anhängern, zugute tut, wie oft er auch die Notwendigkeit betont, jedem Verdachte aus dem Wege zu gehen, als betreibe er irgend etwas anderes als die Förderung religiöser Angelegenheiten, mit wie großer Selbstgefälligkeit er auch ausführt,

[1] Über die Notwendigkeit des Söldnerwesens für die Schweiz, über den Charakter des Pensionswesens und über die Stellung der fremden Gesandten zu Schweizern und Schweizer Dingen, vgl. *Richard Feller*, Ritter Melchior Lussy von Unterwalden, seine Beziehungen zu Italien und sein Anteil an der Gegenreformation. Bd. 1: Allgemeines Verhältnis zum Ausland, S. 1-23. — Als Ausnahmeerscheinung rühmt der Nuntius, daß die Appenzeller keine Einzelpensionen von dem spanischen Könige annehmen, sondern die ganze jährlich eingehende Summe von 1000 Skudi in den Staatsschatz legen.

daß er diesen Grundsätzen entsprechend gehandelt habe — so hat man ihn doch trotz seines von ihm behaupteten vorsichtigen Betragens zu Rom angeschwärzt, er beabsichtige, Unruhe ins Land zu bringen.

Schon in seiner Nachbarschaft, am Verhalten der Solothurner, mußte der Nuntius erfahren, wie stark der Einfluß war, der von der persönlichen Einstellung und der politischen Tätigkeit des französischen Gesandten in der Schweiz auf die Eidgenossen ausging. Denn wie aus andern Gründen zu den Zugern, so konnte der päpstliche Vertreter auch zu den Solothurnern nicht in ein vertrauteres Verhältnis gelangen. Dabei schätzte er persönlich die Solothurner hoch ein. Er spendet ihnen ein Lob, das in seinem Munde viel besagen will; er stellt nämlich fest, daß diese gebildeten Leute lebten wie die Freiburger. Und Freiburg, wofür er eine ausgesprochene Vorliebe hat, ist ihm „ein nobilissimo cantone", trefflich regiert, ohne Furcht vor den Bernern, die ihn rings einschließen. Die Stadt selber findet er sehr schön; ihre Einwohner sind gebildeter als die übrigen Schweizer, sie leben in Gesittung und Glanz, und es fehlt ihnen weder an Mannschaft noch an Geld, noch an Waffen. Stellt die Beurteilung der Solothurner durch den Nuntius diese auf eine ähnliche Stufe wie die Freiburger, so sind umgekehrt die Solothurner auch ihrerseits dem Gesandten des Papstes durchaus zugeneigt. Denn bei jeder Gelegenheit haben sie ihm persönlich ihr Vertrauen bewiesen, sind ihn um seine Hilfe in ihren Angelegenheiten angegangen und haben sich allen Anordnungen gefügt, die er dem Lausanner Generalvikar a Pascua bezüglich der so lange unterlassenen Visitation gegeben hatte.[1] Aber trotz des wechselseitigen Entgegenkommens und der gegenseitigen Hochschätzung ist es dem Grafen d'Aquino ebensowenig wie seinen Vorgängern in der Nuntiatur gelungen, mit *Einzel*personen zu Solothurn in ein für sein Arbeiten wichtiges und notwendiges engeres persönliches Verhältnis zu kommen. Der Grund dafür war, wie der Nuntius inne wurde, einfach der, daß die Solothurner in ihrem Verhalten der Gesinnung des französischen Gesandten stark Rechnung trugen, dessen kostspielige Hofhaltung wirtschaftlich natürlich von der größten Wichtigkeit für ihre Stadt war.

[1] Die Bereitwilligkeit Solothurns hinsichtlich der bischöflichen Visitation geht auch aus den dortigen Ratsprotokollen (1615, Dezember 2, fol. 490 und 1615, Dezember 7, fol. 498) hervor.

Vgl. *L. R. Schmidlin*, Akten zur kirchlichen (Gegen-)Reformation im Kanton Solothurn zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. In dieser Zeitschrift, IV, 1910, S. 128 f.

Und dieser Gesandte stand mit Recht im Rufe, daß er die Nuntien nicht gerne sehe.[1]

So mußte Ladislaus es erleben, daß der ihm meist sehr stark entgegenarbeitende französische Einfluß gerade diejenigen Städte der Eidgenossenschaft beherrschte, die er noch am höchsten einschätzte: Freiburg und Solothurn. Aber war es in Freiburg durch die sprachlichen und nachbarlichen Verhältnisse des auf der Grenzscheide zwischen Deutsch und Welsch gelegenen Kantons von selber gegeben, daß hier die französische Partei im Gegensatze zu der spanischen besonders stark war, so herrschte in Solothurn der französische Einfluß mit noch größerer Ausschließlichkeit. Er hatte den spanischen fast völlig ausgeschaltet; von einer spanischen Partei oder einem spanischen Bündnisse ist keine Rede; wenn auch insgeheim einiges Einverständnis mit den Spaniern vorhanden ist, so ist das ohne Bedeutung. Denn im allgemeinen ist hier, trotz manchen Unbehagens, alles französisch gesinnt. Unbehagen mit den Franzosen, ihren diplomatischen Vertretern und ihren Parteigängern durchzieht auch wie ein roter Faden die Berichte des Ladislaus d'Aquino selber, zumal seine vertraulichere Information für Porfirio. Hier sagt er es offen heraus, daß sich die französische Partei den Nuntien gegenüber wenig freundlich gesinnt gezeigt habe. Er aber war klug genug, sie nicht von sich zu stoßen, sondern ging den vorsichtigeren Weg, durch Geschenke und Gunstbeweise ihre Häupter, von denen er sich Nutzen versprach, für sich zu gewinnen. Das gelang ihm an seinem Sitze Luzern mit dem Schultheißen Ludwig Schürpf und Christoph Feer, dem Haupte der dortigen Franzosenfreunde. In Uri gewann er das Wohlwollen des Landammanns Gideon Stricker und der ganzen Sippe Troger auf diese Weise. Um ein wichtiges Glied dieses Geschlechtes noch enger an sich zu fesseln, zog der Nuntius dessen Ernennung zum päpstlichen Ritter in Erwägung. Wenn er auch im allgemeinen für Sparsamkeit insbesondere bezüglich dieser Gunsterweisung eintritt, so erscheint sie ihm im vorliegenden Falle doch direkt erforderlich, da er die gleiche Würde schon dem Schultheißen Helmlin von der spanischen Partei

[1] « Eustache de Refuge ... war ein entschiedener Anhänger des neuen Glaubens. Das Vertrauen auf Refuge verleitete die Protestanten zu übermütigen Herausforderungen gegenüber den Katholiken. Namentlich suchten sie die Kapuziner in Mißachtung zu bringen, ja verstiegen sich zu Drohungen gegen ihr Leben. » *Seb. Grüter*, Der Anteil ..., S. 163 ff. — Eustache de Refuge war ordentlicher Gesandter in der Schweiz vom Anfang Mai 1607 bis Anfang September 1611.

verschafft hat und er sich unbedingt als neutral zwischen den beiden Gruppen der französisch und der spanisch Gesinnten erweisen möchte.

Selbstverständlich erkennt der kluge Nuntius es als unabweisbar notwendig für die Erfüllung seiner Aufgaben an, mit den französischen Gesandten selber gute Freundschaft zu halten. »Denn sie vermögen viel und halten mit goldenen Ketten den Willen des ganzen Volkes gebunden.«

Mehrfach kommt begreiflicherweise in den Berichten d'Aquinos ein gewisses Gefühl der Erleichterung über das Ende der Regierung Heinrichs IV. zum Ausdruck, freilich vorsichtig eingekleidet. So glaubt er feststellen zu können, daß man in der Schweiz trotz der Stärke der französischen Partei den Tod des Königs im Stillen als ein wahres Gottesgericht angesehen hat. Nach seiner Behauptung kam er den eigenen schweizerischen Parteigängern Frankreichs durchaus nicht ungelegen, da man Heinrich als einen schlimmen Unruhestifter fürchtete und klar erkannte, daß er die protestantischen Kantone weit mehr begünstigte als die Katholiken.[1]

Hoch befriedigt stellte Ladislaus d'Aquino weiter fest, daß die konfessionellen Grundsätze der Regierung der Regentin Maria Medici in bewußtem Gegensatze zu denen des ermordeten Heinrichs IV. standen. Diesen glücklichen Umstand suchte er durch persönliche Einwirkung auf den französischen Gesandten auszunutzen, sowie mittels des Kardinalpatrons und durch den Pariser Nuntius. Seine Freude über diesen Umschwung in der französischen Politik war sehr berechtigt angesichts der vielen Hemmungen, die diese seinem Wirken bereitet hatte. Weit mehr als in allen übrigen Teilen seines Nuntiatursprengels hatte er zumal im Wallis und in Graubünden den Widerstand der Franzosen gegen seine Bemühungen erfahren müssen. Hatte nämlich die Ausführung des Freiburger Vertrages vom Jahre 1533 zwischen den sieben katholischen Kantonen und dem Sittener Bischofe Adrian unter dem mangelnden Eifer der Schweizer gelitten, so fanden im Gegensatze dazu die Walliser Protestanten in der jüngsten Zeit nicht nur bei den Bernern ihren Rückhalt, sondern, solange Heinrich IV. lebte, auch

[1] Vgl. *Edouard Rott*, Histoire de la représentation diplomatique ..., III. Bd., p. 9: «Au siège de l'ambassade, dans les Etats évangéliques, à Genève ... les manifestations du regret populaire furent infiniment plus spontanées, plus sincères que dans la Suisse primitive, dont les cantons venaient d'accorder une levée au gouverneur de Milan; ebd., p. 10: Toutefois, en aucun lieu, peut-être, l'impression produite par le fatal événement ne fut aussi vive qu'à Coire et dans les hautes vallées rhétiennes.»

bei dessen Schweizer Gesandten. Der Nuntius bezeichnet es geradezu als ein Charakteristikum der französischen Politik, daß sie die Protestanten stets hegen, die Katholiken hingegen unterdrücken oder gar ausrotten wolle: «ich weiß nicht, aus welcher falschen Staatsräson heraus.»[1] Brachten die Walliser schon anderen fremden Beeinflussungsversuchen starken Argwohn entgegen, dann waren ihnen Boten und Briefe des Nuntius noch über das gewöhnliche Maß hinaus verdächtig. Dieses Hemmnis einer gedeihlichen Wirksamkeit war auf die Tätigkeit der französischen Gesandten zurückzuführen. Denn diese hatten nach Angabe d'Aquinos zur Zeit der Nuntiatur des Bischofs von Veglia[2] ausgestreut, die Nuntien betrieben unter dem Deckmantel ihrer geistlichen Aufgaben ein Einverständnis mit Spanien und führten weltliche Geschäfte aus. Angaben, denen der Glaube keineswegs versagt wurde, und das nicht allein während der Zeit, in der sie verbreitet wurden, sondern auch noch während der Amtsperiode des Ladislaus. Zu seinem Leidwesen sah dieser keine Möglichkeit, die Betörten von dem wahren Sachverhalte zu überzeugen. Das einzige Mittel dazu wäre, daß die Stelle, die das Unheil angerichtet hat, die französische Gesandtschaft, sich auch bemühe, den Schaden wieder gut zu machen, das gestörte Vertrauen wieder herzustellen und mit zum Heile des Landes zu arbeiten. In der Lage dazu wäre nach der Ansicht unseres Nuntius der französische Gesandte sehr wohl. Er braucht nur zu wollen, und binnen kurzem ist das Land wieder katholisch: soweit geht die Macht, die auf den Pensionen beruht.

Den stärksten Eindruck von dem Widerstreite der Mächte und der Parteien bekam der Nuntius aber durch den Kampf um die Vorherrschaft in dem von den wildesten Stürmen heimgesuchten Graubünden. Hier wiederholte sich im Kleinen, was von dem Nuntiaturbezirke im allgemeinen zu sagen war. Wichtig als Paßland und als Soldatenreservoir, war das unglückliche Gebiet in sich außerordentlich zerrissen in heißer Parteileidenschaft, ein Tummelplatz politischer Intrigen der Franzosen und Spanier und nicht zuletzt der Venetianer. In dem Vorkämpfer der spanischen Interessen, dem Grafen Fuentes, dem Soldaten aus der Schule Farneses, einem Manne von hoher militärischer und staatsmännischer Begabung, von rücksichtsloser Entschlossenheit, von felsenfestem Monarchismus und Katholizismus, hatte d'Aquino

[1] Über die Haltung der französischen Gesandten hier, vgl. *Rott*, a. a. O. S. 600 f.

[2] Johannes della Torre.

einen überaus wertvollen Bundesgenossen und Helfer auf diesem Kampfplatze.[1] Freilich hatte der strenge Spanier hier einen unverächtlichen Widerpart in der Person des Gesandten der französischen Krone bei den Graubündnern, in Karl Paschal.[2] Darin, daß dieser gallige und hochfahrende Mann den Churer Bischof für einen Spanierfreund und damit für einen Feind der Franzosen hielt, erblickte Ladislaus die Wurzel der großen Schwierigkeiten dieses Prälaten. Daß diese endlich behoben wurden, daß bessere Beziehungen zwischen dem Bischof und dem Gesandten angebahnt wurden, daß dem Bischofe ein erträgliches Dasein ermöglicht wurde, das führt der Nuntius als sein Verdienst, als Frucht seiner klugen Einsprechungen an. Zweitellos konnte die plötzliche Rückkehr des Bischofs im November 1611 nach Chur nur im Einverständnis mit Paschal vor sich gehen. Denn bis dahin hatte dieser keinen Finger gerührt, um das Exil des Prälaten abzukürzen, der angesichts der Wirren des Jahres 1607 dem Gebiete der drei Bünde den Rücken gekehrt hatte. Höchst wahrscheinlich hing der Wechsel in seiner Haltung dem Bischofe gegenüber mit seinem Kampfe gegen die Erneuerung des venetianischen Bündnisses zusammen, für den er auch um die Hilfe der spanisch Gesinnten warb, und um dessentwillen er sich nun als Vorkämpfer der Katholiken aufspielte, trotzdem die Mehrheit der Bündner protestantisch war.[3] Aus dem Berichte des Nuntius über den Wettstreit um die Erneuerung oder Nichterneuerung des Vertrages von Davos geht deutlich die Spannung hervor, mit der er die nur schwer für ihn erreichbaren Nachrichten darüber erwartete.

Läßt schon die Schilderung des Charakters der Eidgenossen durch den Nuntius[4] dessen feuriges Temperament erkennen, so kommt dieses noch lebhafter allenthalben da zum Ausdruck, wo er auf die Neugläubigen zu sprechen kommt. Es genügt ihm nicht, sie Schismatiker oder Protestanten oder Häretiker zu nennen, vielmehr erhalten sie meist eine scharfe Bezeichnung dazu, die recht deutlich die grimmige Abneigung erkennen läßt, die d'Aquino gegen sie empfindet. Freilich macht ihn dieser Widerwille keineswegs blind. Wie schon gesagt, ist der Italiener klarblickend genug, um zu erkennen und zuzugeben, daß die protestantischen Kantone, abgesehen von äußeren Machtmitteln, auch an tüchtigen Köpfen den katholischen überlegen sind. Und die

[1] Vgl. *Seb. Grüter*, Der Anteil ..., S. 60.
[2] Gesandter 1604–1614.
[3] Vgl. *Rott*, Histoire ..., Bd. III, S. 43 ff.
[4] Vgl. oben S. 8 ff.

pertinacia der Häretiker flößt ihm offensichtlich geradezu Bewunderung ein und läßt ihn begreifen, daß nur die allerhöchste Wachsamkeit der katholischen Instanzen und ihre Verbindung mit den örtlichen Organen eine erfolgreiche Abwehr gewährleisten kann. Um so mehr, als die Häretiker, wie der Nuntius in widerwilliger Hochschätzung anerkennen muß, auch dann ein Vorhaben nicht aufgeben, wenn sie zahllose Schwierigkeiten gefunden und Rückschläge erfahren haben. Als Musterbeispiel für ihre Zähigkeit führt er ihr Verhalten dem Mesox gegenüber an. Hier herrschte Priestermangel, den Federigo Borromeo allerdings zu beseitigen trachtete. Aber auf der anderen Seite ersahen auch die Neugläubigen diesen schwachen Punkt in der katholischen Stellung und brachten einen Prädikanten in das Land. Dessen Tätigkeit war eingestandenermaßen durchaus nicht erfolglos. Das alarmierte nun den Nuntius, zumal angesichts der bedrohlichen Lage des Brandherdes für Italien. Die katholischen Kantone und der Graf Fuentes mußten mitwirken, daß der unwillkommene Gast des Landes verwiesen wurde — freilich nur, um heimlich des öfteren, selbst unter Lebensgefahr, auf das Feld seiner Tätigkeit zurückzukehren.

Insbesondere sind es die häretischen Berner, die dem Nuntius großen Kummer durch ihre zielbewußte Konfessionspolitik verursachen. Bitter beklagt er es, daß sich in deren Händen seit der Reformation nicht nur die Bischofsstadt Lausanne befinde, sondern auch die ganze Diözese mit geringen Ausnahmen ihnen anheimgefallen sei. Da haben sie nun, wie er klagt, die Kirchen unterdrückt, die unglücklichen Untertanen sämtlich verderbt und aus guten Katholiken verworfene Protestanten gemacht. Der Bischofssitz selber ist nun ein Lehrstuhl der Pestseuche geworden, da dort ihre Irrtümer gelehrt werden. Und Lausanne steht in enger Verbindung mit Genf, gegenseitig teilen sich die beiden Städte das Gift mit, um die verschiedenen Gebiete anzustecken. Die bösen Berner sind es auch letztlich, welche die Rückkehr des Bischofs von Lausanne in seine Diözese verhindern. Klug, wie die Häretiker nun einmal sind, nehmen sie sogar die katholischen Freiburger selber gegen den Plan einer Wiedereinführung des Bischofs in seine Diözese, genauer, gegen dessen Residenz in Freiburg, ein. Der Bischof hatte nämlich noch rechtskräftige Ansprüche auf die von den Bernern eingezogenen Kirchengüter. Allerdings untersagte der «Landsfreid» Reklamationen kirchlicher Güter gegenüber katholischen wie protestantischen Kantonen. Aber die Lausanner Besitzungen fallen nicht unter diese Bestimmung, da ihre Beschlagnahme erst einer späteren Zeit

angehört. Diesen Tatbestand mußten selbst die Berner zugeben. Bei einer Residenz des Bischofs der Lausanner Diözese in Freiburg wäre dieser nun in der Lage, seine Ansprüche geltend zu machen, was weder angesichts des Streitwertes unwichtig, noch, wie der Bieler Handel des Baslers zeigte, aussichtslos war. Eben daher suchten die Berner in ihrer bekannten Schlauheit die Voraussetzung für die Betreibung einer Herausgabe oder einer Entschädigung, eben die Residenz zu Freiburg, zu vereiteln. Und so widerrieten sie den Freiburgern stark die Aufnahme des Bischofs in ihre Stadt. Denn dieser werde tausenderlei Dinge umgestalten, werde die Herausgabe vieler Güter betreiben, welche die Freiburger selber von der Kirche in Besitz genommen hätten, werde sich ferner bestreben, zahlreiche Freiburger Privilegien aufzuheben. Mit diesen und anderen Winkelzügen ähnlicher Art suchten die Häretiker ihr eigenes Interesse zu verstecken. Aber triumphierend meldet d'Aquino, daß die apostolischen Nuntien ihnen in diesem Falle überlegen waren, daß sie die Heimtücke ihrer Widersacher aufdeckten und mehrere Male die Herren von Freiburg veranlaßten, sich für die Aufnahme ihres Bischofs zu erklären «zum Nutzen des katholischen Glaubens, zum Schaden der Irrgläubigen und zur Ehre ihrer Stadt und ihres trefflichen Kantons». Der Rat von Freiburg war freilich eingestandenermaßen selbständig genug, sich auch ohne Zuspruch von außen seines Besitzstandes zu wehren. Denn als der Bischof Dorotheo [1] seine Ansprüche geltend machte, da wies der Rat darauf hin, daß der Erwerb des Kirchengutes in umstürzlerischen Zeiten zum Besten des katholischen Glaubens erfolgt sei, verwies auf Verbesserungen, auf Aufwendungen für verschiedene gute Zwecke, Klosterbauten, Zuwendungen an U. L. F. von Thonon zur Bekehrung der Häretiker, sowie auf die Errichtung eines herrlichen Jesuitenkollegiums in der Stadt Freiburg. Bedauernd stellt der Nuntius fest, daß die Verhandlungen, die trotz der Haltung des Freiburger Rates weiter gediehen seien, durch den Tod des Bischofs Dorotheo ins Stocken geraten seien, da auf diesen eine längere Sedisvakanz [2] folgte.

Den schlimmen Einfluß der Berner beklagt d'Aquino auch bezüglich der gemeinen Herrschaften. Denn auch diese Einrichtung nutzten sie stark zur Propagierung des Protestantismus aus. Es ist daher leicht begreiflich, daß sich der Nuntius energisch für die Auflösung

[1] Johann VI., Doroz, 1600–1607.
[2] 1607–1610.

dieses Verhältnisses einsetzte, für die Aufteilung der fraglichen Gebiete zwischen Bern und Freiburg. Aber was er betrieb, dem widerstrebte die Gegenseite selbstverständlich, da sie von einer Teilung der Herrschaften genau das befürchtete, was Ladislaus davon erhoffte. Hierbei erscheint indessen die Gegenwirkung der Berner dem Nuntius lange nicht so beklagenswert wie die Lauheit und Kälte der Katholiken, welche die Angelegenheit von einer Tagsatzung zur anderen vertagen ließen, ohne daß sie zum Austrag kam, ganz ungeachtet der unablässigen Mahnungen, Ratschläge und Bitten des päpstlichen Vertreters. Angesichts dieser Haltung seiner Konfessionsverwandten gab er resigniert die Sache verloren. Die größte Schuld dabei aber schiebt er auch hier wieder der französischen Politik zu. Denn diese hält es für das beste, daß alle die umstrittenen Gebiete häretisch blieben.

Wie die Berner aus konfessionellen Gründen die Bieler gegen ihren Basler Bischof und Landesherrn unterstützten, so sagt der Nuntius auch bezüglich des Eindringens des Protestantismus ins Unterwallis, diese « Pest » sei durch die benachbarten Berner eingeschleppt worden, « die auf nichts anderes sinnen, als allenthalben Herde ihrer Seuche anzulegen ».

Angesichts der Machtposition des Protestantismus in seinem Nuntiaturbezirke, seiner energischen und zielbewußten Vertretung durch die Berner, seiner offenen Unterstützung durch die Franzosen, ist an eine Rückführung der häretischen Kantone zum Katholizismus natürlich nicht im entferntesten zu denken. Zwar spricht der Nuntius gelegentlich von Konversionen, gibt deren Zahl auch wohl übertreibend als infiniti an, erwägt die Unterweisung derjenigen, die sich mit Rückkehrgedanken tragen, tut Schritte zur wirtschaftlichen Sicherstellung derjenigen, die durch ihren Rücktritt ihre Existenz verlieren. Aber er gibt sich doch keiner Täuschung darüber hin, daß eine Massenkonversion ausgeschlossen ist. Stark abträglich ist dem Katholizismus seiner Aussage nach das Verbot des Räsonierens und Disputierens über Glaubenssachen, das zur Kompetenz der Tagsatzung gehört. Aber nicht etwa in dem Sinne, als ob er in Religionsdisputen ein Mittel zur Erhaltung und Beförderung des Katholizismus erblickte. Vielmehr ist jenes Verbot den Katholiken deswegen nachteilig, weil die Vorschrift ungleichmäßig beobachtet wird. Denn nach seiner Angabe lassen die « volpe heretiche » kein Mittel unversucht, um « mit ihrem Gifte die armen Einfältigen anzustecken ». Demgegenüber sind die Katholiken weit nachlässiger, schauen nur müßig zu und schreiten nur selten ein. Hat aber wirklich

einmal umgekehrt ein eifriger Priester ein Wort zur Rettung einer betörten Seele gesprochen, dann erheben die « ministri del diavolo », die wie die Löwen mit aufgesperrten Augen dastehen, sofort ihr Crucifige-Geschrei. Insgesamt fällt der Nuntius das Urteil über die Neugläubigen, daß die Kinder der Bosheit klüger sind als die Kinder des Lichtes, « i quali sono inferiori nella diligenza ».

Angesichts des beschämenden Mißverhältnisses zwischen der Rührigkeit der Neugläubigen und der vom Nuntius beklagten Gleichgültigkeit der Katholiken hat er wohl gewünscht, wenigstens beim Klerus seines Sprengels eine eifrige und geschulte Hilfstruppe in seinem schweren Kampfe um die Behauptung und Ausbreitung des alten Glaubens zu finden. Aber d'Aquino hat Vieles an den Geistlichen seines Nuntiaturbezirkes auszusetzen. Bei dem Weltklerus rügt er vor allem dessen Trunkliebe und seine allzu häufige Teilnahme an öffentlichen wie privaten Gelagen als die Wurzel weiterer Übel. Mutig hat er den Kampf gegen die von Natur und Landesbrauch begünstigten Mißstände aufgenommen und glaubt, schon Erfolge verzeichnen zu können. Aber er ist sich klar darüber, daß hier nur eine zähe und langwierige Arbeit in Frage kommen kann, wenn eine gründliche, dauernde Besserung erzielt werden soll. Spricht sich der Nuntius im allgemeinen nicht eben allzu günstig über den Weltklerus aus [1], so führt er doch wieder, im Gegensatze zu diesem generellen Pessimismus, im einzelnen eine ganze Reihe von Geistlichen namentlich an, die ihm treffliche Helfer und Stützen bei seinen Arbeiten gewesen sind. Freilich reichen sie bei weitem nicht heran an die geschlossene, neu geschaffene Kerntruppe des Katholizismus, an die Jesuiten. Deren Hauptstärke liegt, wie immer wieder hervorgehoben wird, auf dem Gebiete der Jugendunterweisung und -erziehung. Und außer dieser Betätigung stiften die Jesuiten noch unendlich viel Gutes in der Sakramentenverwaltung und durch ihren vorbildlichen Lebenswandel. Die von Ladislaus hoch Gepriesenen entfalteten eben in seinem Bezirke die gleiche Wirksamkeit wie in seiner italienischen Heimat und sonsthin. Sie sind nach seiner zutreffenden Versicherung in dem armen Deutschland die stärkste Stütze der Religion, und dieses befände sich ohne sie nicht auf seinem Stande. [2]

[1] Über andere Mißstände vgl. *Henggeler*, Die Wiedereinführung des kanonischen Rechtes in Luzern zur Zeit der Gegenreformation, Luzern 1909, S. 84 ff., 125 ff.

[2] Vgl. *Bernhard Duhr*, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. II. Band. Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Erster Teil. Freiburg i. Br. 1913. Schweiz, S. 282 ff.

So hoch aber auch der Nuntius die Tätigkeit der Jesuiten in rein geistlicher Beziehung einschätzt, so klagt er auf der anderen Seite doch recht beweglich darüber, daß sie sich ihm in anderen Dingen versagen. In dieser Richtung ist der Nutzen der Kapuziner größer, da sie sich auch mit solchen Geschäften der Nuntiatur befassen, von denen sich die Jesuiten fernhalten. Sie erfreuen sich im Gegensatze zu dem privilegienbewußten, mit Standesdünkel erfüllten, trägen und unnützen Adel in der deutschen Kirche durch ihre Tätigkeit wie durch ihre Armut der höchsten Wertschätzung bei den Landeseinwohnern. Und was für den Nuntius hochwichtig ist, sie übernehmen zum Unterschiede von den Jesuiten auch gerne die Reform von Nonnenklöstern.[1] Damit aber betätigen sie sich auf einem Gebiete, das dem Nuntius selber nur recht wenig Freude bereitet hat. Denn übellaunisch konstatiert Ladislaus, die Nonnen hätten ihm mehr Arbeit gemacht als alle übrigen Nuntiaturgeschäfte zusammengenommen. Die Zahl ihrer Klöster ist gewiß außerordentlich hoch. Benediktinerinnen, Zisterzienserinnen, Franziskanerinnen, Tertiarinnen zählt er in der Information auf und verweist für die Vervollständigung der Liste auf die Relation, die er unter den Händen habe. Aber auch in dieser lehnt er es als zu langweilig ab, die mit ihnen verhandelten Dinge sämtlich aufzuführen. Auch hier ist wieder zu beobachten, wie der Nuntius im allgemeinen Klagen erhebt und dann doch wieder bei seiner Einzelschilderung manches gute Moment in die Erscheinung treten lassen muß. So führt er auf der einen Seite aus, daß bezüglich der Nonnenklöster viele Übelstände zu beklagen seien, insbesondere daß die meisten von ihnen keine Klausur hielten; diesen Mißstand bezeichnet er als manchenorts so eingewurzelt, daß man ihm nur mit größter Geduld und Geschicklichkeit zu Leibe rücken könne. Und dann gibt er in seiner amtlichen Denkschrift doch wieder zu, daß er mit den Benediktinerinnenklöstern wenig Last gehabt hat, da die Äbte des Ordens durch ihre Visitation für die Aufrechterhaltung einer guten Klosterzucht Sorge tragen. Und im großen und ganzen läßt er dies auch für die Zisterzienserinnenklöster gelten.[2] Wohl klagt er darüber, daß die Dominikanerinnen und die Augustinerinnen nirgendwo die Klausur beobachten, was der

[1] Vgl. *Ernst Staehelin*, Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Basel 1923, S. 40.

[2] Vgl. für segensreiche Visitationstätigkeit in Nonnenklöstern: *Alois Müller*, Peter II. Schmid, Abt von Wettingen, 1559–1633. Ein Lebensbild aus der Zeit der Gegenreformation. Zuger Neujahrsblatt 1920, S. 8.

Bischof von Konstanz, dem sie meist unterstellt sind, mit ihrer Armut entschuldigt. Wie ferner die Konventualen und die Barfüßer in der Beurteilung des Nuntius gar nicht gut wegkommen, so hält er gar dafür, daß die Frauenklöster ihres Ordens mehr den Anschein «di postriboli» erwecken als von Ordenshäusern. Um Ärgernis zu vermeiden, hat sich der Nuntius gezwungen gesehen, fast allenthalben den genannten Mönchen die Seelsorge der Tertiarinnen abzunehmen. Sträubten jene selber sich gegen eine solche Maßregel, so zeigte sich im Solothurner Kloster auch bei den Schwestern Widerstand. Am schroffsten aber scheint man sich den Maßnahmen des Nuntius in dem Zisterzienserinnenkloster Gutenzell widersetzt zu haben. Wenn dieses auch in der Obhut des Abtes von Salem stand, so war doch von einer Reform hier keine Rede.

Vielmehr wandten sich die Insassen mit Unterstützung des ganzen schwäbischen Adels an den Heiligen Stuhl und erreichten, daß dem Nuntius untersagt wurde, die augenblicklichen Klosterbewohner, fast alles ältere Personen, zu einem strengeren Leben zu zwingen, da bei einem Beharren auf seinen Reformationsabsichten schlimme Folgen zu befürchten seien.[1] Da hatte der Graf d'Aquino wieder einmal einen Beweis für die Unfruchtbarkeit des adeligen Elementes in der deutschen Kirche. Hier mag erwähnt werden, daß Ladislaus die freiweltlichen adeligen Damenstifter gewissermaßen als Kuriositäten anführt. Bei ihnen fällt ihm auf, daß nur die Äbtissin Gelübde ablegt, daß die Insassen keine Klausur beobachten und prächtig in Gold und Seide gekleidet wie die Weltdamen einhergehen und jede ihre Privateinkünfte hat. Er vergißt auch nicht zu erwähnen, daß die Äbtissinnen gewöhnlich Reichsfürstinnen sind. Erwähnt der Nuntius das Kloster Pfanneregg als trefflich reformiert[2], so äußert er andererseits große Sorge wegen des Benediktinerinnenklosters von Engelberg, für dessen Verlegung er sich in Rücksicht auf die allzu nahe Nachbarschaft mit dem Männerkloster in der Bergeinsamkeit mit Nachdruck einsetzt.[3]

In einem ganz außerordentlich schlechten Lichte erscheinen bei

[1] Vgl. *P. Beck*, Kurze Geschichte des Cistercienser-Nonnenklosters Gutenzell. Cistercienser-Chronik, Jahrgang 23, 1911, S. 33-49. Beck erzählt nichts von dem vergeblichen Reformversuche d'Aquinos.

[2] Vgl. *A. Scheiwiler*, Elisabetha Spitzlin. Ein Beitrag zur Gegenreformation in der Schweiz. In dieser Zeitschrift, XI, 1917, S. 204 ff., 279 ff.

[3] Vgl. *Jeanne Niquille*, Les Bénédictines d'Engelberg. In dieser Zeitschrift, X, 1916, S. 39 ff.

unserem Nuntius die Malteser. Sie, die in dem Nuntiaturbezirke viele stattliche Kommenden besitzen, verwalten und verwenden ihre reichen Einkünfte auf das allerschlechteste. Denn die Johanniter leben höchst ärgerlich. Der bischöflichen Jurisdiktion treten sie, auf ihre Privilegien gestützt und wenn nötig auch ohne solche, mit nackter Gewalt entgegen. Prüfung, Visitation und Zurechtweisung ihrer Pfarrer lehnen sie ab. Ein Teil von ihnen lebt im Konkubinat, ist gar der Häresie verdächtig; andere verwenden alles zugunsten ihrer Bastarde, ohne jede Scheu vor der Entfremdung von Kirchengut, ohne allen Respekt vor einer Obrigkeit. Ihr Großprior geht ihnen mit bösem Beispiel voran und legt bei allen seinen Handlungen eine absolute Geringschätzung der Bischöfe und auch der Nuntien an den Tag. Diese Tatsache hat sicher nicht dazu beigetragen, das Urteil des selbstbewußten Ladislaus über die Malteser zu mildern. Bei einer Klage der sieben katholischen Kantone gegen sie steht er völlig auf Seiten der Beschwerdeführer.[1]

Ganz anders ist sein Verhältnis zu den Benediktinern, da diese ihre Klöster zumeist reformiert haben, d. h. in einer Kongregation zusammengeschlossen sind, die vita communis pflegen, den Gottesdienst emsig versehen, kein Privateigentum besitzen und die Klausur beobachten. Diese erfreuliche Feststellung läßt es dem Nuntius sogar verzeihlicher erscheinen, wenn ihre Äbte Reichsfürsten sind, was er doch den Bischöfen so sehr übel nimmt. Von dem Widerwillen und Unbehagen, das ihm diese Qualität der Bischöfe einflößte, ist den Äbten gegenüber weit weniger zu merken. Vielmehr kommt eine gewisse Befriedigung darüber in seinen Berichten zum Ausdruck, auch über ihre reichen Einkünfte und kriegerischen Machtmittel.

Selbst die praktisch ganz wertlose Quaternionentheorie verwendet er, um die Bedeutung der ihm unterstellten Benediktiner in das rechte Licht zu rücken. Denn er vergißt nicht zu erwähnen, und zwar in beiden Berichten, daß die Äbte von Kempten und von Murbach zu den «Vier-Äbten» des Reichs gehörten. Freilich sind eben diese beiden Abteien mit ihrem reichsfürstlichen Charakter und ihren adeligen Mönchen fast allein nicht der von ihm so sehr geförderten Kongregation beigetreten. Gerade angesichts der Zusammensetzung ihrer Mönche erscheint es dem Nuntius schwierig, ein mehr monastisches Leben bei ihnen durchzusetzen. Immerhin gab d'Aquino sich Mühe, in

[1] Vgl. P. *Fridolin Segmüller*, Die Ritterorden in der Schweiz. In dieser Zeitschrift, X, 1916, S. 154 f.

Murbach-Luters eine schickliche Tracht und das gemeinsame Leben und andere Dinge einzuführen. Aber der Erfolg seiner Arbeit war mehr als bescheiden. Und noch geringer war er in Kempten, wo der Abt noch hochmütiger und die Entfernung von Luzern noch größer war. Im übrigen setzte d'Aquino die Bemühungen der Vorzeit um die Bildung der Benediktinerkongregation geradlinig fort. Stand im Bistum Konstanz der Kardinal von Österreich der Bildung einer solchen noch ablehnend gegenüber, hatte erst Bischof Jakob Fugger am 1. Dezember 1604 seine Einwilligung zu der neuen Kongregation gegeben [1], so erklärte unser Nuntius seinerseits im gleichen Monate des Jahres 1608 die Klöster der Kongregation von der bischöflichen Visitation exempt. [2] Und auf seinem Beschlusse beruhen wieder weitere Bemühungen seines Nachfolgers Scappi. [3] Hier liegt wohl eine der Hauptursachen für die Spannung zwischen dem Nuntius und dem Konstanzer Bischof, da ja die Bischöfe durch die Ausgestaltung der Kongregation nicht ohne Grund eine Schmälerung ihrer eigenen Rechte befürchteten. [4] Es war ja ein Hauptzweck der Kongregation, die regelmäßige Vornahme der Visitation zu gewährleisten. Aber diese sollte von den in ihr zusammengeschlossenen Klöstern selber, nicht vom Ordinarius vorgenommen werden.

Wie die beiden genannten «Vier-Äbte», so trat auch der Abt von St. Blasien als Reichsfürst der helvetischen Kongregation nicht bei, trotzdem er den Grundsätzen der Reform gemäß lebte. Die zu große Abgelegenheit seines Klosters muß ferner als Begründung dafür her-

[1] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 61 f.

[2] ... constituimus et ordinamus, ut nec diocesanus episcopus loci, vel locorum, nec quisquam alius, ... vos, vestraque coenobia, membra et monachorum personas valeat visitare ..., vgl.: De origine et actibus congregationis Helvetico-Benedictinae. Manuscripti instar edidit P. *Athanasius Staub* O. S. B. Einsiedeln 1924, S. 4 f. *Joh. Georg Mayer*, Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz, II. Bd. Stans 1903, S. 170.

[3] Vgl. *J. G. Mayer*, a. a. O.; *Martin Kiem*, Geschichte der Benedictiner-Abtei Muri-Gries (ad S. Martinum-ad B. V. Mariam), Bd. II. Stans 1891. Kap. 7, S. 53 ff.

[4] Vgl. *Hugo Müller*, Die rechtlichen Beziehungen des Stiftes Muri-Gries zu den Diözesanbischöfen. Festgabe zur neunten Jahrhundertfeier der Gründung des Benediktinerstiftes Muri-Gries, 1027–1927. Sarnen 1927, S. 94. *Konr. Kunz*, Zur Lebensbeschreibung des Abtes Jost Singisen von Muri (1557–1644). In dieser Zeitschrift, XIII, 1919. S. 99-104. Vgl. auch *Paulus Volk*, Zur Geschichte des Bursfelder Breviers. Anhang I: Das St. Galler Brevier von 1612 und das Brevier Pauls V. von 1613. In Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige. Neue Folge, Band 15 (Bd. 46). München 1928, S. 175 ff.

halten, daß er sich auch der schwäbischen nicht anschloß. Immerhin hat sich der Abt den Anordnungen des Nuntius gefügt, wogegen er seinerseits auch mit Gunstbeweisen bedacht wurde. Und das gilt nicht etwa für diesen Prälaten allein, sondern trifft für alle übrigen ebenso zu. Die einzelnen Begnadungen werden ganz gewissenshaft verzeichnet. Eine Ausnahme von dem hohen Stande der Benediktinerklöster macht in der Schweiz eigentlich nur Disentis. Wenn auch noch Karl Borromäus zu Fuß dorthin gepilgert war, so ist von einem damals etwa erfolgten Aufschwung des mönchischen Lebens [1] zur Zeit der Berichterstattung des Ladislaus nichts mehr zu merken. Der derzeitige Inhaber der äbtlichen Würde zeigte sich so wenig reformeifrig, daß ihm vom Mönch wenig geblieben ist. Unter seinen Konventualen findet sich niemand, der dem abständigen Manne einst folgen könnte. Und so unwillig der Nuntius die Übelstände des alten Klosters empfindet, so ist er doch nicht in der Lage, ihnen abzuhelfen. Denn er kann einfach nicht vorsichtig genug sein angesichts der Einstellung des französischen Gesandten bei den Bündnern.

Spricht sich der Nuntius über die Benediktinerklöster im allgemeinen lobend aus und berichtet er durchweg mit Genugtuung über den Erfolg seiner Bemühungen, sie zu reformieren, so steht es mit den Zisterziensern etwas anders. Schon der Bischof von Veglia hatte im Jahre 1606 ein Breve mit dem Befehle erhalten, die Zisterzienseräbte seines Nuntiaturbereiches in einer Reformkongregation zusammenzufassen. Und an Ladislaus d'Aquino erging die gleiche Weisung. An schriftlichen und mündlichen Bemühungen, ihr nachzukommen, hatte der Nuntius es nicht fehlen lassen. Aber hier erhoben sich Schwierigkeiten, die sich bei den Benediktinern nicht gezeigt hatten. Bei diesen hatte das Klosterfamilienprinzip, das Fehlen eines Generals und gemeinsamen Oberhauptes das Bestreben der Kurie verständlich gemacht, die verschiedenen Klöster aus ihrer Vereinzelung herauszuheben und durch die Visitation in ihrem Eifer zu erhalten. Anders bei den Zisterziensern. Sie unterstanden ihrem französischen General, wurden von Ordensassistenten visitiert. Und so muß der Nuntius, wenn er infolge des Widerstandes gegen den römischen Lieblingsplan auch nicht mit besonderem Wohlwollen für die Söhne des hl. Bernhard erfüllt ist, doch feststellen, daß ihre Aufführung keineswegs im Widerspruche mit

[1] *Gion Cahannes*, Die Pilgerreise Carlo Borromeos nach Disentis im August 1581. In dieser Zeitschrift, XVIII, 1924, S. 136 ff.

den Reformgedanken steht; ja er muß bei einigen Klöstern ganz besondere Strenge anerkennen. Da die auftauchenden Schwierigkeiten eine Spaltung innerhalb des Ordens befürchten ließen, erhielt Ladislaus von der Zentrale den Befehl, von weiteren Bemühungen in der Richtung auf eine Bildung der Zisterzienserkongregation abzusehen. Das Beispiel der Benediktiner hat indessen noch lange bei den Streitigkeiten innerhalb des Ordens von Citeaux nachgewirkt.[1]

Als im Geheimen Konsistorium vom 19. September 1616 der mittlerweile aus der Schweiz abberufene Bischof von Venafro und «gubernator Perusiae» d'Aquino Kardinalpriester wurde[2], da war dies jedenfalls auch eine Belohnung für seine außerordentlich rege Tätigkeit in seiner Nuntiatur. Erhaltung des Besitzstandes des katholischen Glaubens, energische Abwehr des immer noch aggressiven Protestantismus, nach Möglichkeit Rückgewinnung der Abgewichenen, Reform von Welt- und Ordensgeistlichkeit waren die Leitsterne seines Handelns gewesen. Sein glühender Eifer, seine Gewandtheit und seine Regsamkeit verdienten wohl die ihm zuteil gewordene Auszeichnung. Nicht fünf Jahre konnte er sich ihrer erfreuen. In großer Schwäche verließ Ladislaus das Konklave für die Wahl Gregors XV. am 10. Februar 1621 und starb schon zwei Tage darauf im Vatikan. Begraben wurde er in seiner Titelkirche S. Maria supra Minervam.[3] Ein Freund der Bevölkerung seines ehemaligen Nuntiatursprengels war mit ihm nicht dahingegangen.

[1] Vgl. *Hans Lehmann*, Das Cisterzienserkloster Wettingen und seine Beziehungen zu Salem bis zum Tode des Abtes Peter II. (1633). Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge, Band 32, 1917, S. 549 f. *Holl*, a. a. O. S. 63. *Dom. Willi*, Die oberdeutsche und schweizerische Cisterzienserkongregation. Bregenz 1873, S. 6 ff.

[2] Vat. Arch. Acta Camerarii, 15 f. 61v.

[3] Vat. Bibl. Cod. Vat. Lat. 12323 f. 10-10v.

Le Père Girard, curé de Berne[1].

(1799—1804)

Par le P. Léon VEUTHEY, O. M. Conv.

Fondation de la paroisse.

En revenant dans son couvent de Fribourg, après les désillusions de son court séjour à Lucerne, au Ministère des Arts et des Sciences, le Père Girard s'était bien promis de ne plus en sortir et d'éviter désormais toute compromission avec le nouveau régime. Mais l'homme propose et Dieu dispose. Désolé de sa perte, tout en comprenant la décision prise, Stapfer crut pouvoir reconquérir son collaborateur en lui confiant un poste plus digne de son caractère. Il le fit nommer curé de Berne, où le gouvernement helvétique venait de s'établir[2].

C'était pour le catholicisme en Suisse une décision on ne peut plus agréable et inespérée : Berne, la forteresse du protestantisme, allait revoir le culte catholique pour la première fois depuis la Réforme. Et cette justice était l'œuvre d'un pouvoir révolutionnaire : *omnia cooperantur in bonum !*

Le geste de Stapfer fut très apprécié à Fribourg : « De sa main, il m'écrivit une longue lettre qui lui fait honneur et que j'aime encore à relire », dit le Père Girard, dans ses *Souvenirs*. « Elle exprime non seulement une fraternelle tolérance, mais encore le désir que le culte catholique, revenant à Berne après un si long exil, ne soit pas déshonoré par un enfant de la Révolution... Cette lettre charma mon Evêque, qui me pressa de me rendre à l'invitation, après avoir demandé l'assentiment de mon Supérieur qui m'accompagnait. Il me donna des pouvoirs très étendus et me fit expédier mon investiture canonique. Je fus bien surpris d'apprendre plus tard, par des représentants du Valais et des petits cantons que, dans leurs pays, on débitait que j'étais un apostat et un intrus[3]. »

[1] Les pages qui suivent forment un chapitre inédit d'une nouvelle étude sur le Père Grégoire Girard, Cordelier.

[2] *Souvenirs*, p. 67. Nous citons d'après le manuscrit conservé aux archives du Couvent des Cordeliers de Fribourg.

[3] Berne, le 25 juin 1799. Le Directoire exécutif de la République helvétique, une et indivisible.

Nul n'était plus apte que le Père Girard à remplir la tâche délicate qu'on lui confiait. Il s'agissait d'abord, dans ce milieu protestant et révolutionnaire que représentait Berne en ce moment, de faire accepter le culte et la doctrine catholiques, après avoir surmonté les préjugés séculaires qu'il fallait anéantir. Une imprudence, un zèle inopportun, un manque de tact et de compréhension eût immédiatement provoqué une réaction funeste au catholicisme. Elle eût, en tous cas, rendu son établissement définitif à Berne impossible, au moment de la débâcle helvétique et du retour à l'ancien régime.

Le Père Girard vainquit toutes les difficultés et il prépara l'avenir du catholicisme non seulement à Berne, mais aussi dans les autres villes protestantes de la Suisse qui suivront son exemple. Aussi, verrons-nous plus tard l'évêché de Constance faire appel au religieux fribourgeois ou à ses conseils pour le rétablissement du culte catholique à Zurich.

Par sa charité et sa prudence, le curé de Berne réconcilia le protestantisme et la libre pensée du temps avec l'idée catholique, en obtenant, sinon une conversion en masse, du moins une tolérance et une sympathie que les plus optimistes n'eussent point osé espérer. Dès le début, il s'était ainsi posé le problème : « Comment faire, me disais-je, pour rendre ton ministère également respectable à toutes les opinions religieuses et à tous les intérêts politiques, sans trahir aucun de tes devoirs ? » Et, dès l'abord, il résolut d'éviter toute controverse : « Les disputes n'ont jamais servi qu'à fortifier les oppositions. » Elles auraient abouti à exciter les esprits et à rendre son ministère impossible dans un milieu hostile, qu'il fallait avant tout conquérir par la charité et l'exemple d'une vie chrétienne.

Il résolut de prêcher strictement l'Evangile, et cela d'une manière positive, sans aucune attaque envers les croyances d'autrui. De plus,

En exécution de la loi du 19 juin qui établit au siège des autorités suprêmes un ministre du culte catholique,

Ouï son Ministre des Arts et des Sciences, arrête :

1. Le citoyen Girard, Cordelier, archiviste du Ministre des Sciences, est nommé ministre du culte catholique auprès des autorités suprêmes.

2. Ses devoirs ne se borneront pas à desservir le culte divin pour les membres de cette communion religieuse. Il remplira encore tous ceux que la Religion catholique romaine impose à son pasteur.

Signé : Laharpe, président du Directoire.

(L'original se trouve au Musée pédagogique de Fribourg.)

il se tiendrait à l'écart de la société : « Sois prêtre, ministre de Jésus-Christ, me disais-je, et rien d'autre. » Fidèle à son principe, il établit solidement le culte catholique à Berne, sans provoquer nulle réaction contraire.

Il avait quelques fidèles : membres des pouvoirs exécutifs et législatifs de la nation ; membres des légations accréditées à Berne ; soldats, employés, ouvriers. Mais il n'avait pas d'église. Il obtint des protestants l'usage du chœur de l'église Saint-Vincent, séparé de la nef par une cloison munie d'une porte vitrée, par où les protestants purent prendre part à ce culte catholique, dont on leur avait dit tant de mal depuis trois siècles.

Le Père Girard se souvint aussi du chant commun des fidèles qui l'avait tant édifié en Allemagne. Il l'établit dans sa communauté : « Je fis imprimer et distribuer les paroles avec la traduction de la plus grande partie des prières que le prêtre récite ou chante en latin [1]. En cela, je voulais aider à la dévotion des catholiques en les associant aux saints mystères pour qu'ils y prennent une part directe et active. »

Dans un rapport qu'il adressa à Mgr Odet, le 7 août 1799, le Père Girard entrait dans quelques détails : « Le chœur de l'église de Saint-Vincent est encore l'endroit de nos assemblées. Mais, si l'affluence continue, ce local sera trop petit, et nous serons obligés d'en choisir un autre. L'autel est aujourd'hui beaucoup mieux qu'il n'était au commencement. Dans le milieu s'élève une croix argentée et propre, qui a quatre à cinq pieds de haut. Deux chandeliers d'assortiment placés de chaque côté, et voilà tout. J'aimerai toujours cette noble simplicité et je suis enchanté de la trouver ici... La messe se dit tous les jours à huit heures... La communion se donne durant la messe. Cet usage est celui de l'antiquité ; il est d'ailleurs dans la nature de la cérémonie, et ce n'est pas ici l'endroit où il faudrait s'en écarter. Plusieurs Représentants ayant désiré chanter la messe allemande, qui est en usage en Autriche, dans les évêchés de Bamberg, Würzbourg, Spire, etc., et même dans une partie de l'Helvétie, je me suis empressé de me prêter à leur désir, qui était aussi le mien. Dimanche huit jours l'on a chanté la première fois, et ce chant accompagné de l'orgue a fait l'impression la plus favorable même sur les protestants. Afin que chacun pût y prendre part, j'ai fait imprimer le livret, dont j'ai l'honneur de vous envoyer quelques exemplaires. J'ai pensé qu'il serait

[1] *Gesang zum katholischen Gottesdienste in Bern.* Bern, 1799.

la meilleure apologie de la messe. Les strophes sont prises dans le chant de Salzbourg. Les oraisons sont celles du Missel. J'ai ajouté une épître, un évangile et une courte explication des cérémonies, comme je la croyais convenable au temps et aux localités.... Le livret se distribue gratuitement. Je me promettais des succès, mais ils ont passé de beaucoup mon attente. Les protestants en demandent avec empressement, et il en est qui disent hautement qu'on les a trompés sur la messe et que nos cérémonies valent mieux que les leurs. Tous sont contents, jusqu'à l'imprimeur qui me dit avec attendrissement qu'il avait éprouvé la plus vive joie dans la lecture qu'il en a faite. Je me garde bien cependant de profiter imprudemment de ces aveux[1]. »

Ces détails nous expliquent ce que le Père Girard entendait par « retour à l'Eglise primitive » : revenir à la simplicité des premiers siècles, retrouver le sens profond des cérémonies, devenues trop souvent de pures formes extérieures ; obtenir une participation active de tous les fidèles au culte et au sacrifice par le chant commun, par cette communion des assistants, jointe à la communion du prêtre, tous offrant et consommant ensemble la victime et réalisant le sens plénier de la messe, comme l'avaient compris les premiers chrétiens.

Les innovations liturgiques du Père Girard étaient, en même temps, le meilleur moyen de familiariser ses hôtes protestants avec le culte catholique. Aussi ne manquent-ils pas d'y accourir. Bientôt le chœur de Saint-Vincent est trop restreint pour contenir la foule venue pour participer aux chants et écouter les sermons du curé catholique. Il prêche chaque dimanche, alternativement en français et en allemand. « Mon sermon d'ouverture eut pour texte ces paroles de l'Apôtre : Nous prêchons Jésus-Christ crucifié, scandale pour les Juifs, folie pour les nations, mais puissance de Dieu pour ceux qui se sauvent. Ce discours fut ma profession de foi chrétienne devant mon nouvel auditoire, le texte, pour ainsi dire de tout ce que j'avais à prêcher désormais, bravant l'esprit du temps pour qui Jésus crucifié était devenu scandale ou folie, et bien assuré que tout esprit droit et tout cœur honnête adorerait avec moi, dans le Crucifié, la sagesse, la bonté et la puissance de Dieu[2]. »

En opposition avec ce qu'il avait fait à Fribourg, où il avait prêché de préférence la morale pratique, il sent, à Berne, le besoin de

[1] Archives de l'Evêché, Fribourg.
[2] *Souvenirs*, p. 73.

rappeler la doctrine sur laquelle repose la morale et sans laquelle celle-ci reste impuissante devant l'assaut des passions. Il prêche la morale appuyée sur le dogme [1]. Devant l'incrédulité régnante, il rappelait avec insistance les principes de la foi et les raisons de croire. Pour les autorités qui formaient une partie importante de son auditoire, il fait une série de discours sur le respect que le gouvernement doit à la propriété, à la justice, à la religion, au malheur. Mais il insiste avant tout sur la nécessité de la religion et de la religion surnaturelle, en ce temps où l'on ne parlait que de morale naturelle et de religion de raison. « Dans une autre série, j'ai tâché de faire voir qu'il n'y a point d'Etat sans mœurs, point de mœurs sans religion, point de religion sans culte. De même, sans entrer dans la politique du jour, je parlai de la véritable liberté que le Fils est venu donner à la terre, de l'égalité que la charité met entre ses disciples, du lien fraternel qui les unit sous les yeux du Père commun [2]. » « Ce n'est pas, ajoute-t-il dans sa lettre à Mgr Odet, du 7 août 1799, que je ne considère ces choses que sous le rapport qu'elles ont avec la prospérité des Etats. Je suis chrétien et je sais que je dois élever mes auditeurs au-dessus de cette vie passagère. Mais il faut cependant que, prêchant à des Législateurs, je les prévienne, dans l'occasion, de la politique impie et désastreuse de nos voisins. Sans heurter personne, je dis la vérité tout entière et ma franchise a concilié à notre ministère l'estime de plusieurs habitants de cette ville. »

L'auditoire du Père Girard était on ne peut plus attentif à ces instructions vivantes, tout empreintes des besoins du temps. Aucune de ses paroles ne passait inaperçue à Berne, surtout dans le milieu des autorités helvétiques : curiosité, désir sincère de s'instruire dans la religion en un temps où l'on commençait à en constater la nécessité, après les excès d'une révolution antireligieuse ; mais aussi, par ailleurs, quelle surveillance étroite de la part des hommes au pouvoir, toujours dans l'inquiétude de quelque manifestation intempestive contre le régime établi ! Ayant pris une fois pour son sermon le texte de Jérémie pleurant sur les ruines de Jérusalem : *Seigneur, rendez-nous nos anciens jours*, le Père Girard reçut un avertissement du Ministère de n'avoir pas à en appeler à la réaction. Ce n'était d'ailleurs pas son intention. Indifférent à la forme politique du gouvernement, il

[1] *Souvenirs*, p. 73.
[2] *Souvenirs*, p. 73.

n'avait voulu qu'en appeler à « l'antique piété, à l'antique justice, à l'antique loyauté et à l'antique amour de la patrie ».

A côté du service divin et des sermons, le Père Girard s'occupait des catéchismes, de la visite des malades et des prisonniers. « Les malades me prenaient chaque jour beaucoup de temps », dit-il. En les visitant, il s'entretient avec chacun d'eux en particulier pour les consoler, à défaut des Sœurs dont il regrette l'absence à Berne : « Dans les hôpitaux, quoique propres et bien tenus, je regrettais souvent de ne pas rencontrer ces Sœurs hospitalières dont on ne saurait remplacer le dévouement religieux. » Il assiste les mourants, les soutenant dans leur dernier combat, et il accompagne les morts jusqu'au cimetière, tandis que « la Réforme peu humaine » les abandonne sans les avoir soutenus dans le moment suprême, sans les accompagner à la dernière demeure.

Il eut aussi à s'occuper des orphelins et des réfugiés des cantons primitifs, placés dans les familles bernoises, et dont l'éducation catholique lui est confiée. Ce furent « trente et quelques enfants qui restèrent à Berne pour former mon église naissante ». Il leur fait le catéchisme en son domicile, trois fois la semaine, et les forme au chant de la messe. Les Bernois tinrent à ce que ces réfugiés restassent fidèles à la religion de leurs pères et ils poussèrent « la délicatesse jusqu'à demander ma direction pour la nourriture des enfants en carême et aux jours d'abstinence ».

C'était confirmer le Père Girard dans cette charité chrétienne dont il avait fait la base de son ministère parmi les réformés : « Ici, la chose parle assez d'elle-même, et tout ce que j'ajouterais à la louange de cette touchante délicatesse religieuse ne pourrait qu'affaiblir le simple narré des faits. Depuis lors, je me suis dit souvent que, si j'avais ignoré cette parfaite tolérance, Berne me l'aurait apprise [1]. »

Tolérance et orthodoxie.

En un temps où la tolérance n'était guère conciliable avec l'orthodoxie et la fidélité religieuse, dans l'esprit de beaucoup de chrétiens, on ne manqua pas d'en faire un crime au Père Girard. « On veut nous dire aujourd'hui que la tolérance est le froid, le profond indifférentisme. » Le curé de Berne proteste qu'on peut être très attaché à sa

[1] *Souvenirs*, p. 77.

religion, y voir la seule expression complète de la vérité, et cependant ne pas vouloir haïr et persécuter ceux qui en pratiquent une autre ; que l'on peut même favoriser à ceux-là l'accomplissement de leurs devoirs propres car chacun doit agir selon sa conscience ; et il professe avec l'Apôtre que tout ce que l'homme fait contre sa conviction est péché.

Nous ne pouvons affirmer la collaboration du Père Girard à une brochure que le chanoine Fontaine publiait à cette époque sur la matière[1]. Mais nous y trouvons certainement beaucoup de ses idées. « Pour être tolérant, se demande l'auteur de la dissertation, faut-il faire profession de croire que toutes les religions sont également bonnes, également utiles, et qu'il est, par conséquent, fort égal de quelque religion que l'on soit ? C'est là, ajoute-t-il, l'idée que bien des gens se font de la tolérance ; et cette idée est très erronée : elle tend même nécessairement à détruire toute religion. » Et, après avoir démontré l'inégalité foncière des différentes religions, l'auteur conclut : « Il est donc évident que le système d'un indifférentisme insouciant qui croirait devoir donner un égal sentiment à tous les cultes, loin d'être prescrit par la tolérance, est une erreur grossière et un défaut manifeste de vrais principes. » Mais de l'indifférentisme au respect des convictions d'autrui, il y a toute la marge de la fausse à la vraie tolérance, qui n'est autre que la charité.

La tolérance du Père Girard ne le laissait d'ailleurs pas indifférent et satisfait devant l'hérésie ou l'erreur. Il aurait voulu ramener tous les chrétiens à l'unité de la foi et à l'unité de Pasteur. Mais pendant que ses contemporains se tenaient sur une défensive jalouse et lointaine, le curé de Berne visait à la conquête et il jugeait que la meilleure méthode pour y parvenir était de prendre contact, d'aplanir la voie par la charité qui ferait tomber les barrières et préparerait les âmes à recevoir la vérité : « C'est par le cœur que l'on pénètre dans les intelligences », avait-il coutume de dire ; impossible d'atteindre les intelligences et d'y faire éclore la vérité, si les cœurs restent fermés.

C'est par le cœur que se fera l'union avant de se faire dans les esprits, écrit-il dans ses *Souvenirs*. Mais, pour cela, il faut d'abord reprendre contact : « J'aurais voulu que l'antique mur de séparation tombât en ruines et que nous nous donnassions le baiser de paix au

[1] *Un mot sur la Tolérance religieuse, d'après les lumières de la raison*, du chanoine Fontaine, chez Piller, imprimeur, 1800.

pied d'un même autel, et après avoir reçu le pain des anges à la même table... Cependant, je savais bien que l'œuvre de plusieurs siècles ne se détruit pas en un instant [1]. »

Tout l'effort de sa vie ira à préparer cet heureux instant. Et l'on se méprendrait sur son esprit de tolérance et de collaboration si l'on ne se souvenait du but qui, en toutes ses actions et paroles, s'offrait à ses regards. On lui reproche de ne pas faire de la controverse en chaire pour démontrer la vérité aux hérétiques. Il répond que la controverse désunit. « C'est beau d'avoir du zèle, dit-il, mais il faut le zèle selon la science et le zèle avec la charité. Autrement, on élève le mur de séparation au lieu de le baisser, on le fortifie au lieu de le ruiner... Ah ! s'il y a un moyen de nous réunir, le chemin doit passer par le cœur ; les esprits seront bientôt d'accord si jamais les cœurs peuvent s'entendre [2]. »

Oui, ce retour à l'unité par la charité, ce fut le rêve de toute la vie du Père Girard. S'il renonce à toute polémique ; si, dans ses écrits, il évite tout ce qui peut blesser les protestants ; si, en tout, il a pratiqué cette tolérance, que d'aucuns ont taxée de faiblesse ou d'indifférentisme, devant la diversité des dogmes et des cultes, ce fut toujours pour ne pas poser un obstacle à ce retour et ne pas élever plus encore le mur de séparation.

Quelle est, en somme, la position du Père Girard devant le protestantisme ? Fidèle à son désir d'éviter la controverse, il ne l'a peut-être jamais déclaré publiquement. Mais ses *Souvenirs* nous permettent de pénétrer dans l'intimité de sa pensée sur ce point comme en beaucoup d'autres. Nous avons déjà vu qu'il respecte le protestant de bonne foi et qu'il croit à la possibilité de son salut. Cela ne l'empêche point de repousser énergiquement le principe même de la Réforme, le libre examen dont sont issues toutes ses erreurs : « Dès longtemps, je regardais ce principe comme erroné, mais ayant les sectaires bernois en présence et leur brochure sous les yeux [3], je sentis plus que jamais

[1] *Souvenirs*, p. 89.

[2] *Souvenirs*, p. 90.

[3] « En 1801, on vit paraître une brochure abominable, remplie de citations de l'Ecriture, où, au nom du Ciel, on prêchait l'abolition de la propriété, le renversement des tribunaux, la dissolution de l'ordre social, de l'Eglise et même de la famille. » Il est évident que le Père Girard ne parle pas ici des Bernois en général, qu'il loue, d'autre part, pour leur tolérance et leur charité, mais d'une secte particulière, fidèle jusqu'au bout au principe du libre examen, où l'auteur des *Souvenirs* voit le mal fondamental du protestantisme.

combien il était déraisonnable et fâcheux pour la chose chrétienne. Sans doute, la foi est libre. Il est même ridicule de vouloir lui commander: car comment saurez-vous si elle vous obéit ? Elle réside dans un sanctuaire inviolable, où l'œil de l'homme ne pénètre pas, encore moins la violence... Cependant, autre chose est de commander la foi et autre chose de l'inspirer et de la diriger. Elle se rend aux raisons parce qu'elle s'appuie sur elles. Le plus souvent, cependant, elle se contente de l'autorité pour toute preuve, et la parole d'autrui devient toute sa raison. »

Le libre examen est d'ailleurs une pure illusion : on ne présente pas au peuple l'original de la *Bible*, mais une traduction, ou une traduction de la traduction. N'est-ce pas lui imposer déjà sa manière de voir ? et n'est-ce pas une dérision de prétendre qu'on laisse le peuple libre de juger quand on a jugé pour lui ? Dérision qui n'empêche point d'ailleurs les funestes effets du principe dont l'application met le protestantisme en opposition avec la volonté clairement manifestée de Jésus : « Le fait est que le Sauveur n'a point établi sa belle et grande œuvre sur un écrit quelconque, mais sur le ministère de la parole. Jésus a dit : Allez, enseignez ; la doctrine doit être enseignée au nom de l'autorité compétente et non édifiée au nom d'un individualisme incompétent, qui ne peut aboutir qu'à la contradiction et au désordre. » La société chrétienne a été fondée sur la parole et devait se perpétuer par elle « dans la tradition contrôlée elle-même par l'autorité compétente ». Le principe des réformateurs est donc un véritable renversement de l'ordre établi par le Sauveur, ordre conservé par les apôtres et suivi constamment par l'Eglise universelle[1]... »

Le ministère de la parole a précédé l'écriture, et celle-ci devant être interprétée ne peut l'être que par l'autorité du ministère de la parole conférée à l'Eglise enseignante. Est-ce à dire que les livres sacrés ne doivent être consultés et médités ? « A Dieu ne plaise que je ne veuille déprécier les livres sacrés. Je les vénère ; je demande que les ministres de la parole s'en nourrissent ; je veux même, à certaines conditions, les mettre entre les mains de la multitude, les uns en extrait, les autres en entier ou à peu près ; mais je me suis convaincu que la Réforme a interverti l'ordre établi par le Sauveur, en invitant le monde chrétien à puiser lui-même son symbole et sa loi dans les Ecritures, quand il n'appartient qu'au ministère de la parole d'aller prêcher

[1] *Souvenirs*, p. 110.

l'Evangile par toute la terre et d'enseigner à toute créature ce que le divin Maître a ordonné [1]. »

Le protestantisme porte en lui un principe de dissolution qui doit l'amener fatalement à la ruine. S'il résiste si longtemps à ses conséquences naturelles, c'est que pratiquement le principe n'y est pas appliqué dans toute sa rigueur : le protestantisme a conservé le ministère de la parole « de fait » tout en y renonçant « de droit », en renonçant à son autorité : « Un ministère de la parole enseignant positivement, comme les apôtres l'ont fait et leurs successeurs à leur suite, ne peut convenir qu'à l'Eglise qui met en tête la prédication ; dans le principe de la Réforme, il est une véritable inconséquence... Pour se séparer de l'Eglise catholique, il a fallu crier à la liberté ; et, pour empêcher une entière dissolution, on a dû conserver tacitement le joug solitaire de l'autorité [2]. »

Le protestantisme résiste à son propre principe de dissolution, il continue à vivre et à porter des fruits par le catholicisme qu'il porte encore en son sein. « On a comparé les églises protestantes à des branches détachées de l'arbre antique. Cette comparaison n'est pas juste, à mon avis. Depuis trois siècles, les branches auraient séché complètement ; et pourtant, elles ont du feuillage vert, elles portent aussi de belles fleurs et de bons fruits, Dieu soit loué ! C'est que les branches ne sont qu'en partie détachées, comme on en voit aux arbres après l'orage. Elles y tiennent encore et elles reçoivent leur sève de la tige et des racines... »

Le Père Girard voit le moment où ces branches brisées se détacheront complètement de l'arbre par leur propre poids ; et alors, ce sera la sécheresse complète. Il faut donc réparer le désastre de l'orage du seizième siècle, ressouder les branches, revenir à l'unité de l'arbre du Christ, à l'unité de l'Eglise qui est le corps du Christ, la mère commune de tous les fidèles dans le Christ, la bonne mère que des filles ingrates ont quittée pour s'en aller à leur perte, puisqu'elles tiennent tout d'elle. Certes, cette mère, pour autant qu'elle est de cette terre, a pu avoir ses taches et ses rides, dont elle peut d'ailleurs toujours se libérer en vertu du principe d'éternelle jeunesse qu'elle porte en elle ; mais, était-ce une raison pour ses filles de l'abandonner ? est-ce une raison de ne point revenir à elle par qui vient toute vie ? « Venant du ciel,

[1] *Souvenirs*, p. 114.
[2] *Souvenirs*, p. 114-116.

la religion est sainte et pure ; mais sur notre terre et entre nos mains, elle doit perdre quelque chose de ses grandeurs et de ses grâces célestes ; elle reste divine mais elle devient aussi humaine, elle prend une face humaine. Le parfait, sur la terre, n'est qu'un idéal, une belle et séduisante image que nous devons retenir devant les yeux et dans nos désirs, pour nous en rapprocher de plus en plus, mais il ne faut pas l'exiger de ce qui nous environne et repousser ce qui est bien parce qu'il devrait être meilleur [1]. »

Ces quelques notes, puisées dans les *Souvenirs* du Père Girard, suffisent à démontrer l'esprit qui l'animait devant le protestantisme : esprit de tolérance et de charité, mais aussi claire perception de l'erreur et des remèdes à apporter pour revenir à l'unité de la robe indivisible du Christ : « La chrétienté, dans l'intention du Fils unique, doit former une Eglise, un troupeau, un royaume, un champ, un édifice, un filet... Telles sont les images de l'Evangile, et ces images ne permettent aucune division ; elles réclament l'unité de la foi pour obtenir des fidèles un cœur et une âme... A cet égard, l'Eglise catholique a pour maxime cette parole de saint Augustin : Accord dans le nécessaire, liberté dans ce qui ne l'est pas et charité en toute chose. »

C'est par cet ultime appel à l'unité et à la charité, qui restera le programme de toute sa vie, que le Père Girard, exilé volontaire à Lucerne, après la chute de son école à Fribourg, terminait la première partie de ses *Souvenirs*, la seule qui nous soit conservée intégralement.

Sa position vis-à-vis du protestantisme étant ainsi clairement définie, nous serons plus à l'aise pour parler de ses efforts d'union et de conciliation pendant sa période d'activité à Berne.

Dès 1799, il propose à Mgr Odet une entente au sujet de la célébration des fêtes : « Je suis chargé, lui écrit-il, de vous présenter un plan au sujet de nos fêtes que l'on voudrait faire rencontrer avec celles des protestants, dans cette commune seulement [2]. » Mais voilà que bientôt se présente une nouvelle occasion de rapprochement entre les deux confessions. Devant l'ennemi commun, elles doivent s'unir pour mieux se défendre. Les protestants le désirent. Le Père Girard propose de répondre favorablement à cette offre de collaboration : « Le Conseil ecclésiastique de Berne, qui ne perd pas de vue un seul instant les intérêts de la religion et de l'Eglise en général, me charge

[1] *Souvenirs*, p. 118.

[2] Lettre du P. Girard à Mgr Odet, 7 août 1799. Archives de l'Evêché, Fribourg. Nous citerons désormais A. E.

de vous faire passer ce petit ouvrage [1]. Il désire que les préposés catholiques unissent leurs efforts aux siens et il espère que, travaillant tous de concert, nous réussirons mieux à confondre et à paralyser le philosophisme du jour qui tend à détruire en même temps la religion, les mœurs et tout ordre social.

Je désire, Monseigneur, que vous écriviez quelques lignes au doyen Ith comme chef du Conseil ecclésiastique de Berne. Mes souhaits s'étendent même plus loin : je voudrais que vous vous mettiez en correspondance avec lui sur les intérêts communs des deux Eglises. Par là, vous correspondrez avec toute l'Eglise protestante de la Suisse, parce que, dans ce moment où l'union est si nécessaire, tous les Conseils ecclésiastiques de notre pays s'adressent au Doyen de Berne comme étant l'homme le plus marquant et le plus propre à régler les affaires communes. Si vous étiez resté à Wihler, il vous aurait fait une visite, car il désirait depuis longtemps se concerter avec Votre Grandeur sur des objets qui sont d'une égale importance et pour les uns et pour les autres [2]. »

Le Père Girard ne limite d'ailleurs point ses efforts de conciliation au seul Evêque de Fribourg. De par sa position au siège des autorités helvétiques, ne serait-il pas appelé à remplir auprès d'elles l'office d'intermédiaire et d'unification que remplissait le doyen Ith pour les Eglises protestantes ? C'est toute la Suisse catholique qu'il veut entraîner dans cette union pour la défense des intérêts communs, union tout extérieure au début, mais qui pourrait peut-être préparer un retour à « l'unité de foi et à l'unité de pasteur », comme il s'exprime dans ses *Souvenirs* : « Je suis aussi chargé, continue-t-il dans la même lettre à Mgr Odet, de faire passer des exemplaires du présent ouvrage aux différents commissaires épiscopaux de la Suisse catholique, et je serais bien réjoui si cette démarche pouvait préparer cette union d'efforts qui est depuis longtemps le vœu le plus ardent de mon âme... Qui sait d'ailleurs si cette réunion partielle ne préparera pas insensiblement une réunion plus parfaite que nous devons tous désirer. »

Il ne s'agit pas, d'ailleurs, de renoncer en rien aux droits de la vérité et à ceux de la hiérarchie catholique : « Ne craignez pas, Monseigneur, que ce rapprochement si utile et même si nécessaire dans les circonstances pénibles où nous nous trouvons, puisse en rien com-

[1] Il s'agit des projets de concordats dont il sera parlé plus loin.
[2] Lettre du 6 mai 1800. A. E.

promettre la place éminente que vous occupez. » Le Père Girard ne voit-il pas une reconnaissance implicite de l'autorité de l'Eglise qu'il représente, dans les égards qu'on lui témoigne à Berne : « Le Conseil ecclésiastique m'a fait dernièrement l'honneur de m'inviter à un repas de corps. On m'a témoigné tous les égards, et la première « santé » que l'on a portée a été la mienne. »

Candeur ingénue peut-être comme dans le passage suivant qui ne manque pas non plus de pittoresque : « Après le dîner, on a fait une promenade ; et la ville de Berne a été témoin de la bonne harmonie qui règne entre les ministres des deux cultes [1]. »

Quoi qu'il en soit, le Père Girard revient en octobre 1800 sur les projets de concordats présentés par le doyen Ith : « L'ouvrage des préposés de l'Eglise protestante renferme trois choses : 1° une nouvelle organisation des pouvoirs ; 2° un concordat avec le gouvernement ; 3° un concordat avec l'Eglise catholique [2]. »

Relativement au premier point, le curé de Berne se plaît à constater que la nouvelle organisation protestante est calculée sur celle de l'Eglise catholique. L'on n'est pas arrivé cependant à créer une autorité centrale « parce que l'on ne pouvait pas heurter de front les ministres qui veulent l'égalité — et ils sont nombreux, ajoute le Père Girard. L'un d'eux m'a dit que s'il fallait un Pape, il était tout fait ».

Pourquoi pas ? Et le Père Girard ne désespère pas d'amener les protestants à cette solution logique. Il voit un premier pas dans la réalisation de ce rêve dans le projet de concordat avec l'Eglise catholique, qui lui « paraît raisonnable », dit-il. « Si dans les articles 4 et 5 il s'agit de convenir des vérités qui sont communes aux deux Eglises, il y est expressément dit qu'il ne s'agira point de controverse puisqu'il ne sera pas question de la réunion des Eglises et que chacune conservera ce qui lui est propre, en s'engageant cependant de ne pas se haïr... Cette démarche sera cependant un premier pas vers la réunion si toutefois elle devait se trouver dans les desseins de la Providence. On verra que la différence est moins grande qu'on ne se l'imagine communément. On sera plus juste et, par conséquent, plus près de s'estimer et de s'aimer ; et c'est par là qu'il faut commencer si jamais l'on doit s'entendre [3]. »

[1] *Ibid.*
[2] Lettre du 6 octobre 1800. A. E.
[3] *Ibid.*

Comme l'on voit, le Père Girard est toujours fidèle à son idée du rapprochement par le cœur pour parvenir ensuite à l'entente des esprits. Qu'il y ait en tout cela une part de naïveté et d'imprudence, c'est possible. Mais on ne pourra pas lui dénier les meilleures intentions du monde. L'instant est favorable : « A la faveur de la seule liberté de culte, nous avons des Eglises à Berne et à Bâle qui sont sous la sauvegarde d'une Constitution qui, en bannissant les cultes exclusifs, a visiblement favorisé le nôtre. »

Pourquoi ne profiterait-on pas de l'occasion exceptionnelle pour ramener au bercail les frères séparés ? « On pourrait, d'ailleurs, consulter le premier Pasteur. » Mais il convient que le Souverain Pontife soit informé convenablement de la situation en Suisse pour qu'il puisse juger en connaissance de cause.

Là où l'entente pourrait être plus difficile, c'est dans les relations de l'Eglise avec l'Etat que les protestants conçoivent sous un autre jour que les catholiques. Dès ses origines, l'Eglise protestante s'est identifiée avec l'Etat. Le gouvernement que l'on voulait flatter en devint le chef. La révolution frappe le pasteur, et les ouailles sont dispersées ! Combien il importe que les deux puissances restent bien distinctes ! Elles doivent s'unir sans doute pour le bien commun, mais toujours sans se confondre. Plus je lis l'histoire de l'Eglise, plus cette vérité se consolide dans mon esprit [1]. »

Pendant que l'Eglise catholique a toujours revendiqué son indépendance vis-à-vis de l'Etat, les diverses confessions protestantes croient toujours devoir y chercher un appui. Le projet du doyen Ith n'y fait point exception : « Le concordat avec le gouvernement suppose l'indépendance de l'Eglise, il l'énonce, mais, contre toute attente, il demande la sanction de l'Etat pour la nouvelle organisation et voudrait en faire un code de lois civiles. Il faut attribuer cette inconséquence d'abord à la faiblesse des préposés qui, sans le concours du gouvernement, ne viendraient pas à bout peut-être d'amener leurs confrères à la subordination qu'ils désirent introduire. Il faut encore l'attribuer à l'habitude. Autrefois, le gouvernement était le chef de l'Eglise, et l'on a de la peine à se débarrasser de cette vieille idée consacrée par l'usage de deux siècles et plus [2]. » (*A suivre.*)

[1] Lettre du 21 septembre 1800. A. E.
[2] Lettre du 6 octobre 1800.

Briefe Glareans an Aegidius Tschudi.

(1533-1561)

Herausgegeben von Dr. Emil Franz Jos. MÜLLER.

(Fortsetzung.)

Nr. 1.

1533. 15. August. [1]

Glarean übersendet Tschudi [2] die Chronologie zu Livius, zu der Erasmus das Vorwort schrieb, und die ihm großen Ruhm bei Gelehrten eintrug. Er lobt Tschudis Fleiß und Eifer, den dieser für seine Rhaetia aufwendet. Bericht über seinen Besuch beim Propste von Klingnau und über die Reise mit diesem nach St. Blasien. Tschudi möge sich um die Vermittlung des Streites zwischen dem Abte von St. Blasien und Wolfgang von Landenberg annehmen. Grüße an Tschudis Frau und den Untervogt Kaltzwetter.

Atque eccum tibi, ornatissime Aegidi, quem certe missurum me promiseram codicem [3] dignum et te et me munus, quod doctis multis in Europa viris placuit, ut eorum ad me datae litterae testantur. Inter quos *D. Erasmus* parens ac praeceptor noster, primus ut sol inter astra, tenet qui prefatione in hunc auctorem paucis quidem illis sed oppido elegantibus verbis planum fecit, quod haec chronologia novum

[1] Zu Nr. 1 bis 3 fehlt in allen Abschriften die römische Datierung, und es ist nur jene des Kopisten gegeben, deren Nachprüfung somit unmöglich ist.

[2] Gilg Tschudi weilte 1533–35, was für die Nr. 1 bis 6 zu beachten ist, als Landvogt auf dem Schlosse in Baden.

[3] Es handelt sich um die 1531 erschienene « Chronologia s. temporum supputatio in Omnes T. Livii Decadas » (vgl. *Fritzsche*, 93). Das Tschudi übersandte Exemplar besitzt heute die Aargauer Kantonsbibliothek (ebda. 133). Es war ursprünglich für Bischof Balthassar Merklin von Konstanz berechnet. Auf ihn und diese Widmung bezieht sich die Stelle im Briefe Glareans an Joh. Lasco vom 4. März 1532 : « is bonus vir fuit et apud Maximilianum Caesarem olim meus examinator ut vocant, sed tamen videre non potuit nostram in eum gratitudinem ante e vivis cessit » (Epist. clar. viror. Nr. 8, p. 14 ff.). — Das Vorwort des Erasmus in Erasmi epistol. Nr. 1140.

lumen auctori Livio attulerit. Idem *Andreas Alciatus* [4], qui nunc Biturigibus in Gallia jura publico profitetur, litteris nuper scriptis testus est. Deo opt. max. habeo gratiam qui nomen meum celebre facere dignatus est apud christianitatis proceres. Principibus placuisse viris non ultima laus est inquit Flaccus. Sed de hoc nunc satis. Operam ac industriam tuam de Rhaetiae atque Helvetiae antiquitate mirum in modum laudo ac plurimum te hortor, ut ita porro in his pergas, nam erit aliquando Deo dante tempus cum plus otii nacti fuerimus, ut ea in suum redigamus et ordinem et splendorem non absque tui nominis merita gloria. Hoc enim tibi persuasum volo te mihi ex animo charum et me id annixurum, ut unacum nomine Glareani celebre sit et Aegidii mei Scudi nomen. Hoc meruit cum virtus tua tum parentis tui eximii viri in me ac totius familiae vestrae favor, denique affinitas tua per uxorem cognatam meam contracta [5] qua re vix quicquam aliud gratius mihi contingere potuit. *D. Praepositus* in *Klingnow* [6], ut audivit me tibi charum et per propretorem *Ca[illegible]* [7] commendatum, tanta humanitate me excepit domi suae, ut vix dici queat, nec contentus eo munio accepto insuper equo usque ad St. Blasium per sylvam Hyrciniam me deduxit, ubi etiam a conventu huius coenobii benigne exceptus sum atque munificentissime tractatus. Quare ego per amicitiam nostram te oro dignum virum illum cognoscere ac ei mei causa,

[4] Andreas Alciatus (1492–1550), italienischer Humanist und einer der berühmtesten Juristen seiner Zeit. 1529–33 war er Professor der Rechte in Bourges. *E. v. Möller* (Andreas Alciatus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der modernen Jurisprudenz. Heft 25 der Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechtes. Berlin 1907) bezeichnet ihn als Stifter der humanistischen Schule in der Jurisprudenz des XVI. Jahrhunderts. Über seine Beziehungen mit Glarean ist weiter nichts bekannt.

[5] S. oben, p. 121.

[6] 1527–40 war Propst von Klingnau Johannes Wagner v. Zurzach. Er war 1540–41 Abt von St. Blasien. *Joh. Huber*, Die St. Blasier Pröpste in Klingnau und Wislikofen (Freiburger Diözesanarchiv, IX [1875], 363).

[7] Jakob Kaltzwetter wurde durch die Luzerner Tagsatzung v. 26. Dez. 1526 zum Badener Untervogt gewählt (E. A. IV, 1. A, 1027). Er war anfänglich eifriger Altgläubiger (*Fricker*, Geschichte der Stadt Baden, p. 112 u. 118. Archiv für Schweiz. Ref.-Gesch. III, 430), nahm aber später eine zweideutige Haltung ein (*Strickler*, A. S. II, 33), sodaß die kath. Orte nach Kappel wiederholt seine Absetzung in Erwägung zogen (ebda. IV, 1685; E. A. IV, 1. B, 1335 u. IV, 1. C, 345). Tschudi dagegen scheint ihm als Landvogt vertraut zu haben (Archiv f. Schweiz. Ref.-Gesch. I, 635). Er gehörte zum Badener Freundeskreis Glareans; 1537 stieg dessen Frau bei ihm zur Badekur ab (Nr. 9). Er starb 1537, (*W. Merz*, Wappenbuch der Stadt Baden, p. 144). Ein Sohn von ihm tat Botengänge nach Freiburg und war mit Herkules Tschudi, wohl von der Landvogtszeit des Vaters her, befreundet (Nr. 11).

tametsi hoc beneficium tibi acceptum refero, illi gratias agere, quod in tui favore me tam benigne suscepit, ut sentiat meas apud te etiam preces valere, qua re vix mihi quicquam gratius facere poteris. Denique cum nescio, quid litis inciderit inter *D. Abbatem St. Blasii* [8] et *Wolfgang a Landenberg* [9] affinem meum, tu si ea de re sollicitaberis geras te bonum mediatorem, quod cum utriusque partis gratia illaesis omnibus facere poteris. Utrique parti multum debeo, sed res, ut opinor, per bonos ac graves viros facile componetur, ne in tragoediam exeat. Sed nunc desino molestus esse tibi. Vale. *Friburgi Brisgove* a. Ch. n. MDXXXIII. Saluta meo nomine uxorem tuam et propretorem *Cazwetter*.

Nr. 2.

1533. 5. September.

Glarean dankt Tschudi für seine wissenschaftliche Mithilfe und für die Verwendung zu Gunsten Egolf Offenburgers. Er empfiehlt ihm den Landenberg-Handel und den Propst von Klingnau und wünscht Rücksendung des Livius mit Begleitbrief. Grüße.

Neque diligenter relegendi neque respondendi satis digne tempus nobis fuit. Habeo autem tibi ingentes gratias pro tuis tantis laboribus. Unum oro, ne te mei causa tantum fatigare velis. Nam olim conveniemus per otium et quae collegeris intra aliquot dies relegam. Negotium sane est quod multum judicii requirit. Habeo etiam gratiam, quod *Aegolpho* [1] affini meo in negotio affueris. Si quid de *Landenberg* salte inciderit facies rursus amice. Scripseram in litteris prioribus de praeposito in *Klingnow*, ut eum nomine meo commendatum habere velis, nam plus quam humaniter me tractavit. Livium redditum scribis, sed velim etiam litteras cum eo te recepisse, quod equidem ex litteris tuis non prorsus notare poteram. Vale et me ama. Propretorem *Cazwetter* et ludimagistrum uxorem tuam et totam familiam tuam meo nomine salutato. Friburgi ex aedibus D. a Stauffen. [2]

[8] Abt von St. Blasien war 1532–40 Gallus Haus aus Möhringen (*Jos. Bader*, Das ehemalige Kloster St. Blasien. Freiburger Diözesanarchiv, VIII, 1874, p. 141).

[9] Die Verwandtschaft Wolfgang v. Landenbergs (H. B. L. IV, 589, Nr. 38) mit Glarean und den in Frage stehenden Streithandel konnte ich nicht abklären. Er war 1531 in Glareans Pensionat (*Schreiber*, p. 84). — Über den Einfluß Tschudis beim Abte Gallus von St. Blasien, vgl. Argovia, IX, 194 ff.

[1] Egolf Offenburger, der Schwager Glareans, s. o. p. 120. — Glarean erwähnt ihn auch 1548 (Freiburger Geschichtsblätter 1902, p. 175).

[2] Die Freiburger Wohnung Glareans, s. o. p. 114.

Nr. 3.

1533. 12. November.

Glarean dankt für übersandte Nachrichten. Er war jüngst im Elsaß, wo ihn der königliche Statthalter v. Geroldseck gastfreundlich aufnahm. Er berichtet vom Türkenkriege. Im Elsaß ist der Wein gut, im Breisgau mehr als mittelmäßig geraten. Bemerkungen über Beatus Rhenanus. Grüße.

Gratae fuere litterae tuae ornatissime D. Aegidi praecipue quod de rebus novis audirem, quae grata erant quamquam finem rei non video, sed ita sunt haec humana. Paucis ante tibi respondeo fessus ex itinere quod mihi fuit his diebus per Elsatiam, nam negotia me ad Ensisheim tulere, ubi benigne susceptus sum a regio praeside qui est a *Geroldseck*[1] vir perhumanus et dignus qui ab omnibus doctis celebretur. In eius mensa inter alia haec audivimus *Andream de Aurea*[2] Coroneam[3] obsidione liberasse et Turcas terra marique cessisse aliquot item naves Turcicas captas ac direptas oppidum nove armatum milite hispanico ipsum ducem .....[4] Turcorum classem ut capiat. Haec sunt quae de rebus Christianis libere audivi. Cetera vel nulla sunt vel quae quotidie ipse isthic audis. Es nempe in loco quo magna mundi portio confluit et res item novae quotidie adferuntur tum verae tum falsae. Nos omnes hic recte valemus et te valere optamus. Vina in Elsatia feliciter evenere in Brisgoa ultra mediocritatem. Sed locos tu quae ad me de *Beati Rhenani* opinionibus non admodum probatis dedisti licetne illi ostendere? Nam puto eum brevi huc venturum. Quod si licebit curabo, ut brevi accipiat. Siquidem ipse tardabit huc venire, proximis igitur litteris tu mihi hoc significato. Audeamus illi indicare scriptum enim tuum mihi vehementer placet, sed ut illi placiturum sit nescio, nam non omnes aequo ferimus animo, si aliquando erroris coarguamur. Sed quid hoc ad te. Socrates amicus magis amica veritas, ut Aristoteles dicere solebat. Vale charissime Aegidi et uxorem tuam meo tum uxoris meae item nomine plurimum salutato. Friburgi Brisgoae A. Ch. 1533.

[1] Gangolf v. Geroldseck, † 1549. (Oberbadisches Geschlechterbuch, I, p. 435.)
[2] Andreas Dorea, Generalkapitän der kaiserlichen Flotte.
[3] Über den Seesieg Doreas und die Eroberung von Koron und Patras in Kleinasien um Mitte September 1532, vgl. *Pastor*, IV, 2, p. 459.
[4] Lücke in allen Handschriften.

Nr. 4.

1533. 8. Dezember.

Dank für den Brief. Gerücht, daß Rom neuerdings von den Kaiserlichen besetzt und der Papst Karl V. verdächtig sei. Bei Glarean weilt der Bündner Friedrich von Salis. Grüße und Wünsche.

Glareanus Aegidio Scudo praetori S. D. Obviis, ut aiunt, ulnis litteras accepi tuas charissime D. Aegidi. Sed rerum novarum nihil minus est quod equidem sciam, nisi quod hic rumor potius est quam recta relatio Romam a Caesareanis rursus occupatam Pontificemque max. Caesari esse suspectum quod utinam in bonum reipublicae christianae cedat.[1] Est hic mecum Dom. *Fredericus a Salicibus*[2] Rhaetus, Rudolphi Filius, qui aliquot hebdomadibus hic maluit esse quam alibi male horas perdere, tibi ut puto optime notus. Hic rogavit me, ut abs te hoc officioli peterem videlicet litteras hisce inclusas, si commode possis, per aliquem nuntium Solodurum mittere[3] non conductum nuntium, sed si casu ablatus alioqui fuerit ut saepius inveniuntur. Id amabo mei causa facito, quamquam ille cum suis melius gratiam referre potest quam ego. Sed non dubito te mihi hoc non denegaturum. Vale felix cum universa familia tua. Saluta uxorem tuam nomine meo plurimum. Friburgi sexto idibus decembr.

[1] Es handelt sich um die Spannung zwischen Karl V. und Klemens VII., die durch die Verheiratung der Katharina v. Medici mit dem Herzog Heinrich von Orléans entstanden war. *Pastor*, Geschichte der Päpste, IV, 2, 536.

[2] Friedrich von Salis zu Promontogno und Samaden (1512–70) (H. B. L. VI, p. 16). Er war 1527 in Basel und 1529 in Freiburg Schüler Glareans (*Mayer*, Matrikel, p. 274, Nr. 43, und *O. Vasella*, Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur, p. 169, Nr. 489). Er bediente sich ebenfalls Tschudis für eine Geldsendung an Glarean. Am 16. Mai 1534 schreibt er von Zürich aus an Aegidius: Mitto *D. Glareano* coronaros solares 18 his litteris inclusos quare primo quoque tempore cum fidum nactus fueris hominem illuc ad eum vel etiam Basileam ad illum de Offenburg (Stiefsohn Glareans, Nr. 2, A. 1) proficiscentem cura rogo ut istae pecuniae *Glareano* portentur et facies mihi rem longe gratissimam. (Camerarius Familienakten, II, p. 164, Nr. 31.) Es dürfte sich hier wohl um die Pensionsschuld für den in diesem Briefe erwähnten Aufenthalt handeln. — Es sei hier noch folgende Notiz angefügt: 1546, 27. Juni, schreibt Augustin v. Salis aus Chur dem Gilg Tschudi, er habe einen Sohn in Zürich, der Chorherr in Chur sei, den möchte er gern dem Glareano zu fernerem Unterricht geben; er bittet, Gilg möchte diesen bei seinem Freunde bestens empfehlen (ebda. II, p. 175, Nr. 75).

[3] Camerarius' Copie fügt hier die Anmerkung ein: Petrus Lucas est, ad quem Soloduri mittantur litterae.

Nr. 5.

1535. 29. Mai.

Glarean ist mit Arbeit überlastet, aber bei guter Gesundheit. Er höre von der Einladung der Urner zur Glarner Kirchweihe ; da wird die Anwesenheit Tschudis von Gutem sein, denn solange die Prädikanten Unruhe stiften, kann das Vaterland keinen Frieden finden. Erasmus ist nach Basel gefahren.

Der Überbringer des Briefes ist ein wackerer Buchbinder der seine kranke Frau ins Bad führt. Glareans Schüler Hector Beroldingen ist fieberkrank. Der Kaiser hat einen siegreichen Zug nach Tunis unternommen.

D. Aegidio Scudo Glareanus S. D. Tantum mihi est negotiorum, suavissime Aegidi, ut gravius Aetna pondus me gestare credam. Tempus tamen suave dego inter tot labores modo. Christus opt. max. eam mihi custodiat sanitatem, qua nunc dego felicissime Deo gratia. Audio *Glaronenses* nostros invitasse *Uros* ad dedicationem [1], quod felix faustumque precor senatui populoque *Glaronensi*. Nec parva mihi spes est tua praesentia, quae patriae aderit [2], ut spero. Fascit Deus opt. max., ut haec haeresis aliquando facessat hinc ad extremos Arimaspos et pax reluceat patriae. Nam alioquin nulla spes quamdiu illi praedicantes tanta discordiarum semina spargunt in plebem facile irritabilem per se, etiam si nullus adsit daemon. *D. Erasmus* Basileam concessit, ut libro suo extremae faturae, ut ipse ait, adsit. [3] Nam nunc permisit Frobenianis typis. Qui has tibi adfert litteras vir est bonus librorumque concinator. Aegrotam habet uxorem, cuius gratia isthuc concessit, ut lavet ac sanetur. Cui si litteras dare voles diligenter, ut haud dubito, providebit. Filius Cos. Uri *Hector* [4] febriola laborat, sed spero illum propediem liberatum iri. Juvenis est bonus et bonae indolis ac omnibus carus. Rerum novarum hic nihil est, quam quod Caesar valida manu Africam minorem ac Mauritanias oppugnaturus ingentem facit expeditionem. *Tunes* promontorium fuit, cuius mentionem facit Livius 1, l. X secundi belli punici non ita longe ab initio :

[1] Die Glarner Kirchweihe (Sonntag nach Mariä Himmelfahrt) wurde 1535 am 15. August begangen.

[2] Tschudis I. Landvogtei ging an der Badener Jahrrechnung, die am 8. Juni 1535 begann (E. A. IV, 1. C, 503), zu Ende.

[3] Es handelte sich um den Druck des Ecclesiastes, worüber Erasmus 1536 starb.

[4] Hector v. Beroldingen, ein Sohn des berühmten Urner Landammanns Josua v. Beroldingen, wurde anfangs November 1534 in Freiburg immatrikuliert (*Mayer*, p. 292, Nr. 2). Er starb 1547 als Gardehauptmann in Bologna (Urner Neujahrsblatt, XVI, 1910, p. 44).

Caesar Augustus cum in Coloniam deduceret Carthaginem vetuit urbem eo loco eundi, quo antea fuerat, sed in eo potissimum loco unde Scipiones alter eam tributariam fecerat alter funditus deleverat manet hodie nomen Tunissa. Disce autem nomen, unde in Mauritaniam immigraverit haud equidem scire possum. *Bodmer junior*[5] fratri exscripsit hortatu meo quae D. *Litavibus Berus*[6] nuper *D. Erasmo* e Roma scripsit. Vale felix. Salutat et te et uxorem uxor mea. Datum ad quartas calendas Junias 1535.

Nr. 6.

1535. 5. Juni.

Beroldingen ist wieder hergestellt. Zur Kirchweihe zu kommen kann Glarean nicht versprechen. Was er von Erasmus schrieb, stammte aus dessen eigenem Munde ; Gott, der alle Lügen weiß, wird das übrige kennen. Grüße an die Glarner Freunde.

D. Aegidio Scudo praetori Glareanus S. D. Etsi prorsus nihil habebam quod scriberem, suavissime Aegidi, nolui tamen nuntium hunc prorsus inanem litteris meis remittere et hoc ipsum nihil quod habebam scribere. Filius cons. *Berolldinger* aegrotavit ad hebdomadas aliquot febricula, sed jam reconvaluit, Deo sit gratia ! De dedicatione Glaronensi nihil promittere ausim tantis implicitus curis et prioris anni expensis adhuc ustus. De *D. Erasmo* quae tibi scripsi ex ore ejus eripui.[1] Deus mentium cognitor reliqua novit. Uxor mea millies et te et uxorem tuam salutat. Novarum rerum hic prorsus nil audivimus. Omnia mussitant. Vale felix. Datum ut supra. In patriam regressus

[5] Jakob Bodmer aus Oberbaden, der am 16. Okt. 1534 in Freiburg immatrikuliert wurde (*Mayer*, p. 290, Nr. 36). Er war, wie aus Nr. 7 hervorgeht, der Bruder des mit Tschudi nahe befreundeten Badener Landschreibers Caspar Bodmer, an den auch ein interessanter Brief Glareans erhalten ist (Anzeiger für. Schweiz Gesch. III, p. 363). Jakob Bodmer starb 1542 als Chorherr in Zurzach (*W. Merz*, Wappenbuch von Baden, p. 32 ff.).

[6] Der berühmte Basler Universitätsrektor und Domherr Dr. Ludwig Bär, der seit 1529 in Freiburg lebte (*A. Burckhart*, Die Familie Bär, in Basler Biographien, I, p. 74 ff.). Er unternahm im Frühjahr 1535 auf Veranlassung des päpstlichen Legaten Aleander eine Romreise (ebda. p. 77). — Noch im Alter erinnert sich Glarean mit warmen Worten an die Freundschaft mit ihm (Nr. 32).

[1] Tschudi hat offenbar die Begründung für die Übersiedlung des Erasmus nach Basel angezweifelt.

saluta omnes meos amicos et fautores praecipue praetores *Schuesser* [2], *Tolder* [3], *Vogel* [4], *Hessium* [5], *Caligulam* [6], porro nepotem mihi carissimum *D. Henricum.* [7] (dat. nonis juniis)

Nr. 7.

1536. 4. Januar.

Glarean dankt für angebotene Gastfreundschaft. In Freiburg ist alles ruhig; eine kleine Überschwemmung hat den Professor nur leicht in Mitleidenschaft gezogen. Seit anfangs Oktober sind in der Stadt zirka 30 meist ältere Leute gestorben. Trotzdem es sich dabei nicht um Pest handelte, mußte Glarean, aus Rücksicht auf sein Pensionat, für einige Zeit die Stadt verlassen. Am 30. Dezember kam ein von einem Mädchen begleiteter Jüngling aus Basel zu Glarean und überbrachte Tschudis und Schulers Briefe. Glarean sah erst später, daß der Bote Tschudis Neffe gewesen war. Er verschwand sofort spurlos aus der Stadt. Wahrscheinlich hielt ihn das lutherische Mädchen, mit dem er herumzog, davon ab, sich zu erkennen zu geben. Einen andern Grund gibt es kaum, denn Glareans Haus ist wohl von bäurischem Aussehen, aber wie viele Grafen und Barone hat es schon beherbergt, und immer noch ist es als Pensionat begehrt! Grüße an alle altgläubigen Freunde in Glarus.

D. Aegidio Scudo Glareanus S. D. Habeo benignitati tuae multas gratias, humanissime Domine Aegidi, de tua tamen benigna oblatione hospitii, qua profecto si eguissem [1] nihil mihi gratius obtingere potuisset, sed Dei benignitate non egeo. Idem tamen Deus det, ut diutissime non egeam quod in ipsius manu positum est. Omnia nunc hic Deo

[2] Landvogt Bernhard Schießer aus Linthal († 1549). Er tritt in den Glarner Reformationskämpfen wiederholt auf Seite der Altgläubigen hervor (*Valentin Tschudi*, 99, 186; *Bäldi*, 95).

[3] Fridli Tolder, 1517 Landvogt in den Freien Ämtern, 1519 Ratsherr, Wortführer der Altgläubigen, ebda. 92 ff. u. 86 ff.

[4] Hans Vogel, wiederholt Vogt im Gaster († vor 1546), eifriger Katholik.

[5] Heinrich Hässi, 1512 Landeshauptmann, 1521–26 Säckelmeister. Er gehörte zum engern und geistig regsamen Kreise des Glarner Pfarrers Zwingli (vgl. den päpstlichen Ablaßbrief, in Archiv f. Schweiz Ref.-Gesch. III, p. 600). Zwingli hob ihm seinen Sohn Konrad Hässi (über ihn o. p. 107, A. 4.) aus der Taufe. Noch 1527 darf er dem Reformator die Sorgen um seine krebskranke Frau mitteilen (Zw. Br. W. III, Nr. 591-92). Er lebte 1547 noch als strenggläubiger Katholik (*Kubli-Müller*, G. W.). Biographische Notizen über ihn gibt *E. Egli*, in Zwingliana, II, 281 ff.

[6] Ein weiter nicht bekannter Deckname, wohl für einen Studiengenossen oder Schüler Glareans.

[7] Dekan Heinrich Schuler, s. o. 118.

[1] Die Reise nach Glarus wurde im Sommer 1536 ausgeführt. Glarean berührte dabei auch Baden (Anzeiger f. Schweiz. Gesch. III, 362).

sit gloria quieta sunt. Diluviolum fuit, sed quod ad me attinet leve. Perrierunt a Kalendis octobribus XXX non plus hic homines adulti maxime tamen senio et accidentariis morbis non peste.[2] Sed mihi cedendum erat[3] propter juventutem, quae subito terreri solet. Nunc rursus in nido meo quamdiu illi rerum conditori placuerit sedeo. Verum enim vero quod nunc scribo levius est causa, sed quae animum meum multo maxime perculsit. Tertio Calendas januarias venit ad me adolescens quidam cum puella a Basilea, qui tuas ac *Dom. Henrici* attulit litteras, quas cum accepissem et legere coepissem, ille abire festinat ; ego ad januam perventum sequor ac sedulo inquiro meine causa Friburgum venerit. Ille sub dissimulare nec prorsus fateri nec abnegare. Tum ego rerum incertus pueliae duas asses dedi ac in domum redii. Ceterum ut litteras et tuas et *D. Henrici* lego, invenio illum *ex fratre tuo nepotem*[4] esse. Misi continuo in urbem et famulum et ex juvenibus scribae aquensis fratrem *Jacobum Bodmer*[5], sed nusquam invenire hominem potui. Quam rem satis aegre tuli, quod se non manifestavit, quis esset ; quasi vero ego somniarim quis ille esset. Itaque non deprecor veniam abs te, quod hominem non noverim, ita Christus me amet, sed illi etiam male imprecor, qui me ita naso suspenderit. Si casu ad te veniret mihi grata esset tantum abest, ut nepotes tuos non venerarer, si non magnifice saltem honeste et amanter. Verum quantum ego conjicio, puella lutherana est, quae eum retraxit. Nam cur se non manifestavit aliam nullam habet rationem, quod si hanc dicat : domus fortassis rustica visa est et est sane rustica. Sed quam multi comites et barones inhabitarunt et hodie inhabitare cupiunt, si quosdam suscipere vellem. Malo nunc privatim vivere et cum paucis, donec hae sitescunt turbae. In nomine nostro salutabis omnes Christianos sacerdotes, Cons. praetores, senatores, amicos, affines et cognatos. Vale felix. Datum pridie nonas januarias.

[2] Tatsächlich herrschte 1535 die Pest in der Stadt (*König*, Zur Geschichte der Universität Freiburg, in Freiburger Diözesan-Archiv, XXII [1892], p. 334).

[3] Glarean ging mit seinen Schülern nach Villingen. Der Wegzug erfolgte, quoniam ei epidemiae damnum immineat (Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 21. Nov. 1535, bei *Schreiber*, p. 111, A. 269).

[4] Es kann einzig Marquard Tschudi (geb. 1515) gewesen sein, der Sohn von Aegidius' Bruder Fridolin (1489–1515) und der Vater des berüchtigten Pfäferser Abtes Fridolin Tschudi. Letzterer war bereits geboren (1532), als der Vater noch dieses Vagantenleben führte ; die Leidenschaften des Abtes waren offenbar ererbt.

[5] S. oben Nr. 5, Note 5.

Nr. 8.

1536. 7. November.

Franziskus Cervinus hat das Manuskript von Tschudis Rhaetia wohlbehalten nach Freiburg überbracht. Glarean wird dieses Werk in eigenen wissenschaftlichen Arbeiten so oft als möglich ehrend erwähnen. Auch im Andenken an seinen Vater, der ihm oft genug von den Verdiensten des Tschudi-Geschlechtes um seine Familie erzählte. Dieses Zeugnis wiegt umsomehr, als der alte Loriti nicht ein Mann vieler Worte war und im Rate mehr durch sein Urteil als durch seine Anträge hervortrat. Männer von solchem Schlage bedarf das Vaterland. Glareans Empfehlung für Tschudi an Beatus Rhenanus, den er um sein Urteil über Tschudis Werk gebeten hat. Die Verlegerfrage. Glarean trug Rhenan an, die Übersetzung zu besorgen; nimmt dieser nicht an, so wird Glarean die Aufgabe selber durchführen. Tschudis Furcht, außer Schweizern und Bündnern nur wenige Leser zu finden, ist unbegründet; hier kommt alles auf die Fassung des Buchtitels an. Glarean wird dafür besorgt sein. Er übersendet Tschudi eine bayrische Landkarte des Geschichtsschreibers Aventin. Glarean hat gegenwärtig zwei Schüler, die diesen berühmten und bescheidenen Mann hörten, der im Auftrage der bayrischen Herzoge viele historische Schriften verfaßt hat. Aventins Annahme, es gebe zwei Augsburg, hat Glarean freilich einiges Ergötzen bereitet.

D. Aegidio Scudo Glareanus S. d. Nemo unquam majore fide, nemo diligentiore cura, ornatissime D. Aegidi, rem commendatam aeque curavit atque *Franciscus* noster [1] res tuas attulit, omnia integra, munda omnia, ut dedisti. Ideoque utrique gratiam habeo, sed maxime tibi, qui curaveris per fidum hominem huc adferri. Non autem dubito, quin tibi sit comendatissimus, alioquin commendationem illi dare conceperam. Crede mihi intra aliquot annos nihil unquam accepi gratius quam tuas hasce commendationes, quae mihi instar horrei erant at quotiescumque epulum dandum populo habeam quo placeam.

[1] Franziskus Cervinus ist eine interessante Gestalt aus dem Glarner Humanismus, die leider nur in verschwommenen Linien aus dem Dunkel tritt. Er war 1521–46 Kaplan in Glarus (*Paul Thürer*, Übersicht über die Pfarrgeistlichkeit v. kath. Glarus, in St. Fridolins-Chronik, 8. Aug. 1928). Anfänglich stand er der Reformation freundlich gesinnt gegenüber, wie dies der ausführliche und interessante Situationsbericht beweist, den er 1521 an Zwingli erstattet (Zw. Br. W. I, Nr. 170). Später gehörte er zum Kreise Tschudis. Er war einem Kinde des Geschichtsschreibers Pate (*Rhenan*, Br. W., Nr. 304, p. 433-34) und leistete ihm jahrelang die besten und zuverlässigsten Dienste als williger Schreiber und uneigennütziger Gehilfe (vgl. *Salomon Vögelin*, Über Tschudis Amanuensis Franz Cervinus, in Jahrbuch f. Schweiz. Gesch. 1889, p. 204 ff.). Doch hatte Cervinus auch eigene und weitgespannte literarische Interessen, wie die erhaltenen Stücke aus seiner Bibliothek bezeugen (vgl. Zwingliana, I, p. 455, u. Argovia, XIX, p. 78, A. 112). — Ein Brief Cervinus an den in Baden weilenden Tschudi (compatri dilectissimo Schudo) mit Nachrichten aus Glarus (dat. 9. Okt. 1533) findet sich in Camerarius Familienakten, II, 163, Nr. 24.

Non dubites quin in omnibus operibus meis tui honestam memoriam faciam. Dignus es et ingenii tui specimen dedisti, ut me necessitas urgeat ad praedicandas tuas, sed vere possum, laudes. Anni sunt plus viginti quatuor cum a *patre meo* [2] audierim : age fili, inquit, Scudi de nostra progenie bene meriti sunt semper, si quid potes illis obsequere, digni sunt quos colas et ames, nam mihi bene profuerunt, bene me amarunt. Haec mihi parens non multorum verborum homo, sed qui in senatu judicativam partem melius tuebatur quam inventivam. Idque verbum a parente tuo non semel audivi, qui hoc addebat : Rem publicam Helvetiorum plus indigere, qui bene judicarent quam qui suaderent aut invenirent. Multos bene suadere persuadere paucos, nec aliam ejus rei rationem quam quod omnes in senatu invenisse videri velint in sententiam aliorum concessisse nemo. D. *Beato Rhenano* de te ita scripsi [3], ut de fratre ad fratrem. *Franciscus* reliquum quod est in te an me candore ore ac diligentia supplebit. Rogavi, ut mihi rescribere dignetur suum ipsius judicium. [4] Deinde, ut inveniamus librarium qui ea digne probe mandet et satius est non festinare quam in improbum incidere, qui nihil pensi habeat, modo lucretur aliquid. Rogavi *Rhenanum*, ut ipse velit interpretandi officium assumere quippe qui et melius id posset et plus haberet negotii. At ne propterea desperes, si ipse nolit ego huic oneri humeros supponam [5] atque effectum tibi dabo. Sed quod etiam ais in epistola tua paucos fortassis lecturos praeter Helvetios Rhaetosque, nonnihil est, sed in titulo perveniemus quem ego consignam, ut lector ipse affectu hoc tangatur. Selecti loci in Plinio ac aliis classicis auctoribus attrahent mihi lectorem hic homo capiendus sed suo bono. Mitto etiam hic ad te mappulam utriusque Bavariae ab *Aventino* [6] homine sedulo ac docto compositam, qui mortuus est ante biennium, principum Bavariae historiographus. Habeo domi meae juvenes, qui ejus discipuli fuerunt, qui ajunt eum minime superbum hominem fuisse, minime etiam ostentatorem, sed humanum ac doctum et multae experientiae virum, cui principes negotia dederunt totius regionis loca visendi, peregrandi ac pervestigandi. Multa ex

[2] Über Glareans Vater vgl. oben p. 115.

[3] Der Brief ist verschollen und den Herausgebern des Rhenan-Briefwechsels nicht bekannt

[4] Das Versprechen Rhenans, Br. W., p. 434.

[5] Die Übersetzung wurde, nach Tschudis eigener Darstellung (s. oben p. 127) von Münster besorgt.

[6] Der bayrische Historiograph Johannes Turmair, genannt Aventinus (1477 bis 1534).

litteris vetustis inquisita ac inventa per eum a principibus Bavariae occultantur et maxime historiae rerum gestarum Vindelicorum Noricorumque adversus Romanos. Unum est, quod me multum oblectavit: aliam nempe Augustae Vindelicorum sedem describit aliam Rhaetorum quae Augustae Vindelicorum dicitur Rhaetorum esse convincitur.[7] Sed in hoc uno videtur mihi ineptire nimia scilicet cura torquendi nomina germanica in latinam declinationem ac sonum, cum contra faciendum esset. Sed et tu reliqua ex chartula quam narravi adjiciendam missa mihi velim des. Vale felix nostri memor. Datum Friburgi sept. idibus novembris 1536.

Nr. 9.

1537. 5. Juni.

Glareans Anmerkungen zur Rhaetia. Sie sollen mithelfen, das Werk, welches den Ruhm des Tschudi-Namens würdig fortsetzt, in beste Form zu bringen. Auch Glarean wünschte sich einen treuen Freund und Gehilfen in seiner Schriftstellerei, wie es früher Erasmus war. Er schreibt aus großer Arbeitsüberlastung heraus, hat die Frau krank und ist durch große Lehrverpflichtungen bedrückt. Dazu kommt noch der Ärger über den Verkauf des väterlichen Hauses in Mollis durch Jakob Loriti, der sein Vertrauen und das erwiesene Wohlwollen damit schmählich täuschte. Damit schwindet jede Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat. — Auch Glarean hat Bedenken über die Annahmen betr. Augsburg in der Rhaetia. Er hat die Handschrift zu Pfingsten nach Basel an Sebastian Münster übersandt. Dieser soll sie nochmals nach Glarus tragen lassen, damit Verbesserungen möglich sind. — Glareans Frau weilt zur Kur in Baden und wohnt in Kaltzwetters Haus; vielleicht kann Tschudi die Schwerkranke besuchen.

D. Aegidio Scudo Glareanus salutem dicit. Mitto tandem ad te suavissime Aegide annotationes sive potius interrogationes aut dubitationes in opere tuo *de Rhaetiae antiquitate*, quas eo animo accipe, quo eas scripsi non carpendi studio scit Deus, sed quia tu ita fieri jussisti ac ego lubens tibi hac in re morem gessi in majoribus etiam non defuturus gloriae tuae ac honori tui nominis. Nam faveo operi tuo, quod dignum est, ut in hominum ora aliquando veniat et quo emendatius tanto majore tuo honore. Utinam mihi in operibus meis adsit aliquis monitor fidus, qualis erat *D. Erasmus* dum viveret, aut alius quisquam etiam me junior, ut nihil, quod non plures oculi vidissent non plures limae limassent, in manus hominum veniret. Scripsi ea multis occupatus rebus et aegra uxore[1] domi et ipse obrutus multi-

[7] Tschudi weist die Ansicht Aventins über Augsburg in Gallia comata, p. 272, mit ausführlicher Begründung zurück.

[1] Ursula Offenburger, s. oben p. 120.

tudine tum lectionum tum auditorum. Ipse tricesimusquintus [2] hactenus mensae assideo. Deinde etiam curae aliae detinent. *Nepos meus Jacobus* [3] domum patruam me inscio vendidit, litterarum fretus authoritate, quae nesciente me factae sunt, cum Parisiis essem [4] neque quisquam est cognatorum meorum, qui mei causa eum a tali facinore deterruerit praeter unum *D. Henricum*, quem tamen ipse non veretur nec mirum, qui me non vereatur patruum, qui eum ac parentem fovi, qui tantas expensas in eum feci. Denique qui tuo suasu in domo etiam tua, cum jam in patria essem [5] adeo placide ex vestrorum omnium sententia rem composuissem, ut ne cogitarem quidem eum talia ausurum. Spem plane mihi abscidit in patriam remeandi. Sed nunc querelarum satis est. Ex Selestadio *D. Beatus* ad me remisit Catalogum nominum omnium in tabula tua regionum. Deinde epistolam tuam ad ipsum scriptam de germanorum appellatione [6], quae mihi vehementer placuit. Caeterum de Augustae Rhaetorum ac Vindelicorum, quae apud te non sunt duae civitates, *Johannes Aventinus* antiquitates indicat, tantum non explicat, vellem certe eas si possem videre. Libros multos de Vindelicorum in Romanos victoria scripsit, sed principes Bavariae sibi retinent. Et tu tamen unum *Antonini* itinerarium allegas, cui ego credere non ausim. Nam numeri saepe exorbitant et nomenclatura corrupta est frequentius. Sed haec hactenus. *D. Beatus* misit ad me suam mappam cum appendice nuper missa. Ego in diebus pentecostes misi omnia Basileam ad *Sebastianum Münsterum*, qui in formis excudendis est excellens. Is nunc omnes domi sua habet, majores duas et appendices duas. Volumen tuum reportari jussi et sunt bibliopolae, qui libenter excudent, sed volo prius audire, quid tibi emendandum videatur. [7] Nam et ex *Beati* epistula apparet, te quaedam emendari velle, et nunc ex me audies vel quae ego non intelligo vel quae tu casu neglexeris. *Uxorem* meam Aquas misi, si tu forte eo legatus veneris, poteris eam videre, nam male habet. In domo *Cazwetteri* erit. [8] Bene vale. Friburgi datum nonis Juniis a. 1537.

[2] 1542 hatte Glarean 34 Pensionäre (*Tatarinoff*, p. 37).

[3] Jakob Loriti, der Stadtschreiber von Neuenburg (s. oben p. 116). — Das väterliche Haus Glareans steht noch heute im Steinacker zu Mollis.

[4] Also unmittelbar nach dem Tode von Glareans Vater (s. oben p. 115).

[5] Im Sommer 1536, s. oben Nr. 7, A. 1.

[6] *Rhenan*, Br. W., p. 436 ff.

[7] Zur Vorgeschichte der Drucklegung von Tschudis Rhaetia, s. oben p. 126.

[8] Das Haus stand in der Halde zu sant Jakob (*W. Merz*, Wappenbuch von Baden, p. 144).

Nr. 10.

1538. 8. April.

Die Unwissenheit über die Krankheit seiner Frau ist die Ursache für das lange Schweigen Glareans. Alle Heilmittel wurden bisher vergeblich versucht; nun möge Gott vorsehen. Über das ungebührliche Vorgehen seines Verwandten Jakob Loriti schrieb Glarean gleichzeitig an Heinrich Schuler und übertrug ihm die Angelegenheit. Tschudis Rhaetia ist nun in Basel gedruckt; Glarean gefällt vor allem die Zeichnung der Landkarte. Sebastian Münster wird 2 oder 4 Exemplare nach Glarus tragen, sodaß Tschudi alles mit eigenen Augen beurteilen kann. — Glarean überschickt seine jüngst erschienenen Anmerkungen zu Caesar, worin Tschudi oft gebührend erwähnt wird; Glarean dankt bei dieser Gelegenheit auch für die Erwähnung im Vorwort der Rhaetia. Die Tagsatzungsboten der V Orte sandten ihm im letzten Sommer eine ehrende Berufung; er konnte sie jetzt nicht annehmen. Tschudi möge ihm seinen Rat in dieser Angelegenheit erteilen.

D. Aegidio Scudo Glareanus S. D. Nimis justam causam habeo, suavissime D. Aegidi, cur tanto tempore nil scripserim, ita conturbat me *uxoris* morbus, de quo nemo quidquam certi scire potest. Certe ipsa in eo confecta est, ut tu illam non nosceres. Quaesivimus tentavimus experti sumus omnia remedia, sed nihil prorsus promovimus. Itaque ego nunc Deo opt. maximo curam eam commisi.[1] Sed de hoc satis tibi. De *cognati mei Jacobi* insolentia scripsi *D. Henrico* neque nunc ea res ita negligenter ab omnibus amicis tractata parum sollicitos nos harum rerum habet et hanc missam facio. Opus tuum Basileae excussum est, in quo mappulae pictura[2] mihi optime placent. Editionem neutram legere potui. Sed D. *Sebastianus Munsterus* ferret ad te exemplaria duo aut quatuor, ut opinor ita, ut tu omnia judices oculatus testis. Edidi et ego annotationes in C. Caesarem, quas tibi hic mitto, in quibus honestam tui ut debui mentionem facio[3], nam non illibenter fatebor per quos adjutus fuerim, quod et tu in praefatione tua fecisti[4], de qua humana benignitate habeo tibi gratiam haud mediocrem. Quinque helvetiorum partium legati priore aestate ex Aquis miserunt ad me epistolam plenam benevolentiae, in qua invi-

[1] Im Briefe an Johannes Aal v. 10. Juli 1538 gibt Glarean die Hoffnung auf Genesung seiner Frau völlig auf (*Tatarinoff*, p. 7), läßt sie aber im Sommer 1538 noch eine Reise nach Solothurn zur Frau v. Luternau machen (ebda. p. 16).

[2] Vgl. über die der Rhaetia beigegebenen Landkarte: *J. H. Graf*, Beitrag zur Kenntnis der ältesten Schweizerkarte von Aeg. Tschudi, in Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft, Bern 1885.

[3] Nachweise oben p. 128.

[4] S. oben p. 131.

tarent me ad honestam conditionem. [5] Verum ego eis placide respondi nunc mihi non esse possibile mutare locum et propter ingentem suppellectilem et propter uxoris morbum, sed me deliberaturum maxime quod cupiebam tuum ea de re audire consilium. Reliqua in *D. Henrici* litteris percipies. Nam *D. Sebastianus* ita festinavit abitum, ut longior esse nequiverim. Scribe mihi de quinque partibus consilium tuum simul de hac editione judicium tuum. Bene vale. Friburgi VI idus aprilis 1538.

(Fortsetzung folgt.)

[5] Am 24. April 1537 lud die Tagsatzung von Baden aus den Poeten Glareanus ein, « in die V Orte zu ziehen und daselbst die Kinder zu unterweisen » (E. A. IV, 1. C, 834). Am 12. Juni wiederholten die VII katholischen Orte das Angebot, « er möge zu ihnen kommen, in welches Ort er wolle und anzeigen, wieviel Besoldung er begehre » (ebda. 848). — Die ablehnende Antwort Glareans darauf in Anzeiger f. Schweiz. Gesch. III, 362.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Die Nachricht vom Siege über die Türken bei Wien im Jahre 1683 in der Eidgenossenschaft.

Baden im Aargau war die ausländische Nachrichtenzentrale in der alten Eidgenossenschaft. Die Badgäste aus aller Herren Länder und, wenn die Tagsatzung versammelt war, die Gesandten der fremden Mächte, brachten neue Zeitungen über die Vorgänge in der großen Welt, welche die Tagherren dann in ihre Bergtäler weiter trugen.

Im Sommer 1683 hatte sich die Tagsatzung mit dem schweren Glarner Landhandel zu befassen. Im Vordergrund stand das berühmte Projekt einer konfessionellen Landteilung [1], in dem sich echt barockes politisches Denken mit kaum verhülltem Eigennutz der in katholisch Glarus regierenden Familien mischte. Um dasselbe mit aller Umsicht zu betreiben, sandte katholisch Glarus sowohl an die Johanni-Tagsatzung, die am 4. Juli in Baden begann, wie an die eigens für den Glarner Handel angesetzte Gemeineidgenössische Tagung vom 19. September eine Sondergesandtschaft, bestehend aus Statthalter Jörg Bachmann, alt-Landammann Dionys Bussi und Seckelmeister Caspar Müller. In den eingehenden Berichten, welche diese an den katholischen Rat in Glarus sandte, finden sich folgende zwei Nachrichten über den Türkenkrieg [2]:

19. Heumonat. Hieher khombt leidige zeitung, daß die kayserliche Reuterry die türkhische angegriffen und in ein hinderhalt gerathen, inmassen die keyserliche das Feldt räumen und bis nach Wien getriben worden, allwo der Keyser samt der hofhaltung bey nacht sich nacher Lintz mit wenigen bey sich habenden kostlichkeiten begeben. Das Schloß Lauenburg ist von den Türkhen verbrännt und Raab belägert.

Am 20. September wird die Aufhebung der Belagerung gemeldet und in einem Postscriptum darüber folgende Einzelheiten mitgeteilt: Diser zeitung biligend zuo ersechen solle gewüß seyn und wirt noch heut continuieret daß uff seiten der Türkhen 80 000 und uff seiten der cristen 30 000 Mann todtgebliben seyn; es verlautet auch daß der König in persona mit 150 000 Man dem Türkhen in Babilonia ingefallen seye.

Alt-Landammann und Rat katholischer Religion zu Glarus antworteten am 23. September: Bedankend unnß beynäben umb die participierte guote zeitung wegen deß Türkhen und ußgehebdte belägerung von Wien, den grundgütigen Gott pittend, er der Christen Waffen ferners beglückhen und secundieren wolle.

[1] Im « Kalender der Waldstätte » 1931 findet sich p. 87 eine 1682 aufgenommene Landkarte über das Landteilungsprojekt reproduziert.

[2] Originale im Kantonsarchiv Glarus, altes kath. Archiv C III. c l u. d 2.

Die erste Zeitung bezieht sich auf die Niederlage, welche die Tataren der kaiserlichen Nachhut am 7. Juli bei Petronell beibrachten, und die in Österreich große Panik auslöste. Der Sieg am Kahlenberg, welchen das Christenheer am 12. September erfocht, war schon nach 8 Tagen in Baden bekannt. Die Schnelligkeit ist bemerkenswert; in Rom traf die Siegesmeldung, obgleich der Papst am Krieg persönlich interessiert war, erst am 23. September ein.[1] Weniger zuverlässig war der materielle Inhalt der Badener Kunde; die Zahlenangaben über die Gefallenen sind gewaltig übertrieben.

Dr. *E. F. J. Müller.*

Ein Trauergottesdienst in Ursern für Heini Wolleb, den Helden von Frastenz.

Unter den neuen Deckengemälden des Fritz Künz in der Stiftskirche von Disentis stellt eines die farbenfreudige bewegte Dankprozession der Bündnertruppen dar, die sie vor oder in der Schlacht an der Calven zu diesem Heiligtum Mariens gelobt hatten. So großartig wird der Einzug der Ursener in Andermatt nicht gewesen sein, da sie den Tod jenes Helden beklagen mußten, der nicht unwesentlich zum Gelingen des vollen und entscheidenden Sieges beigetragen. Ob sie vielleicht die Leiche des Hauptmanns Heini Wolleb in die Heimat gebracht, ist uns nicht bekannt. Aber einen Trauergottesdienst haben die dankbaren Ursener nach der Heimkehr doch für ihren um das Vaterland hochverdienten Mitbürger gehalten. Wir ersehen dies aus der Talrechnung von 1499, die in ungelenker Schrift im alten Talbuch noch erhalten ist. Aus ihr entheben wir, was sich überhaupt auf den Schwabenkrieg bezieht oder wenigstens indirekt auf ihn beziehen kann.

Item ich amann Willi han gerechnet mit den tallütten von yer wegen am nechsten mentag nach mitten Meyen jm 99 jar und sindt alle ding verrechnett, wz ich uß gen und ingenomen han, und die talütt hant hinder mich XV gulden an müntz geleit.

Item ich han us gen dem amman Russy und mier selber j gulden, do man uns gen *Kurwalen* geschich het.

Item ich han uß gen ii gulden von der baner machlon olden stangen.

Item aber han ich us gen ein lagel win, so man denen von Ure geschench hat, ein mas um x angster, do sy gan *Kurwalen* zugen.

Item aber us gen dem Gereng Russy v ß, das er die ros z'alb schychy, das er dien knechen lonety.

Item aber us gen von *Heini Wolleb* sellyg wegen dem kilchheren xxxviii ß und ii angsten oper und selgret.

Item aber heintt ma mich gen Alttorf geschich und bin ii dag us gesy.

Item aber han ich gen dem Hans Russy ii cronen und i gulden an gollt solt.

Item aber us gen dem Henly (!) Benit ii gulden an gold uf den solt der dallüt gelt.

[1] *Pastor*, XIV./2, p. 796.

Item aber uß gen iiii gulden und xxi ß, heint wier und dye von Lifinen fertzert, do wier z' reys wolt zů leten. [1]

Item aber us gen kilchheren viiii ß , ii angster oper, do man jarzit begien nach der cilwy.

Item aber uß [gen] Jagly Rußy 1 ½ gulden löufer lon.

Item aber uß gen vi ß dem Hans Oregly lon, ces us Garschan fůren.

Item aber us gen x ß dem Hans Rot, do man in gen Altorf geschikt.

Item aber us gen dem Hans Wechen 1 ½ gulden um win, um ein lagel.

Item aber us gen dem Better Bennit x ß, dz er gen ôrjelcz ganen jst. [2]

Item aber us gen ůlly Gylgen v gulden und ein ort zergelt.

Item aber us gen v ß um win denen von Underwalden geschechhen.

Das sind fast sämtliche Ausgabenposten, die alle zusammen im Original nur eine Seite füllen. Die Abrechnung auf der Rückseite oben ergab im folgenden Frühling trotz Schwabenkrieg keinen Rückschlag. Der Saldovortrag war sogar um 5 Gulden größer als im Vorjahr.

Item ich amann Willi han gerechnet mit den Tallutten von yer wegen am nechsten mentag vor mittem Meyen im CCCCC° jar und sin alle ding verrechnet, wz vergangen ist und wz ich uß gen han und ingenomen han und handt die tallüt hinder mir geleit xx gulden an müntz.

Eduard Wymann.

L'origine des armoiries de Laufon, de Delémont et de Porrentruy.

Y ai l'atr'hie rencontrai doũ daimes di païs
Que s'en allin briazain, tainto ci, tainto li :
S'ait sont de Porraintru vraiman, i n'en sçait ran,
Ait sentin diailement lait laivurre et le bran !
Voubin de Delémont ; i vos n'en dirai ran
Main des gréyes de porc ait l'aivin le péman.

J'ai l'autre jour rencontré deux dames du pays
Qui s'en allaient trottant tantôt ci, tantôt là :
Si elles sont de Porrentruy, je n'en sais rien,
Elles sentaient diablement la lavure et le bran ;
Ou bien de Delémont, je ne vous en dirai rien,
Mais des « guilles » de goret, elles en avaient l'odeur !

Ces six vers que nous extrayons des *Paniers* ou *Arrivée d'une Dame en l'autre monde habillée de paniers* [3] — notre célèbre poème en patois jurassien, dont l'auteur, le curé Ferdinand Raspieler, de Courroux, naissait à la fin

[1] Es handelt sich hier nicht etwa um die Reuß, sondern um die Spedition von Reis, wozu eine Verständigung mit den Livinern nötig war.

[2] Öriels oder Eriels = Airolo.

[3] Le manuscrit original se trouve au Musée jurassien de Delémont. Il porte la date de 1736. — Les paniers ou vertugadins étaient des bourrelets que les femmes portaient par-dessous leur jupe pour la faire bouffer.

du XVII^me siècle [1] — recèlent les armoiries des villes de Delémont et de Porrentruy. L'histoire vaut la peine d'être contée.

Les armes de la ville de Laufon sont de sable [2] à la crosse d'argent de Bâle. Delémont blasonne : de gueules à la crosse d'argent de Bâle sur six copeaux d'argent et l'écu de Porrentruy porte d'argent au sanglier de sable. Ces blasons furent la source de la pittoresque et amusante légende qui vit le jour, il y a moult années, dans notre évêché princier de Bâle.

On raconte qu'un prince-évêque de Bâle, après avoir érigé ces trois villes en municipalités — on les dénommait alors *universitates Laufonensis, Telspergensis Brundrutensisque*, Delémont, le 6 janvier 1289, Porrentruy, le 3 octobre de la même année, Laufon, le 26 décembre 1296 — leur accorda les mêmes franchises que la ville de Bâle avec le privilège de choisir comme armoiries la première bête qui, à la suite d'une grande chasse donnée par le prince, entrerait dans les murs de ces cités. Au jour fixé, tandis que l'évêque et sa cour, escortés par une meute de chiens et de piqueurs, quittaient Bâle à destination de Laufon, les bourgeois de cette ville, de Delémont et de Porrentruy surveillaient l'arrivée de la bête auprès de leurs portes ouvertes. Aux environs de Zwingen, les chiens découvrent un superbe sanglier noir qui se sauve aussitôt dans la direction de Laufon. Le sanglier entre dans la ville. Les bourgeois courent ; ils veulent fermer la porte opposée à celle par où est entrée la bête. Mais la ville est petite et, malgré les efforts désespérés des citadins, le sanglier a pris la fuite.

« Vous aurez ma crosse et la couleur noire du sanglier comme armoiries », leur dit l'évêque.

La chasse poursuit l'animal qui se dirige du côté de Delémont. Le pachyderme entre dans cette ville par la porte des Prés. Les Delémontains se dépêchent de descendre la herse de la porte Monsieur ou de Porrentruy. La rue, quoique plus longue qu'à Laufon, ne l'est pas assez « pour que la bête n'arrive à temps pour se sauver ». La herse lui tombe sur le « bas du dos ». Le sanglier s'échappe, mais, dans sa détresse, il offre un cadeau aux Delémontains : six excréments aux formes saugrenues.

« Vos armes seront, leur dit le prince, de gueules, symbole du sang répandu, avec ma crosse d'argent et les six copeaux d'argent du sanglier. Et désormais jusqu'à la consommation des siècles, vous serez inscrits dans l'histoire, sous le nom de « Trissous ».

Le pauvre sanglier, harassé et en sang, toujours poursuivi, franchit l'une des portes de Porrentruy. La ville est plus grande que les deux précédentes et le sanglier blessé n'en peut plus. Les Bruntrutains ont le temps de fermer leurs portes et de s'emparer de l'animal. L'évêque applaudit au choix de la cité qui blasonne aussitôt : d'argent au sanglier de sable, les poils hérissés et la queue tortillée...

C'est ainsi que nos trois villes...

Dr André Rais.

[1] Il est mort le 27 août 1762.

[2] En langage héraldique, les couleurs ou émaux prennent les noms suivants : rouge = de gueules ; bleu = d'azur ; vert = de sinople ; jaune = d'or ; blanc = d'argent ; noir = de sable.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

W. Köhler. Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium. Bd I: Das Zürcher Ehegericht und seine Auswirkung in der deutschen Schweiz zur Zeit Zwinglis. (Quellen und Abhandlungen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte. Bd. VII.) x-492 SS. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger, 1932. M. 20.

W. Köhler, der um die kirchengeschichtliche Forschung so vielverdiente Professor in Heidelberg, der Schweiz durch seine langjährige Tätigkeit in Zürich und besonders durch seine führenden Arbeiten in der Zwingli-Forschung eng verbunden, setzt sich in diesem Werk zum Ziel, die Zusammenhänge zwischen dem Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium aufzuzeigen. Worum es ihm geht, kennzeichnet er selbst in den Worten: « Das Zürcher Ehegericht ist die Wurzel des Genfer Konsistoriums, es steht an der Spitze der gesamten reformatorischen Konsistorialentwicklung. » (Vorwort VIII.) Die These W. Köhlers von dieser Abhängigkeit des Genfer Konsistoriums hat von vornherein viel Wahrscheinliches für sich. Die zwinglische Kirche ist als erste auf einem geschlossenen Stadtstaat erstanden. Die Spannung zwischen Staat und Kirche in der spätmittelalterlichen Zeit löst sich in der reformatorischen Kirche in eine enge Mitarbeit auf. Wie die zürcherische, so ist auch die calvinische Kirche in Genf auf dem Boden einer Stadt entstanden. Von dieser Analogie der Entstehung beider Kirchen ergibt sich wohl schon eine weitgehende Analogie der Institutionen des Ehegerichts und des Konsistoriums. Ob und in welchem Ausmaß eine unmittelbare Übernahme wesentlicher Formen des zürcherischen Ehegerichts durch Genf vollzogen worden ist, wird der II. Band eingehender erörtern. Was der 1. Band bietet, ist eine ausführliche Darstellung des zürcherischen Ehegerichts, der Institution wie der Praxis, sowie der an Zürich anknupfenden Entwicklung des Ehegerichts in der deutschen Schweiz.

Allem voran stehen soll die Anerkennung für die ungemein große Mühe, die W. K. auf die Durcharbeitung der zürcherischen Ehegerichtsprotokolle und sonstiger sich darauf beziehender Akten im Staatsarchiv Zürich verwendet hat. Rein äußerlich besehen ist das eine Arbeit, die für die ungewöhnliche Schaffenskraft des Gelehrten zeugt.

Es besteht zunächst kein Zweifel, daß das zürcherische Ehegericht gemäß der Entwicklung der neuen Lehre als *Institution* etwas durchaus Neues darstellt. W. K. formuliert einmal treffend, im Anschluß an ein Wort des Konstanzer Generalvikars Joh. Fabri: « In der Tat: Zürich hatte sich selbst zum Bischof gemacht » (26).

In einer kurzen Einleitung schildert W. K. das Verhältnis des bischöflichen Gerichts in Konstanz zur Stadt Zürich. Da ist besonders bemerkenswert das leider undatierte Statut, das Zürich erläßt, wonach

die in Ehesachen klägerischen Parteien, sofern sie den Prozeß verlieren, einer Buße unterworfen werden. Also ausgesprochene Tendenz, den Mißbrauch, aber auch den Einfluß des bischöflichen Gerichts einzuschränken. Das Endergebnis der Entwicklung vor der Reformation liegt darin, daß die Kompetenzen des bischöflichen Gerichts auf die substantia vinculi, den Entscheid über die Gültigkeit der Ehe, beschränkt werden. In der Reformation traf dann die territorialstaatliche Tendenz mit der reformatorischen Forderung im stadtzürcherischen Ehegericht zusammen (251). Das Ehegericht setzt sich daher auch aus 2 Leutpriestern, je zwei Mitgliedern des Kleinen und Großen Rates zusammen. (Wie genau W. K. es in seiner Arbeit nimmt, zeigt übrigens das Kapitel über die äußere Einrichtung des Zürcher Ehegerichts, 28-42.)

Gerichtsverfahren und Gerichtsentscheide (Kap. 2 u. 3) zeigen nun anschaulich, anhand der Praxis, wie die Normen sich geändert haben. Grundlegend ist die Möglichkeit der Ehescheidung, geboren aus der Verwerfung des Ehesakramentes (109). Das Ehegericht übt nun den Entscheid über Gültigkeit oder Ungültigkeit der Ehe aus und der Unterschied zwischen Nichtigkeit und Scheidung der Ehe wird folgerichtigerweise aufgegeben (118). Inbezug auf die Verwandtschaftsehen wird das durch die Dispenspraxis der katholischen Kirche durchbrochene Verbot aufgehoben. An seine Stelle tritt das Gesetz. Die weitgehende Dispenspraxis der katholischen Kirche inbezug auf die Ehehindernisse aus Verwandtschaft zeigt gerade, wie die Kirche hierin mit ihren Gläubigen größte Schwierigkeiten hatte und wie sehr sie der realen Lage nachgeben mußte. (Ein hübsches Beispiel für das Bistum Chur bietet die von mir im Jahresbericht d. hist.-ant. Gesellschaft Graubündens Bd. 62 [1932], 183 f., abgedruckte Urkunde Bischof Heinrichs VI. von Chur.) Die Kirche vermochte ihre Normen tatsächlich nicht mehr wirksam genug zur Geltung zu bringen. Umso bemerkenswerter ist, daß dann 1533 auch die reformierten Orte aus Rücksicht auf die katholischen Stände die Ehe von Geschwisterkindern verboten und später die Erlaubtheit der Verwandtschaftsehe um einen Grad hinaufgesetzt haben, so daß fortan nur der 4. Grad zugelassen wurde.

Manche Formen im Verfahren sind vorreformatorisch, so etwa die Anwendung des medizinischen Gutachtens, die Beratung durch die Hebammen in Fällen von « impotencia coeundi », auch die Vorschrift einer bestimmten Probezeit, die z. B. in Chur in den Jahren 1522/26 vorwiegend 2 Jahre betrug (vgl. dazu 57 f., 115 f.).

Ein Wort zur Frage der Kosten. W. K. nennt p. 68 als übliche Taxe 10 Kreuzer pro Partei, die bischöfliche Kurie, die 1526 sich nach Radolfszell verzogen hatte, nahm 4 Gulden. Weil die genannte Taxe von 10 Kr. in Zürich schon früher üblich war, meint W. K., dürfe man die zürcherische Reglung nicht als Unterbietung der Konstanzer Taxen deuten. Dieser Schluß ist ohne Zweifel nicht haltbar. Die Konstanzer Taxenordnung ist sicher nicht erst von 1526 und es kann nicht verkannt werden, daß die zürcherische Reglung gerade durch die starke Herabsetzung der Kosten die Stellung des städtischen Ehegerichts gefestigt hat. Durch die neue Eheordnung sollte ja auch der finanziellen Ausbeutung durch die bischöf-

liche Kurie entgegengetreten werden (vgl. p. 1). Mit der hierin mildernden Praxis des reformatorischen Ehegerichts hängt auch der Kostenerlaß wegen Armut zusammen. (Die Praxis der bischöflichen Kurien war ohne Zweifel viel strenger. Erniedrigung der Bußen und Kosten wurde zumeist in Rücksicht auf das Verhalten der Partei gewährt, wie auch Verschärfung aus demselben Grunde verhängt wurde. Sonst sprach man von Verlust durch Wegzug oder Tod solcher, die nichts hinterließen, nicht von Erlaß. So in Akten des bischöflichen Archivs in Chur.)

Die Darlegungen W. Ks. inbezug auf die Einführung der öffentlichen Bezeugung der Ehe, der systematischen Kirchenbuchführung sind erfreulich durch das maßvolle Werten der unbestrittenen Verdienste der Reformation. Das Material, das W. K. übrigens dem Leser im Kapitel Gerichtsentscheide unterbreitet, enthält viele volkskundlich interessante und köstliche Züge. Vgl. etwa p. 85, 87. Beachtenswert ist, daß bei einer Eheschließung eines Evangelischen in seiner Frage noch die Berufung auf die Gottesmutter erscheint (96), daß ein Jugendlicher, dem der öffentliche Kirchgang verweigert wird, weil er ohne die Einwilligung beider Eltern die Ehe schließt, kurzerhand nach Einsiedeln geht und sich hier zusammengeben läßt (135). Wertvoll für die Familienforschung ist das Verzeichnis der 1525/31 vor Ehegericht Zürich erschienenen Personen, das 140 ff. als Anhang gegeben wird.

Für die Entwicklungsgeschichte des Ehegerichtes sind am wichtigsten Kap. 4 über das Sittengericht und Kap. 6 über das Ehegericht und die Obrigkeit.

Zunächst ist festzuhalten, daß das Ehegericht Sittengericht wird. Wo nur irgendwie Verdacht auf sexuelle Unsittlichkeit entstehen kann, setzt die Warnung bzw. Denunziation des Ehegerichts ein. Die eherichterliche Kontrolle hat sich je länger desto mehr auf das gesamte Gebiet der Sittlichkeit und Sitte ausgedehnt. Das Sittengericht ist Wächter über Zucht und Sitte schlechthin. Der Stadtstaat Zürich wurde damit in eine überaus harte und strenge sittenpolizeiliche Kontrolle eingespannt. Wenn W. K. anschließend meint: «Der theokratische Grundgedanke des christlichen Gemeinwesens fand hier seine glänzendste Verwirklichung», so muß man sich bewußt bleiben, daß das doch nur auf einem territorial höchst begrenzten Gebiet geschehen ist und diese Verwirklichung nicht allzulangen Bestand gehabt hat. Übrigens verkennt der Verfasser die Gefahren der zürcherischen Institution keineswegs. Zutreffend charakterisiert er: «Der Grundirrtum lag in dem Versuch, auf gesetzlichem Wege eine sittliche Norm erzielen zu wollen, während das Recht nur Sitte zu schützen und Unsitte zu verhüten imstande ist. Indem das Recht in das Gebiet der Sittlichkeit übergriff, tötete es die Grundlage alles Ethos, die sittliche Persönlichkeit, und erzeugte eine Legalität, die nur mit äußerster Strenge aufrecht zu erhalten war und tatsächlich einen Zustand allgemeiner Unsicherheit, ein Denunziantentum, wenn nicht gar Heuchelei und Schlimmeres erzielte» (155). Den Ernst, der die Schöpfung der Institution begleitet hat, wollen auch wir nicht verkennen, aber diese Kritik W. Ks. muß doch selbst auf den Gedanken führen, daß, im großen geschichtlichen Zusammenhang gesehen, damit bereits die Entkirchlichung der Sitten-

ordnung angebahnt worden ist. Der Hauptunterschied zu den früheren Rechtsverhältnissen liegt eben in der völligen Einordnung des Sittengerichts in den zürcherischen staatlich-kirchlichen Organismus (161). Charakteristisch bleibt für die künftige Entwicklung u. E., daß der Bann in der Stadt nicht zur Durchführung kommt, mindestens nicht nachgewiesen werden kann. Wie rasch der Anteil des Staates gestiegen ist, zeigt sich auch darin, daß seit 1538 im Ehegericht die Mitglieder des Kleinen und Großen Rates auf 3 erhöht wurden (35, Anm.). Umso bedeutungsvoller ist daher die Erweiterung der Kompetenzen auf Pfrundsachen, die durch die Rechtsverhältnisse im Thurgau bewirkt wird (Kap. 5), dort, wo Zürich entgegen der bestehenden Rechtsordnung die territoriale Hoheit zu erreichen sucht. Die Bedeutung, die dieser Kompetenzerweiterung zukommt, offenbart wieder die Feststellung, daß 1529/32 allein auf zürcherischem Gebiet mindestens 44 Pfarreien neu fundiert worden sind.

Wie die Theokratie im Ehegericht verwirklicht worden ist, wird ganz besonders deutlich gemacht an den Beziehungen des Ehegerichts zur Obrigkeit. Das Ehegericht war von der Stadtobrigkeit geschaffen und daher städtisch-geistliche Behörde. Die « christliche Obrigkeit war selbst ein großes geistlich-weltliches Recht und weit mehr als Landeshoheit des Territorialherrn, auch im Sinne der Eingriffe in das Kirchenwesen, wie sie seit Ausgang des Mittelalters üblich geworden waren. Die sittliche Bestimmtheit der Obrigkeit verklammerte fester als der territoriale Machtgedanke, konnte freilich gerade um deswillen auch verpflichtender und zwingender wirken » (185). Das Ehegericht ist Delegatar der Obrigkeit (186). Es ist dabei sehr zu beachten, daß das Ehegericht wohl Judikatur, aber keine Straf- und Exekutivgewalt zur Durchführung der Urteile besitzt. Auch konnte eine Angelegenheit aus einer res ecclesiastica dadurch juris publici werden, daß der endgültige Entscheid der Obrigkeit übergeben wurde. Darin lagen für die künftige Entwicklung wichtige Momente. Das erhellt schon daraus, daß die Zürcher Obrigkeit, wie W. K. selbst sagt, die hier vorhandene und in der Ehegerichtsordnung noch respektierte kirchliche Gewalt völlig beiseite geschoben und die theokratische Verbundenheit zu einer obrigkeitlichen Zwangsgewalt zu steigern gewußt hat, die dem Ehegericht die kirchliche Selbständigkeit völlig nahm (198, vgl. auch 201). Bezeichnend ist dafür wieder, daß die verhängten Strafen durchaus weltliche sind, während der vorgesehene Kirchenbann in Ehe- und Sittenangelegenheiten nie geltungskräftig geworden ist (198). Hierin dachte die Obrigkeit durchaus konsequent, da doch dem Abendmahl der sakramentale Charakter ganz genommen war. Die Spannungen blieben schließlich auch nicht aus. Sie erhielten lediglich ein anderes Gesicht. W. K. stellt dann fest, daß gleich in der ersten Einrichtung des Ehegerichts sich der Staat einen größeren Einfluß sicherte, ja W. K. formuliert einmal kurz und scharf (was andere übersehen oder überhaupt verkennen) : « Die Theokratie als christliche Obrigkeit hat in Zürich eine obrigkeitliche Omnipotenz geschaffen » (202). Gewiß kam es zunächst nicht zu einem Dualismus obrigkeitlicher und kirchlicher Interessen, aber W. K. weiß und hebt selbst kurz hervor, daß es anders geworden ist.

Zürichs Politik war ausgesprochen expansiv. Das drückt sich auch auf dem Gebiete des Eherechts aus, das Zürich in den Gemeinen Vogteien aufzurichten bestrebt war. Vorab gilt das von den freien Ämtern und dem Thurgau, den Zürich seit 1529 « wie ein Untertanenland behandelt » (209, 212). W. K. zeigt sehr deutlich, zu welch' schweren Kompetenzkonflikten das führte. Auf der Tagsatzung vom 21. III. 1530 erhoben alle XII Orte gegen das zürcherische Vorgehen, sich das Verfügungsrecht über das Pfrundgut anzueignen, Einspruch, weil sie darin ein rechtswidriges Vorgehen sahen.

Auf den II. Teil des Werkes, der nun die Entwicklung der Institution in den protestantischen Ständen bringt (231-416) kann bei der Fülle des Gebotenen im einzelnen nicht eingegangen werden. Im Vordergrund der Entwicklung stehen natürlich Bern und Basel. Bei Basel bleibt der Versuch Ökolampads bemerkenswert, der Kirche eine größere Selbständigkeit zu sichern und durch göttliche Legitimierung des Amtes der Ältesten das jus divinum im evangelischen Kirchenrecht zu fundieren. Die Entwicklung schreitet auch über diese Versuche hinweg und durch das Eingreifen der Obrigkeit wird zuletzt das Institut in das christliche Stadtregiment völlig eingegliedert. W. K. verkennt im übrigen bei aller wesentlichen Übereinstimmung auch die Unterschiede in der Organisation des Ehegerichts in den verschiedenen Orten keineswegs. Immer bleibt aber typisch die enge Verbindung mit dem Staate. Das Ehegericht wird gerade durch die enge Verbundenheit von Staat und Kirche, die sich in ihm zeigt, Kennzeichen der Reformation. Das hatte seine Wirkung auch auf die Beziehungen der Orte untereinander. Mit Recht folgert W. K.: die ersten Anfänge einer deutschschweizerischen Zivilgesetzgebung setzen beim Eherechte an. Ein Konkordat schien unerläßlich. W. K. erörtert die bisher unbeachtet gebliebenen Verhandlungen der protestantischen Stände vom Jahre 1533. Die Vereinheitlichung ist nicht eingetreten, aber Wirkungen sind trotzdem geblieben.

Die Folgerungen, die W. K. aus seiner umfassenden Untersuchung zieht, stellen eine Wertung dar. Und diese Wertung ist auch für uns durchaus beachtenswert. Kein Einsichtiger darf leugnen, daß die reformatorische Zucht, wie sie das Ehegericht-Sittengericht durchgeführt hat, nicht vieles Gute verwirklicht hätte. Wir sagen mit W. K., daß das Zürcher, das reformatorische Ehegericht auch der andern Orte ein großer und starker Volkserzieher gewesen ist. Aber demgegenüber stehen andere Feststellungen W. Ks. selbst: « Freiheit eines Christenmenschen war der gesetzliche Puritanismus nicht » (!) Der « grundsätzliche Fehler, die Ethik verrechtlichen zu wollen, ist offenbar » (vgl. 447, vgl. p. 444, auch die Bemerkung W. Ks. zum Zölibat). Das Entscheidende war in der Tat, daß die sittliche Ordnung in die legale Machtsphäre des Staates hinein verschoben wurde. Darin enthüllt sich die Tragik der protestantischen Kirche; zunächst im territorialen Staat aufgegangen, ist der Protestantismus später entstaatlicht und zugleich entkirchlicht worden. Gerade die Entwicklung des Ehegerichts zeigt, wie die Entkirchlichung des Ethos angebahnt worden ist.

Durch die enge Verbundenheit von Staat und Kirche hat freilich die

reformatorische Kirche gegenüber der katholischen Kirche auf disziplinärem und kulturellem Gebiet zunächst während Jahrzehnten einen bedeutsamen Vorsprung behauptet. Das Buch W. Ks. mahnt daran, die Ehegerichtspraxis, ja die bischöfliche Verwaltung überhaupt für die schweizerischen Territorien zu untersuchen. Gerade das Eherecht hat ja die Beziehungen zwischen Volk und Kirche stark beeinflußt. Es sollte selbstverständliche Pflicht der katholischen Forschung sein, auch aufzuzeigen, inwiefern in manchen Institutionen der reformatorischen Kirche Forderungen verwirklicht worden sind, durch deren Vernachlässigung die katholische Kirche schweren Schaden auch an ihrem Ansehen in den breiteren Massen des Volkes erlitten hat. Für einen Vergleich nach dieser Richtung bietet eine ausgezeichnete Grundlage das Werk W. Ks., das gleich stark erfreut ob der Gründlichkeit und dem Fleiß wie dem gerechten Werten, das den Verfasser dabei ganz offensichtlich beseelt hat.

O. Vasella.

Ehrhard, Albert. Die Kirche der Märtyrer. Ihre Aufgaben und ihre Leistungen. München, Kösel & Pustet, 1932. XII-412 SS. 8°. Ganzleinen M. 10.

Sous ce titre d' « Eglise des Martyrs », le livre de Mgr Ehrhard n'est pas autre chose qu'une nouvelle histoire de l'Eglise ancienne, allant du milieu du premier siècle jusqu'à Constantin.

L'auteur a divisé son ouvrage en trois parties. Dans la première, il nous présente les victimes des persécutions, utilisant à cet effet les Actes des martyrs, les calendriers et les renseignements que fournit l'archéologie. Dans ce dernier domaine, il s'est peut-être montré trop bienveillant pour telle ou telle hypothèse que l'on est plutôt porté à abandonner aujourd'hui. Quant aux Actes des martyrs — on sait que Mgr Ehrhard est chargé d'en préparer l'édition pour le *Corpus* de Berlin — bien qu'il cite et utilise souvent le P. Delehaye, il est moins exigeant que lui et laisse deviner (p. 118) qu'il conservera un certain nombre de pièces que d'autres, à son gré, ont sacrifiées à tort. Peut-être, par contre, aurait-il mieux valu passer entièrement sous silence les Actes que l'on est unanime à rejeter : l'exposé aurait gagné en vigueur, tandis que la marche en est paralysée un peu par cette juxtaposition de renseignements de valeur si inégale.

La deuxième partie est consacrée à la Gnose et au Montanisme : la Gnose, soit la tentative, nous dit Mgr Ehrhard, de païens imbus entre autres de néoplatonisme et devenus ensuite chrétiens, mais superficiellement, et qui essayent d'harmoniser la foi de l'Eglise avec leurs convictions philosophiques, pour aboutir au galimatias que l'on sait : tentative, en d'autres termes, de séculariser le christianisme, tandis qu'une autre manière de le compromettre était celle des Montanistes, qui, en renforçant ses exigences morales, aboutissaient à le rendre inaccessible. L'auteur n'a pas consacré moins de 100 pages aux Gnostiques, reprenant — le travail était certes méritoire — l'analyse de leurs élucubrations, pour s'efforcer de mettre un peu d'ordre dans ces systèmes et d'en reviser partiellement le classement.

La troisième partie, enfin, est réservée à la vie intérieure de l'Eglise : les débuts de la théologie, les écoles d'Alexandrie et d'Antioche, l'hérésie des Adoptionistes et des Modalistes, le culte chrétien et les sacrements. L'auteur expose longuement la question pénitentielle. Il se range résolument parmi ceux qui nient que le pardon ait jamais été refusé à certaines fautes ; son argumentation ne convaincra pas tout le monde : certains textes ont été trop facilement écartés.

Ce livre étant destiné à la lecture plus qu'à l'étude, l'auteur a supprimé toutes les notes, sauf quelques-unes qu'il a groupées à la fin du volume ; mais, tout le long de l'ouvrage, on sent le spécialiste au courant des nombreuses questions qui se posent pour l'antiquité chrétienne et connaissant tout ce qui a été écrit à ce sujet. Il a étudié personnellement ces problèmes, ce qui lui permet, à maintes reprises, de verser au débat un argument nouveau, de donner son avis et de caractériser telle ou telle situation d'un mot ou d'une formule particulièrement heureuse. L'exposé est très clair ; les grandes lignes ressortent bien ; les subdivisions sont nettement indiquées. Par toutes ces qualités, comme aussi par la manière nouvelle de présenter son sujet, cette **Histoire de l'Eglise ancienne** se rangera parmi les plus appréciables.

L. Wæber.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.

Die ehemalige Göldlinkapelle beim Großmünster in Zürich.

Von P. Adalrich ARNOLD O. S. B.

Im «Chrützgärtli» des Großmünsterkreuzgangs, wo später das Brunnenmonument Karls des Großen von Professor L. Keiser sich erhob, stand einst eine kleine Kapelle[1], die ihren Namen von dem Gründer und Stifter einer Pfründe aus dem Patriziergeschlechte der Göldlin von Tiefenau trug. Diese Kapelle wurde im Jahre 1413 erbaut durch Heinrich Göldlin aus Pforzheim in der unteren Markgrafschaft Baden, der 1405 in Zürich Bürger geworden war.[2] Langjährige Geldstreitigkeiten mit seinem Schuldner Markgraf Bernhard I., die erst 1414 mit einer kleinen finanziellen Schlappe des reichen Göldlin und mit einer größeren moralischen Niederlage des Markgrafen ihr Ende fanden,[3] hatten Göldlin zur Auswanderung veranlaßt. Schon in Pforzheim, wo die Familie seit 1328 urkundlich nachgewiesen ist[4], hatten Vater und Urgroßvater Heinrich Göldlins, beide Wernher geheißen, 1384 in der Barfüßerkirche der Franziskaner eine tägliche Familienmesse, und schon vorher 1350 bzw. 1381 in der Stiftskirche S. Michael (heute protest. Schloss- und Pfarrkirche) zwei Frühmessen mit eigenen Kaplänen, sog. Altaristen gestiftet. Auf diese Pfründen präsentierte noch von Zürich aus der jeweilige Familiensenior[5] bis zum Untergang dieser Stiftungen infolge ihrer Säkularisierung durch die Glaubensspaltung.

[1] *Vögelin*, Das alte Zürich, 2. Aufl., p. 314; *Escher*, Die beiden Zürcher Münster, p. 31.

[2] Über die Patrizierfamilie Göldlin v. Tiefenau s. *Pflüger*, Geschichte von Pforzheim, p. 85 u. 142; *Lotthammer*, Pforzheims Vorzeit, p. 146; *Kindler*, Obbad. Geschlechterbuch, 1, 449; Schweiz. Geschlechterbuch, III, 158; Schweiz. Hist. Biogr. Lex. III, 581 ff. (letztere beide korrekturbedürftig). — Das Blatt mit der Bürgerwerdung Göldlins in Zürich wurde später aus dem Ratsbuch herausgerissen.

[3] Ausgleichsurkunde Or. Perg. Staatsarch. Zürich: Stadt und Land, Nr. 1501. — Reg. der Markgrafen v. Baden, I, Nr. 2814.

[4] Or. Perg.-Urk. Kloster Maulbronn (Bauschlott), Staatsarch. Stuttgart, Lade R, 45 a b.

[5] Urk. im Familienarch. Göldlin, Luzern, Nr. 2, 4, 5, 6, 8-12, 14, 16-21, 25-28, 35, 41-47.

Die Gründung der Göldlinkapelle in Zürich erfolgte acht Jahre nach der Niederlassung des gen. Heinrich in dieser Stadt. Hier war er bereits 1407 Landvogt zu Greifensee geworden und hatte 1410 den Manesse- oder Biberturm gekauft, der dann Göldlinturm hieß und 1857 abgetragen wurde. Auch war er Mitglied der adeligen Constaffel[1] und erwarb 1413 von den Herren von Landenberg die Herrschaft Werdegg. Laut Stiftbrief vom 15. Hornung 1413, unterzeichnet vom Stifter Heinrich Göldlin und vom Großmünster-Propst Dr. Conrad Elye von Lauffen[2], ließ Göldlin zu seinem, seiner Gattin Anna von Dolden und all seiner Vorfahren Seelenheil die gen. Kapelle im Kreuzhof des Großmünsters erbauen: zu Ehren der heiligen unversehrten Jungfrau und Gottesmutter Maria, des hl. Apostels Jakobus und des hl. Bekenners Jodocus und bestimmte sie zugleich als Familien-Begräbnisstätte. Den Platz hatte er vom Großmünsterstift um 100 rh. Gulden erworben. Auf dem Altar der Kapelle stiftete er eine ewige Pfründe für einen Kaplan, der für die Stifterfamilie vier Wochenmessen zu lesen hatte. Im übrigen war dieser den Chorkaplänen des Stiftes beigezählt[3], hatte am Chorgebet teilzunehmen und sich zu andern gottesdienstlichen Verrichtungen verwenden zu lassen. Die Kollatur zu dieser Pfründe behielt der Stifter sich und seinen Erben vor. Als Einkommen sollte ein Göldlikaplan jährlich 40 rh. Goldgulden beziehen.[4] Bis das Pfrundeinkommen aus künftig noch zu kaufenden liegenden Gütern fließen konnte, bezog es der Pfrundherr aus den Zinsen von drei Gülten, die der Stifter im Archiv der Propstei (oberhalb der Zwölfbotenkapelle des Großmünsters) hinterlegte. Von diesen Gülten lautete die erste auf die Stadt Giengen a. d. Brenz (Württbg.) und warf jährlich 31 fl. ab, die zweite auf Wilhelm von Hall, Bürger zu Nördlingen (bayr. Schwaben) und trug jährlich 11 fl. Zins, die dritte, auf Ritter Albert von Landenberg lautend, brachte jährlich 5 fl. Zins ein.[5] Da diese Schuldtitel gelöscht werden konnten und in

[1] Über die Constaffel s. *Bluntschli*, Rechtsgesch. Zürichs, I, 331 und *Tobler-Meyer*, Mitteilungen v. d. Constaffel, I (1889).

[2] Or. Perg.-Urk. Staatsarch. Zürich: Propstei, Nr. 483.

[3] Anfangs des XVI. Jahrhunderts: 32 Chorkapläne und 22 Chorherren (Canonici). *Vögelin*, p. 301.

[4] Um 1400 war der Goldgulden = 4,25 rhein. fl.; der Gulden war damals zirka 10 Fr. h. W.

[5] Die Göldlin hatten in Pforzheim eine Privatleihbank und ihren von der Wasserburg Tiefenau herrührenden Adel durch diese nicht «erbare» Beschäftigung verdunkelt. Nach Auffassung dieses Geldgeschäftes und Erwerb des Bürgerrechts

der Folge auch gelöscht wurden, so war Vorsorge getroffen, daß der Göldlinkaplan seine Sustentation aus anderen zu hinterlegenden Werttiteln schöpfen konnte. So setzte sich sein Einkommen im Jahre 1498 gemäß einer vom kaiserlichen Notar Johannes Gaudenhenner ausgefertigten Urkunde [1] folgendermaßen zusammen:

20 fl. ab der sohnen zu Baden [2],
10 fl. gibt ein Appt zu Wettingen [3],
5 fl. gibt frow Elsin Yrmensin ob der Vogtstür zu Schwammendingen,

zu Heilbronn vor 1394, wo Heinrich Göldlin den adeligen Geschlechtern beigezählt erscheint (Ob. Amtsbeschreibung Heilbronn, II, 164 und Urkundenbuch Heilbronn. IV, 829 und 831), heißt er 1405 wieder « erbar und veste » (s. *Stillfried und Märker*, Monumenta Zollerana, VI, 270) und ist hier im Regbd. 46 eingereiht bei den « Herren und andern vom Adel ». Somit steht der Adelscharakter der Familie — mindestens der patrizische — außer Zweifel, zumal aus jener Zeit noch eheliche Allianzen mit Landadeligen wie: v. Kirchheim, v. Oewisheim, v. Zeutern vorliegen. Daß die Präposition « von » keine notwendige Signatur für den Adelscharakter ist, dürfte bekannt sein. Die Aufnahme des Stammburgnamens zum Patrizier-Geschlechtsnamen Ende des XVI. Jahrhunderts ist daher für den Adel irrelevant. Der Adelscharakter liegt auf Göldlin, nicht auf Tiefenau, ähnlich wie bei Meis von Teufen auf Meis, nicht auf dem erheirateten Teufen. Der Adel ist auch sanktioniert durch das Adelsdiplom Kaiser Karls VI. von 1732, worin Peter Christoph Göldlin und seine Erben aus der Surseelinie « von altadeligem Herkommen » in den höheren Stand der Reichsfreiherren erhoben wurde (Or. Urkunde im Adelsarch. Wien).

Die Göldlin waren im XIV. Jahrhundert Gläubiger von Fürsten, Städten und Privaten in Schwaben, Franken und Bayern. Zu den ersteren zählten die Markgrafen v. Baden (Rodel v. 1322, Fam.-Arch., Nr. 1 a) — Graf Eberhard d. Milde v. Württemberg, der ihnen 1397 die Herrschaft Beilstein um 11,000 fl. verpfändete (Urk. im Staatsarch. Stuttgart, Lade A, 1 b, Nr. 4) und Burggraf Friedrich v. Hohenzollern zu Nürnberg, der Stammvater d. Preuß. Könige (Mon. Zoll. VI, 139 und 407). Privatleihbanken durften 1 % mehr fordern als der Reichszinsfuß war. Zudem waren hohe Zinse damals üblich ,z. B. am päpstlichen Hof 40–50 % (s. *Michael*, Geschichte des Deutschen Volkes, I, 165). Am Oberrhein sanken sie anfangs des XV. Jahrhunderts von 9 auf 5 % (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, VIII, 259). So erklärt sich der Reichtum der Familie bzw. ihr Geldstreit, der noch der Klärung bedarf, mit dem zinsverweigernden Markgraf Bernhard v. Baden (Reg. d. Mgraf. v. Baden, I, Nr. 2169 u. a.).

[1] Fam.-Arch., Nr. 1 b.

[2] Gasthaus zur Sonne; 1490, Aug. 27, weist das Gericht zu Baden den Hans Unmuß in den Besitz des Hauses zur Sonne, wobei Landvogt Hans Meis v. Zürich fungiert als « anwalt des erbarn pristers her Lorentz Nietzen, capplon sant Jacobs und Josen cappel, zu der bropsty Zürich, so die Göldlen gestifft ». *Welti*, Urk. d. Stadt Baden, II, 951. — Auf den Wirt Hans Rötenler z. Sonne und Bürgermeister Heinr. Göldlin bezieht sich auch das Ratsmanuale, I, 50, von 1502.

[3] Diese 10 fl. zahlte Wettingen bereits 1436. Arch. Wettg. in Aarau J: Nr. 34 und *Willi*, Reg. v. Wettg., Nr. 2540, in Mehrerau.

5 fl. gibt die Stuelingerin ab einem Hus, ligt hinder der Metzg i. d. Eselgassen,

1 Mutt kernen gibt der Tobelman von Tübendorff,

1 Eimer wyn gibt Rude Bubenstoß an dem Feld zu Meylen.

Summa an gelt 40 guldin, an kernen 1 Mutt, an wyn 1 Eimer.

Aus einer Neu-Fassion des Pfrundeinkommens vom Jahre 1504 geht hervor, daß ein früherer Göldlikaplan Heinrich Rispli der Pfründe ein Haus erworben hat, das er 1441 bzw. 1448 von der Ehefrau des Rudolf Meis, Verena Grulich, um 164 bzw. 120 rh. Gulden kaufte. Es war das Haus zum Wolkenstein, später seit 1637 zur niederen Linden genannt und lag an der Kilchgasse. Es hatte einen Garten nach hinten «unter des Meisen hus» und einen kleinen Garten davor.[1] Auf der Zustiftung Risplis ruhte die Verpflichtung für den jeweiligen Göldlikaplan: jährlich 1 Denar von Haus und Garten in das Kelleramt des Stiftes zu zahlen, sowie 4 Schilling in den «selbrief Risplis», d. h. in dessen Jahrzeitstiftung. Kaplan Heinrich Göldlin, der seit 1504 auf der Familienpfründe erscheint, hat «an dem hus buwen und besseret» und verfügte, daß es so bleibe gemäß dem Zürcher Landrecht.

Auch das Einkommen der Pfründe erfuhr Ende des XV. Jahrhunderts eine Zustiftung durch ein Familienglied, den Chorherrn und Kustos Hieronymus Göldlin am Großmünster, den ältesten Sohn des Bürgermeisters Heinrich. Er kaufte ihr 2 ½ Juchart Reben zu Höngg. Dafür waren vom Pfrundherrn 5 Quartarii Kernen = 1 ¼ Mutt ins Wettingerhaus abzuliefern (Klosterhof Wettingens in Zürich beim Kirchhof der Propstei, *Vögelin*, alt-Zürich, p. 212). Ferner mußten am Donnerstag in den 4 Fronfasten der Göldlikaplan und zwei andere von ihm anzustellende Priester je 3 Messen lesen: zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit, der Muttergottes und für die Verstorbenen. Die Mühewaltung der beiden hatte jener mit Wein aus diesen Höngg-Reben zu entlohnen gemäß Anordnung des Stifters, wie im Jahrzeitbuch der Propstei verschrieben stehe.

Aber auch das Geldeinkommen der Pfründe floß bereits 1504 bis zum Abbruch der Kapelle 1565 von anderen Zinspflichtigen, als 1498 verzeichnet ist. Einzig die 10 fl. auf Lichtmeß vom Kloster Wettingen blieben stationär. Dagegen ruhten die 20 fl. ab der Sonne zu Baden jetzt «uff des Müllers turn und hus zum Roten Schwert uff der brugg». Dieses war 1504 im Besitze eines Heinrich Rubli, der auf Bartholomäi

[1] Für dies und das Folgende bis Pfrundinhaber ist Quelle: Staatsarch. Zürich, G, I, 189 und Tabula et directiones, fol. 66-69, ibid; s. auch *Vögelin*, p. 338.

zu zinsen hatte. Nach ihm zahlten diese 20 fl. Hans Liechti, Ludi Stapfer, Heinrich Rychmuot und Jakob Bluntschli. Die 5 fl. ehemals von der Else Yrmensin gezahlt, entrichtet 1504 auf Martini ein Rudolf Stapfer, Chorherr zur Abtei, von Haus und Hofstatt zur Gloggen beim Augustinerkloster. Nach ihm zahlte sie Meister Hans Jäckli, Vogt zu Grüningen. Weitere 5 fl., mit denen einst die Stuelingerin zinste, floßen 1504 aus dem gotzhus ze Steyn (am Rhein, Kt. Schaffhausen). Alsdann von einer Gült ab dem gotzhus Samling (die Schwestern zu S. Verena in Zürich, später Froschau genannt, s. *Vögelin*, p. 422). Deren Güter kamen durch die Reformation ans Spital, weshalb dieses auf Nicolai an die Göldlinpfründe zinspflichtig wurde.

Sodann bezog der Göldlikaplan 1504 auf den gleichen Termin 5 fl. von Uolmann Trinkler. Auch gab ihm ein Schweppeli zu Meilen 2 Pfund Geldes auf Fridolini und später noch ein Rudi Scherer zu Wipkingen auf Ostern 32 Schilling. Das Pfrundeinkommen hatte sich somit im Laufe eines Jahrhunderts bedeutend gehoben, wenn auch eine völlige Umwandlung in liegende Güter, wie der Stiftbrief vorsah, nicht durchgeführt wurde.[1]

Von den Inhabern der Familienpfründe an der Göldlinkapelle ist uns als erster bekannt: Heinrich Göldlin, der Sohn des Stifters aus dessen erster Ehe mit Kunigunde (Roth) von Vaihingen, einer Pforzheimer Patrizierfamilie. Er dürfte mit Vater und Stiefmutter nach Zürich gekommem sein und ist bereits 1410 hier als Chorherr genannt.[2] Noch 1436 quittiert er dem Kloster Wettingen die von diesem jährlich an die Göldlinpfründe zahlbaren 10 fl. Zins (s. Anm. 3, p. 243). Sein Nachfolger war wohl der obgen. Heinrich Rispli, der 1441/48 der Pfründe ein Haus mit Garten erkaufte. 1490 ist Lorenz Nietz Göldlikaplan (s. Anm. 2, p. 243) und nach ihm dürfte Heinrich Göldlin auf die Familienpfründe gekommen sein, der sie 1504 inne hat und z. Zt. der kirchlichen Umwälzung in Zürich noch besitzt. Erst heftiger Gegner Zwinglis, fand er sich mit dessen Neuerungen später ab und hat sich «uff die Reformation verehelicht».[3] Nach den Kirchenbüchern Zürichs heiratete

[1] Ein das Pfrundeinkommen betr. Vertrag zwischen Propst und Kapitel und der Familie Göldlin v. J. 1512 (Or. Perg. Ur. i. St. Arch. Zürich: Propstei Nr. 790) wurde infolge Eintretens der Reformation nicht mehr effektiv.

[2] *Iselin*, Hist.-Geogr. Lex., II, 521.

[3] S. fol. 321 der «Chronica, collegiert und geschrieben durch Johansen Caspran Göldlin, diener der kilchen Zürich a. d. 1583». Im Fam.-Arch. Göldlin, Luzern. Der Verfasser, Sohn des Chorherrn Hans Heinrich und der später von ihm geehelichten Adelheid Schwininger, war Lehrer am Carolinum, Pfarrer v. Dietikon, Diakonus am Fraumünster und † 1588.

er 1530 eine Regula Beckerin, erzeugte mit ihr mehrere Kinder und starb 1563.[1]

In jüngeren Jahren war dieser Chorkaplan Heinrich Göldlin längere Zeit zu Rom in päpstlichen Diensten gewesen. Hier hatte er eine Reihe nichtssagender Titel erhalten, die damals ihre ursprüngliche Bedeutung längst eingebüßt hatten. So z. B.: scutifer-Schildträger, dapifer-Truchseß, parafrenarius-Pferdzügelhalter, commensalis perpetuus-ständiger Tischgenosse des Papstes, im weiteren Sinne: zum Hofstaat Julius II. gehörig. Von diesem hatte er auch eine Anzahl jener damals üblichen und vielfach so heilloses Unheil anrichtenden wie Rechtsalterierungen hervorrufenden Exspektanzbriefe erhalten.[2] Mit diesen kehrten die römischen Curtisanen heim, um auf Grund derselben ein Anrecht auf die betr. erledigte Pfründe geltend zu machen. Heinrich Göldlin tat, was tausend andere in jener Zeit auch und wurde so ein großer Pfründejäger und -schieber, mit dem sich auch die Tagsatzung befaßte.[3] Auch die Familienpfründe an der Göldlinkapelle wollte er einmal weiterschieben. Nach einer Konzessionsurkunde vom Jahre 1517 erlaubte ihm der damalige Familiensenior Roland, Domherr zu Konstanz, das Göldlibenefizium zu Gunsten eines Magisters Johannes Dignower aufzugeben.[4] Doch blieb er auf der Pfründe bis zu seinem Tode 1563 und war zugleich «der Caplonen ynnemer». Nachdem er zu Zwingli übergetreten und sich verheiratet hatte, brachte er das Pfrundhaus mit Garten 1535 um 250 Pfund käuflich an sich. Es war bei der Reorganisation des Großmünsterstiftes vom Rat in das Almosenamt erkannt worden. Deshalb war beim Kaufe ausbedungen, wenn Heinrich Göldlin oder seine Erben das Haus wieder verkaufen wollten, das Almosenamt oder das Stift das Vorkaufsrecht haben sollen. Außerdem waren an das Stiftskelleramt jährlich 2 Schilling Bodenzins zu entrichten.

Nach dem Ableben Heinrich Göldlins 1563 bezog die 40 fl. Pfrundeinkommen von der Göldlinkapelle sein Vetter Hans Caspar, ref. Pfarrer zu Dietikon und Verfasser der Chronica von 1583 «als Geistlicher des

[1] Geschlechtsbücher v. *Dürsteler und Meis*, III, 110 und II, 785, Zentralbibl. Zürich. Der Göldli-Chor*kaplan* Heinrich Joh. Baptist ist nicht zu verwechseln mit seinem gleichzeitigen Vetter dem Chor*herrn* Hans Heinrich, dem Sohne Caspars; s. *Pestalozzi*, Zwinglis Gegner am Großmünsterstift, p. 66 und 70, Anm.

[2] Vgl. *Pastor*, Papstgeschichte, II, 854, und *Schnürer*, Kirche und Kultur im Mittelalter, III, 123 und 126.

[3] Eidg. Abschiede, II, 2, 3222 f.

[4] Familienarch. Göldlin, Luzern, Nr. 26.

Geschlechts, dannen har sy gestifft sind ».[1] Doch war ihm schon 1567 bedeutet worden, daß diese 40 fl. nicht zur Pfrund Dietikon gehören, sondern « ins Studentenamt erkhendt » seien.[2] Nach seinem Tode 1588 behielt auch seine Witwe Anna Rordorf nur die Nutzung der zuletzt von ihm innegehabten Helfereipfründe am Fraumünster bis S. Johann Baptistentag bei, « sunsten der 40 fl. halb laßt man es by hievor gegebener erkandtnuß dismalen verbliben », d. h. sie flossen nun in den Studienfonds.[3] Zwar bewarb sich sein Verwandter, der Prädikant Hans Göldlin in Mur, ein wegen seiner Trunksucht vom Rat wiederholt getadelter und bevormundeter Geistlicher, sofort um die Nutznießung der 40 fl., wie sie Hans Caspar bisher bezogen, weil sonst kein Geistlicher des Göldlingeschlechtes vorhanden sei als er. Man wies ihn an die Rechenherren und damit war die Sache abgetan.[4] Somit bekam diese rein religiös-kirchliche Stiftung durch Zuweisung an den Studienfonds einen charitativen Zweck.

Von kircherrechtlichem Standpunkt aus kann man sich mit dieser einseitig staatlichen Verfügung über eine religiös-kirchliche Stiftung natürlich nicht abfinden. Zudem hatte sie noch in gewissem Sinne einen privatrechtlichen Charakter, den die Familie Göldlin gewahrt hatte, indem sie stets die Kollatur zu dieser Pfründe sich vorbehielt. Ob die reformierten Glieder der Familie zu Zürich ihre Zustimmung zu einer charitativen Verwendung des Pfrundeinkommens gegeben haben, steht dahin. Die beiden katholisch gebliebenen Linien zu Rapperswil und Luzern wurden bei dieser stiftwidrigen Entfremdung einfach ignoriert. Und doch hatten auch sie ohne Zweifel ein Anrecht auf ihre Familienstiftung. Ihnen hätten die 40 fl. Einkünfte zugesprochen werden müssen, damit der religiöskirchliche Stiftungszweck anderswo erfüllt werden konnte, da er in Zürich infolge der Religionsveränderung nicht mehr erfüllbar war. Der Staat Zürich konnte sich allenfalls als Rechtsnachfolger des reformiert-reorganisierten Großmünsterstiftes betrachten, nicht aber über Pfründen mit Privatpatronat einseitig Verfügungen treffen. War dies auch eine usurpatio nemine reclamante, so war sie doch eine Rechtsverletzung der katholischen Göldlin, und quod fit per nefas, nunquam fit jus.[5]

[1] bis [4]: Zürcher Ratsmanuale, Nr. 138 v. 11. I. 1567, Nr. 220 v. 3. IV. 1588, Nr. 228 v. 13. IV. 1588, Nr. 153 v. 15. I. 1571.

[5] Im XIX. Jahrhundert hatte Zürich bei Aufhebung des Stiftes Rheinau aus dessen Vermögen ein Kapital von 12,000 Fr. an die Pfarrgemeinde ausgefolgt, um daraus fürder jene Jahrzeitstiftungen halten zu lassen, die dem Stifte bisher quasi inkorporiert waren. Hier wurde das Recht der Stifter gewahrt.

Interessant ist, was der Luzerner Stadtschreiber Rennward Cysat, mütterlicherseits selbst ein Göldlinsprosse [1], dazu berichtet: «Ich hab uff Sonntag Esto mihi 1576 den Predicanten Ludwig Lafater im Münster hören predigen: es sye alles unrechtfertig gut, was man an die kilchen geben, gestifft und vergabet, und man solte es den rechten Erben wieder geben, — wöllichs ich seinem Mitpredicanten Heinrich Bullinger dem Jüngeren fürgehalten, warumb mans dann den Erben, die noch zu finden, nit wieder gebe, damit sy, die Predicanten, nit müßtend unrechtfertig gut nießen. Da ward er schamrot und sagte: diser (Lafater) hette sich verschossen.»

Aber auch an die Göldlinkapelle selbst legte die Zeit ihre zerstörende Hand. In seiner Chronica, fol. 321, sagt der schon erwähnte ref. Pfarrer Hans Caspar Göldlin: «dise Cappel ist uffgebuwen a. 1413 und widerumb abgeschlißen worden a. 1565. Der Crützgarten, darin sy gestanden, ist ietziger Zeyt (1583) ein grebtnuß der Radtsherren, wiewol die Göldli ire abgestorbnen ouch dahin begraben lassend, dan sy disen garten umb 100 rinscher guldin zu einer begrebtnuß von einem bropst und Capitel zum großen Münster erkouffit habend, wie der Stifftbrief das heiter zugibt. Mit wes recht aber dise abgeschließen und den Göldlinen entzogen, weißt Gott, dem es heimgesetzt, doch ist dem ursächer darumb zu danken.»

Man sieht, der Chronikschreiber empfand als Glied der Familie das Unrecht, das dieser durch die Demolierung der Kapelle als ihres Privateigentums zugefügt wurde. Zugleich verleugnet er aber mit seinen letzten Worten auch wieder den eifrigen Zwinglianer nicht, der dem Urheber des Unrechts doch Dank weiß, wohl deshalb, weil dadurch eine «Meßcappel des Bapsthumbs» beseitigt wurde. Beim Abbruch derselben wurden die katholischen Rapperswiler und Luzerner Göldlin, die Miteigentümer dieser Familienkapelle waren, nicht begrüßt. Man darf nach den Worten des Chronisten Hans Caspar auch zweifeln, ob die in Zürich ansässigen reformierten Nachkommen Georgs, vorab sein Sohn Joachim [2], mit der Abtragung der Kapelle einverstanden waren. Nach dem Aussterben der Zürcher Göldlin 1677 wäre eine eventuell stehen gebliebene Kapelle als Privateigentum der Familie an die katholische Luzernerlinie des Geschlechtes übergegangen. Diese

[1] Enkel Renwards; sein Msc. im Fasc. Göldlin im Staatsarch. Luzern.

[2] War erst Conventual zu Rheinau, trat aus und heiratete die Exkonventualin von Oetenbach, Barbara v. Bonstetten, s. *Waldburger*, Rheinau und die Reformation (Jahrb. f. Schweizergesch. 25, 119); Eidg. Absch., IV, 1 a, 439 u. 451.

hätte den Stiftungszweck — 4 Wochenmessen — wieder darin erfüllen lassen können, wenigstens hinter verschlossenen Türen, was kein exercitium publicum religionis gewesen wäre. Hätte aber der damals offiziell reformierte Staat auch das nicht geduldet, so wäre es im XIX. Jahrhundert nach freigegebener Kultusübung möglich geworden. Eine gewisse Rechtskontinuität für die Familie lag ja vor. Vermutlich hatte man so etwas 1565 geahnt und dem allem durch gänzliche Beseitigung der Kapelle einer späteren Erfüllung des katholischen Stiftungszweckes den realen Boden entziehen wollen.

In der abgetragenen Kapelle hatten ihre letzte Ruhestätte gefunden: 1435 Heinrich Göldlin «Stiffter diser Cappel und pfrund ist gestorben uff den 10. tag Mertzens. Gott sie im gnedig».[1]

Seine zweite Gattin Anna von Dolden, † den 29. März (Cal. April), Jahr unbekannt.[2] Lazarus, des Stifters jüngster Sohn, oder wie einige meinen, sein Enkel (Sohn Jakobs), Reichsvogt, durch den Waldmannhandel bekannt, † den 18. Januar 1504.[3]

Heinrich, Enkel des Stifters, Sohn Pauls und der Verena Meis, Ritter und Bürgermeister zu Zürich, † den 4. September — montag nach Verenen — 1514, sowie dessen Gattin Barbara Payer von Freudenfels, † 1505, Non. Nov.[4]

Von andern auswärts verstorbenen oder begrabenen Gliedern der Familie geistlichen und weltlichen Standes waren die Wappen und Schilde an den Wänden der Kapelle aufgehängt, die bei deren Abbruch von den Zürcher Familienangehörigen zu Handen genommen wurden. Nach dem Tode des letzten Zürcher Göldlin, des Zeugherrn Beat Rudolf, † 1677, kamen diese Schilde und Wappen wie auch «Pfensterschiben» (wohl Glasgemälde) an die Verwandten nach Luzern. Hier wurden sie in einem Göldlinhause beim Pulverturm aufbewahrt. Als dieser 1701 durch Explosion in die Luft flog, ging auch jenes Göldlinhaus samt Inhalt leider zu Grunde.

Bloßer Erwähnung war somit geschehen «der geistlichen Personen, so in der Göldlinen Cappel Zürich zum großen Münster mit iren schilden und Helmen sind abconterfeiet gewesen»[5]:

[1] Chronica (s. Anm. 3, p. 245), fol. 321; Jahrzeitb. d. Propstei Zürich in: *Baumann*, Necrologia Germaniae, I, 559.

[2] Jahrzeitb. in: *Baumann*, Necrologia, I, 561.

[3] Schweiz. Hist.-Biogr. Lex. III, 581; *Vögelin*, p. 315.

[4] Jahrzeitb. in: *Baumann*, Necrologia, I, 577.

[5] Chronica (s. Anm. 3, p. 245), fol. 319; der Verfasser, geb. 1537, hatte als Zeitgenosse der Göldlikapelle diese noch gesehen.

Hieronymus Göldlin, der älteste Sohn des Bürgermeisters, Magister liberalium artium, Chorherr und Custer am Großmünster 1470, als Kilchherr von Wohlen erwähnt 1473 [1], † den 4. Juli 1501.

Karl, der jüngste Sohn des Bürgermeisters, Chorherr in Zürich, Solothurn und Zofingen, geb. 1475, † 1506 in Rom und bei den Augustinern wahrscheinlich zu S. Maria del Popolo begraben. [2]

Jakob, Enkel des Bürgermeisters und Sohn Caspars, Chorherr in Zürich, † den 16. Oktober 1514. [3]

Roland, zweiter Sohn des Bürgermeisters, geb. 1464, Chorherr in Beromünster 1493, in Zürich 1501, in Zofingen 1511, und Solothurn, Domherr in Konstanz 1500, Propst zu Lindau 1513, war römischer Curtisane und comes palatinus Lateranensis, † den 21. Juni 1518 zu Konstanz. [4]

Sodann die Familienglieder weltlichen Standes:

Jakob und Paulus, Söhne des Stifters, beide im alten Zürcherkrieg im Gefecht bei Wollerau gefallen «donstag in der fronfasten zu Wüenechten 1445 (16. Dez.) und bei der Kirche zu Meilen begraben». [5]

Heintz Göldli, nach Familienschriften natürlicher Sohn des Lazarus. Er trat in Militärdienste und fiel auf Seite der Bretonen in der Schlacht bei S. Aubin de Cormier am 28. Juli 1488. [6]

Ein anderer Heinrich Göldlin, natürlicher Sohn des Bürgermeisters, in den Akten gewöhnlich nur der Basthart genannt, kämpfte in der gleichen Schlacht auf Seite der Franzosen. Er war 1488 am Samstag

[1] Arch. Bremgarten, Nr. 6939.

[2] Karl erw. bei: *Zimmerli*, Chorstift Zofingen, p. 18 (Neujahrsbl. Zof. 1922). Ebenso s. Bruder Roland. Karl und der folgende Jakob sind auch als Domherren v. Chur genannt, aber im Posseß ihrer Kanonikate daselbst nicht nachgewiesen. Vermutlich nur sog. Wartner mit Exspektanzbriefen, die nicht überall von den Domkapiteln akzeptiert wurden.

[3] Jakob, Karl und Roland s. *Vögelin*, p. 315, und Chronica, fol. 65.

[4] Sein Epitaph in der ehem. Sebastians- jetzt Antoniuskapelle überdauerte den Konstanzer Bildersturm und ist noch zu sehen mit der christlich-klassischen Inschrift: Turegum civem, sed me Constancia Mysten
fovit, Rolando tum mihi nomen erat,
Goeldline sobolis columen sed stamina vite,
dum minime exspecto, parca secura secat.
Vivite mortales Christo, coelestia durant,
vita hominis bulla est, gloria nostra vapor.
Über das Amt eines Lateran. Pfalzgrafen s. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, VI, N. F. p. 263.

[5] Chronica (s. Anm. 3, p. 245), fol. 321; Jahrzeitb. in: *Baumann*, Necrologia I, 586; *Vögelin*, 315.

[6] *Gagliardi*, Die italienischen Kriege, I, 123, Fußnote 11.

vor Oculi (18. März) von Hans Waldmann gezwungen worden, sein Bürgerrecht in Zürich aufzugeben und abzuwandern. Waldmanns illegales Vorgehen gegen ihn war für seinen Götti Lazarus einer der persönlichen Gründe zur Feindseligkeit gegen Hans Waldmann; ein anderer soll die Vergewaltigung der Frau des Lazarus seitens Waldmanns gewesen sein. Der Bastard Heinrich kommt in den Ratsmanualen bis 1496 vor und stirbt 1518 wahrscheinlich am 14. Mai.[1]

Nach Abtragung der Göldlinkapelle wurde ihr Grund und Boden, somit das ganze Kreuzgärtchen, als Begräbnisplatz für Ratsherren benützt, auf dem auch die Zürcher Mitglieder der Familie Göldlin bestattet wurden. Von Joachim, dem Sohne Georgs, und seinen vier Gemahlinnen wird dies ausdrücklich berichtet.[2] Von den beiden reformiert gewordenen Geistlichen am Großmünster, Chorherr Hans Heinrich und seinem Vetter Chorkaplan Heinrich, steht dies nicht fest. Die Mitglieder des Stiftes hatten jedenfalls ihren eigenen Begräbnisplatz. Dagegen wurde der Pfarrhelfer am Fraumünster Hans Caspar, der Verfasser der Chronica, 1588 hier beerdigt. Ebenso der 1598 aus dem Gasthaus zum Hecht auf die Straße gefallene Prädikant von Mur, Hans Göldli, der vom Rat wegen übermäßigen Wirtshäuserbesuchs oft Vermahnungen bekommen hatte und nach seinem Tode noch in Konkurs geraten war.[3] Der letzte, am 27. April 1677 kinderlos verstorbene Sprosse der Zürcher Linie, Zeugherr Beat Rudolf Göldlin von Tiefenau, liegt in der ehemaligen Zwölfbotenkapelle des Großmünsters begraben. Daselbst ist sein Bronze-Grabmonument mit Familienwappen heute noch zu sehen. Es trägt das Motto: Aliis inserviendo consumptus — im Dienste anderer hab ich mich verzehrt.[4]

[1] Zürcher Ratsmanuale, I, 29; im Jahrzeitbuch eingetragen am 23. Juni (rectius 14. 5.). *Vögelin* hat in der 2. Aufl. diesen Heinrich weggelassen, in der Meinung, sein Todesjahr 1518 sei eine Verwechslung mit dem des Bürgermeisters 1514, was irrig ist. Die Quelle für die Nachrichten, die *Vögelin*, p. 315, Anm. 2, vermißt, ist die mehrfach erwähnte Chronica des Pfarrers Hans Caspar Göldlin v. J. 1583.

[2] Geschlechterbücher von *Dürsteler und Meis.*

[3] Ratsmanuale, Nr. 198 v. 14. VII. 1582. Ihm fügte eine spätere Hand in den gen. Geschlechterbüchern, wohl mit Anspielung auf sein bewegtes Leben, das Distichon bei:

Non genus haud proavi nec reddunt stemmata clara sola facit virtus nobilitatque virum.

[4] Beat Rudolf verewigte sich durch wohltätige Stiftungen im Betrage von 8000 Gulden. Darunter ist eine Zustiftung von 200 fl. zu den von seinem Ahnen Heinrich anfangs des XV. Jahrhunderts dem Großmünster vergabten 800 fl. an studierende Jünglinge «Goldljn von Tieffenauw donation und stipendium»

Über Größe und Baustil der abgetragenen Göldlinkapelle ist uns nichts bekannt. Letzterer dürfte zur Zeit ihrer Erbauung — Anfang des XV. Jahrhunderts — noch der spätgotische gewesen sein. Ein Bild von ihr konnte nicht aufgefunden werden. Auch die älteren Abbildungen des Kreuzgangs beim Großmünster und dessen Baugeschichte von Kantonsbaumeister Wiesmann in der Zürcher Monatschronik, Nr. 5 (1932), erwähnen die ehemalige Göldlinkapelle nicht. Ebenso können wir über deren innere Ausstattung der Phantasie freien Spielraum überlassen. Dagegen ist noch ein Verzeichnis ihrer Paramente vorhanden, die beim Tode des letzten Göldlikaplans 1563 vorhanden waren. Es sind dies: ein silbern vergoldeter Kelch mit Patene und einem

Crüczli uff dem fues;
zwei Corporalien mit trucklin (Burse);
vier für alter, gut und bös (Antipendien);
zwei tuecher in der fasten, eins fur alter, das ander fur die tafelen;
ein wyßen tamastin meßacher mit zuegehörd (Casel);
ein alten roten samatin » »
ein schwartzen tuechin » »
ein sidinen alten mitt bluomen »
ein guot bermentin (pergament) meßbuoch;
zwei meßkentli, ein hostien buchs.
Item so git der genant her Heinrich Göldli an die pfruond 2 papirin guote bettbuecher und ein psalter, als secundum chorum Thuricensem.
Ein kaespli hat der caplan in der sacrasty.

Mit der Kapelle gingen auch diese Paramente verloren; in den Besitz der Familie gelangten sie nicht.

Wenn wir uns die Kapelle in den Kreuzhof hineingestellt denken, dessen Raumverhältnisse noch so ziemlich die gleichen sind wie im

genannt (St.-Arch. Zürich: Gemächtsbuch B, VI, 331). Für die oft angegriffene Ehre seiner Familie hat er 1663 nochmals mannhaft eine Lanze eingelegt. Die bösen Zungen waren jederzeit vom Rat bestraft worden, wie viele Ratsmanuale bezeugen. Beat Rudolf reichte dem Rat ein wurdiges, historisch zurückgreifendes Promemoria ein, eine Apologie seiner Familie, die mit ihm in Ehren zu Zürich erlosch. Sie wurde in der Sitzung v. 28. II. 1653 verlesen (St.-Arch. Zürich: Sonderbare Personen, Mappe 9). Im XIX. Jahrhundert hätte er sich noch gegen den Anwurf: die Göldlin seien Judenstämmlinge, zur Wehr setzen müssen. Subjektive Vermutung ohne jeden objektiven Beweis!

XV. Jahrhundert, so kann sie nicht groß gewesen sein. Namentlich wenn um sie herum, wie der Stiftbrief angibt, auch noch freier Platz für Gräber war. Für die Gesamt-Kreuzgangsanlage dürfte sie eher den Eindruck der Schwere und Belastung gemacht als dieser zur architektonischen Zierde gereicht haben. Das rechtfertigt aber nicht ihre aus andern Motiven entsprungene barbarische Demolierung, wodurch ein Stück kirchliches Alt-Zürich verloren ging.

Stiftbrief.

1413, Febr. 15. Propst Konrad Elye von Lauffen und das Kapitel zu S. Felix und Regula am Großmünster in Zürich bestätigen die Stiftung einer Kapelle und Kaplaneipfründe daselbst durch Heinrich Göldlin, Bürger von Zürich.

Universis Christi fidelibus presentium inspectoribus Conradus Elye de Louffen, decretorum doctor, prepositus totumque capitulum ecclesie sanctorum Felicis et Regule Thuricensis, Constantiensis dioecesis, affectum charitatis cum notitia subscriptorum. Ne gesta in tempore cum tempore labantur, expedit ea litterarum testimonio perhennari. Igitur cum providus ac secretus vir Heinricus Göldlin, civis Thuricensis, ob sue necnon honeste matrone Anne uxoris sue legitime ac progenitorum suorum animarum salutem atque remissionem peccatorum, in ambitu ejusdem ecclesie nostre Thuricensis capellam unam, in qua etiam et circa quam sibi et suis sepulturam elegit, cum altari sito in eadem ad laudem et honorem sancte et intemerate virginis Marie, gloriose dei genetricis, necnon beatorum Jacobi apostoli atque Jodoci confessoris construxerit ac fundaverit et per consequens ordinaverit consecrandam, promisit etiam ipse fundator iam dictis certitudinaliter prebendam perpetuam instituere ad eandem ac ipsam redditibus annis congruis et debitis, ut puta quadraginta florenorum auri de Reno boni et legalis ponderis vicario quolibet in eadem instituto pro tempore existente in subsidium atque recompensam laborum suorum et, ut in temporalibus eo comodosius sustentari ac celebratori quatuor missarum singulis septimanis per se vel alium sine dolo et fraude in altari eiusdem capelle fiendarum, ad quarum peractionem etiam se astringat medio suo juramento, ac aliis divinis obsequiis valeat insudare, singulis annis solvendorum, se velle dotare ac tunc etiam actu dotavit. Et in signum dotationis ac donatoris huiusmodi, cum bona certa ad hoc apta, de quibus dicti quadraginta floreni singulis annis solvendi existant, ut prefertur, per eum nondum sint comparata, deposuit apud nos idem fundator et donator tres litteras numero seu cyrographos wulgaris Theutonici sigillis illorum, quibus ascribuntur, ut prima facie apparuerunt integre sigillatas, inter cetera canentes una videlicet de triginta uno florenis auri predicti annui redditus a circumscriptis viris magistrocivium, consulibus necnon tota communitate oppidi Giengen; alia vero de undecim florenis auri et annui redditus similiter iam dictorum a discreto Wilnhelmo de Hall, civi Noerdlingensi; tertia autem de quinque florenis auri et redditus etiam antedictorum a strenuo viro domino Albertho de Landenberg milite pro centum florenis auri eiusdem emptis per eum et comparatis, quas etiam tres litteras in secretario nostro superiore taliter et in hunc finem apud nos in deposito remanere voluit. Quare capellanus in eadem constitutus quadraginta florenos annui redditus dicte sue prebende dotatos, eiusdem donationis vigore sibi deditos, ex nunc in antea de summa quadraginta septem florenorum auri

et redditus predictorum quolibet anno repetat et exigat iuxta tenorem litterarum earundem ipsosque primo et principaliter de eisdem recipiat, imburset ac usibus suis propriis applicet, cessante quolibet impedimento, donec et tam diu, quousque dicti quadraginta floreni auri et redditus huiusmodi eidem prebende perpetuo deservientes de et super bonis certis de scitu nostro per eum seu heredes ipsius valeant emendo comparari et quod eisdem sic et taliter emptis et comparatis littere sue, ut prefertur, apud nos deposite ipsis per nos illese existant restituende. Cum autem dicti quadraginta septem floreni annui redditus per debitores eorundem iuxta modum in eisdem litteris expressatum relui valeant atque reemi pro tanta summa pecuniarum, pro quanta comparati existere dinoscuntur, voluit et vult idem Heinricus dotator, quod reluitionis huiusmodi seu alio quoque casu emergente, quod ipse seu sui heredes eisdem litteris seu altera earundem necessario uti haberent seu haberent, quod ex tunc captata opportunitate iidem sibi per nos aut successores nostros restituantur, quod statim ipsi alias litteras tanti pretii et reputationis loco litterarum earundem iam per nos habitarum ad usum capellani eiusdem sue capelle apud nos deponant iuxta modum et formam litterarum iam tactarum et quibus etiam quilibet capellanus eiusdem capelle pro tempore existens uti valeat et possit atque utatur in modum prenotatum usque ad comparationem quadraginta florenorum auri sepefati annui redditus faciendam sub conditionibus prementionatis. Reservavit etiam idem fundator et dotator expresse sibi ac dictis suis heredibus per masculinam lineam descendentibus omnimodam auctoritatem et facultatem liberam, capellanum seu vicarium nec alias beneficiatum ad dictam prebendam, quotiens ipsam vacare contigerit, eligendi ac eundem ad investiendum ipsum de eadem nobis presentandi, iuxta seriem litterarum nostrarum eidem fundatori per nos super hoc traditarum et concessarum, prout etiam hoc ipsum et quedam alia litteris in eisdem iam proxime dictis lucidius videbuntur contineri. Nos vero attendentes, quod ex huiusmodi fundatione, donatione capelle ac altarium predictorum et per prebendarium perpetuum inibi instituendum cultus divinus in nostra ecclesia non modicum adaugetur, fundationem, dotationem et institutionem pretactas de consensu et permissione nostris procedentes, de communi omnium nostrum consilio approbamus, ratificamus, confirmamus et auctorizamus presentibus his nostris scriptis, ita tamen, quod quilibet prebendarius ad eandem prebendam receptus, ut prefertur, et admissus ad celebrationem missarum predictarum interessendumque choro ecclesie nostre ac singulis horis canonicis et divinis ibidem peragendis necnon ad alias observantias, statuta et consuetudines ecclesie nostre solitas et consuetas sicut et ceteri capellani eiusdem ecclesie nostre de ipsius ecclesie statuto facere consuere et faciunt medio suo juramento corporaliter per eum super hoc prestando se astringat, statim assecuta per eum prebenda sepefata, et nihilominus quod ipse capellam sue prebende huiusmodi sub structuris et reformationibus congruis et necessariis pro tempore, quo eidem tamquam ipsius vicarius seu capellanus presit, suis sub expensis realiter retinendo velit et debeat preservare, dolo tamen et fraude in his omnibus et singulis et circa ea penitus circumscriptis. In evidentiam itaque permissorum presentes litteras duplicatas tradimus sigillis nostris patenter communitas. Datum et actum Thuregi sub anno a nativitate domini millesimo quadringentesimo tertiodecimo feria proxima post festum beati Valentini martiris. Indictione sexta.

Orig. Perg.-Urk. im Staatsarchiv Zürich : Propstei Nr. 483, mit zwei Siegeln.

Le Père Girard, curé de Berne.

(1799—1804)

Par le P. Léon VEUTHEY, O. M. Conv.

(Suite)

Rapports avec l'Evêque.

Afin de pénétrer encore plus profondément dans l'âme et l'esprit du Père Girard, il ne sera pas inutile d'étudier d'un peu plus près ses rapports avec ses supérieurs ecclésiastiques et spécialement avec l'Evêque de Lausanne, au diocèse duquel Berne appartenait alors.

Nous avons vu que ce n'est que sur les instances formelles de Mgr Odet que Girard avait consenti à reprendre ses relations avec le gouvernement, en acceptant de fonder une paroisse catholique au siège des autorités helvétiques.

Et, après réception de son premier rapport sur son activité pastorale, Monseigneur, approuvant toutes les dispositions prises, lui manifestait sa reconnaissance avec une effusion toute paternelle : « Je vous embrasse mille fois, mon cher Grégoire. De quelle consolation votre lettre n'a-t-elle pas rempli mon âme ! Avec quelle effusion de cœur ne l'ai-je pas lue ! Je puis vous dire que, depuis dix-huit mois, je n'ai pas éprouvé une sensation plus agréable. Vous étiez destiné à remplir la carrière où vous faites des pas de géant et aucun autre n'eût pu vous remplacer. Les succès doivent amplement vous dédommager de vos travaux et de vos sollicitudes. Je vous remercie beaucoup de mon côté et bénis la divine Providence de ce qu'elle daigne vous inspirer et couronner votre zèle. J'approuve hautement tout ce que vous avez fait et vous prie de continuer en vous donnant les pouvoirs de Grand-Vicaire *usque ad revocationem*. Comptez-moi au nombre de vos plus attachés et plus sincères amis [1]. »

[1] Mgr Odet au Père Girard, le 9 août 1799. Musée pédagogique de Fribourg, pavillon du P. Girard, sans numéro d'ordre. (Nous citons M. P.)

Pendant quelques mois, ce sont ainsi des rapports les plus affectueux entre Monseigneur et son Vicaire général à Berne. L'Evêque est heureux de l'avoir sur les lieux pour intervenir auprès des autorités qui, après avoir promis solennellement de respecter la religion, lui font subir toutes sortes de vexations et d'injustices : « Je désirerais infiniment qu'on ménage un peu plus mon diocèse, mande-t-il au Père Girard. Je suis le seul Evêque en ce moment en Suisse ; tout le monde a les yeux ouverts sur moi et, si je me tais, la confiance me quittera... Il est bien agréable pour moi que vous soyez sur les lieux et que je puisse vous consulter. » Les lettres deviennent de plus en plus fréquentes. Mais les instances du Père Girard pour le rapprochement des confessions semblent devoir mettre du froid dans ces relations. Ses efforts pour entraîner Mgr Odet dans une étroite collaboration avec le gouvernement helvétique ne purent qu'accentuer la méfiance, sinon de l'Evêque de Fribourg, du moins de son entourage qui est sur la défensive.

Continuant ses efforts de conciliation, le Curé de Berne écrivait à Mgr Odet, le 21 septembre 1800, qu'il avait approuvé la proposition du gouvernement de créer des tribunaux mixtes où les pasteurs catholiques et protestants siégeraient à côté des juges civils pour se prononcer sur les questions mixtes relevant à la fois de l'Eglise et de l'Etat. Il en profitait pour développer toute sa pensée relativement à la collaboration de l'un et de l'autre pouvoir. Cette collaboration ne sera possible que si chacun reste dans sa sphère d'influence : que l'Etat ne se mêle pas de dogme et de discipline ecclésiastique et que l'Eglise ne se mêle point d'affaires purement temporelles. Quant aux questions mixtes, l'Eglise légiférera dans sa sphère et l'Etat dans la sienne pour travailler ainsi dans la plus heureuse collaboration pour le bien commun.

Le mariage était une de ces questions mixtes fort débattues à l'époque. Jusqu'alors, il avait toujours été du domaine absolu de l'Eglise et l'Etat n'avait rien à y voir, en théorie du moins. Mais voilà que ce dernier s'est avisé que le mariage n'est pas seulement un sacrement : il est aussi un contrat avec conséquences civiles. Il prétend donc légiférer en cette partie qui est de son ressort. L'Evêque de Fribourg, au contraire, s'appuyant sur la pratique de l'Eglise en la matière, entendait conserver tous ses anciens droits. Il informe le Père Girard de son intention de faire des démarches à Berne en ce sens et d'unir sa protestation à celle de l'Evêque de Sion.

Le Curé de Berne prévoyant un conflit qui réduirait à néant tous

ses efforts de conciliation essaye d'inviter l'Evêque à composer avec le pouvoir civil : « J'en viens, Monseigneur, aux causes matrimoniales. Le sujet est bien délicat, et je ne dissimulerai pas à Votre Grandeur que je ne l'aborde qu'avec répugnance. Le mariage est un contrat comme un autre. Le mariage est un sacrement. Comme contrat, il est impossible de le soustraire à l'autorité civile. Comme sacrement, il est du ressort de l'autorité ecclésiastique. Il relève donc des deux puissances, et l'une et l'autre peuvent en régler les conditions, chacune dans son for. Voilà comment raisonnent beaucoup de théologiens. D'autres donnent tout à l'Eglise : elle seule fait les lois et juge des causes matrimoniales, le contrat n'est rien sans le sacrement. [1] »

Le Père Girard estime que si l'Etat n'a rien à voir dans le sacrement, on ne peut lui dénier une ingérence dans le contrat pour ce qui regarde les conséquences civiles et qu'il faut distinguer les compétences pour arriver à les unir dans une heureuse collaboration [2].

[1] Le Père Girard à Mgr Odet, le 21 septembre 1800. A. E.

[2] Il semble bien, en effet, que le Père Girard n'entend abandonner à l'Etat que les conséquences civiles du mariage, le sacrement étant, avec son unité, son indissolubilité et ses conditions de validité, du ressort de l'Eglise uniquement. Toutefois, la distinction qu'il pose entre le contrat et le sacrement, comme son explication de la nature du mariage et les arguments qu'il apporte à l'appui de sa thèse prouvent bien les déficiences déjà constatées de sa formation théologique : « Si, dit-il, tout sacrement est un signe sensible institué par Notre-Seigneur Jésus-Christ [...], cela ne peut s'entendre que de la bénédiction, car le mariage n'a pas été institué par lui. Pour lors, la bénédiction étant du ressort de l'Eglise, c'est à elle à la donner ou à la refuser : elle doit la refuser à ceux qui voudraient former un double lien, ou répudier une épouse pour en prendre une autre. Elle peut la refuser dans d'autres cas qui intéressent plus ou moins les mœurs et la religion. Ainsi, elle établit et lève des empêchements de mariage ou, pour mieux dire, des empêchements de bénédiction nuptiale ou de sacrement. [...] Si nous admettons l'opinion qui confond le sacrement avec le contrat, en disant que les corps des époux sont la matière, les promesses, la forme du sacrement de mariage, pour lors, je ne retrouve point de sacrement, car où serait ce « signe sensible *institué par Notre-Seigneur Jésus-Christ* pour la *sanctification de nos âmes ?* Les époux étaient là et se promettaient fidélité avant la venue du Sauveur. Le signe sensible ou la matière et la forme existaient : et comment pourra-t-on dire qu'il en est l'auteur ? [...] Secondement, si tout est sacrement dans le mariage, la puissance civile n'a rien à y voir, puisque c'est l'Eglise seule qui est dispensatrice des sacrements. Dès lors, comme le mariage est de la dernière importance dans la société, il n'existe plus de gouvernement parfait : l'Etat est dépendant de l'Eglise. Il est faux de dire que le christianisme s'allie avec tous les gouvernements, que le royaume de Jésus-Christ n'est pas de ce monde, que les hommes sont régis par deux puissances entièrement différentes et indépendantes l'une de l'autre [...] Je n'hésite pas, Monseigneur, de m'en tenir à l'opinion qui sépare le sacrement du contrat, qui soumet l'un à l'Etat et l'autre à l'Eglise et qui, par conséquent, reconnaît des causes matrimoniales civiles et d'autres ecclésiastiques... »

Que répondra l'Evêque aux vues nouvelles du Père Girard ? Sa confiance dans son Vicaire général n'a pas faibli. Mais il s'effraye du cours des événements et il croit plus opportun de se retrancher dans la défensive que de tenter une collaboration qui lui paraît grosse de périls : « Pressé par différentes sollicitations et effrayé moi-même de voir qu'on allait enfin mettre le sceau à la destruction des couvents par la vente de celui des Cordeliers de Soleure, je n'ai pu me contenir plus longtemps et j'ai cru que mon devoir ne me permettait plus de me taire. En conséquence, j'ai adressé un Mémoire au Président de la commission exécutive... S'il vous vient entre les mains et qu'il vous déplaît, que cela ne vous éloigne pas de moi. Vos lettres, vos idées claires, vos raisonnements si justes me font trop de plaisir pour que je puisse m'en passer. »

A propos du livret du doyen protestant de Berne, Monseigneur demande au Père Girard d'en faire le pendant catholique pour défendre nos principes devant le gouvernement : « Vous me ferez le plus grand plaisir de faire le pendant que vous me proposez du dit livret qui doit le concilier avec notre religion. J'ai la plus grande confiance en la façon de penser et à vos travaux. » Monseigneur insiste seulement sur une fidélité rigoureuse aux décisions de l'Eglise : « Je vous prie de faire attention que non seulement je tiens à l'Evangile de Jésus-Christ, mais je tiens encore, par le serment que j'ai fait à mon sacre à toutes les Constitutions apostoliques, et je ne puis me départir du Concile de Trente.[1] »

Le Père Girard était bien loin de blâmer l'intervention de Monseigneur : « Votre Grandeur sait bien que le silence et l'inaction des Préposés de l'Eglise catholique me peinaient depuis longtemps.[2] »

Toutefois, il regrette avec Monseigneur que le Mémoire rédigé par le secrétaire de l'Evêché soit trop long pour être lu en séance.

Le gouvernement ne se pressant pas de répondre au dit Mémoire, Monseigneur recourt encore aux bons services du Père Girard : « Que

D'autre part, il est juste de ne pas oublier que ces questions qui nous paraissent très claires aujourd'hui — après les décisions de l'Eglise en la matière — étaient entourées d'obscurité au temps du Père Girard qui manifeste d'ailleurs humblement le désir de s'instruire à leur sujet : « Je me suis un peu étendu sur cette matière, non pas, sans doute, que j'aie assez de présomption pour vouloir instruire mon Evêque, mais pour lui soumettre mes idées. J'aime la vérité, je la cherche, et je ne désire rien autant que de la trouver. » (*Ibid.*)

[1] Mgr Odet au Père Girard, le 3 octobre 1800. M. P.

[2] Le Père Girard à Mgr Odet, le 6 octobre 1800. A. E.

deviendrons-nous, lui mande-t-il, si celui seul qui peut nous aider ne prend pas lui-même sa cause en main ? Je n'en sais rien. Ce que je sais, c'est que j'aurai toujours ma confiance en vous et que rien ne peut égaler le tendre dévouement avec lequel je suis, etc. »

Entre temps, le Père Girard avait pu prendre connaissance du Mémoire, une longue dissertation théologique développée selon toutes les règles de l'école, mais qui ne devait guère faire impression sur les députés helvétiques, à supposer qu'ils eussent la patience de la lire. Il s'agissait essentiellement d'une protestation faite au nom de l'Evêque contre l'appel des questions matrimoniales devant le for civil : « A mon avis, dit le Père Girard, c'était manquer de tact et se montrer étranger aux affaires que d'adresser au gouvernement un semblable écrit. Il fallait se fonder sur nos principes politiques, il fallait faire une application simple et courte aux objets de la réclamation, et l'on se perd en dissertations théologiques qui, assurément, ne feront pas fortune. »

Après avoir critiqué un certain nombre de points du Mémoire, le Père Girard en vient à la conclusion : « Une seule chose que je relèverais est le ton rampant de la conclusion. L'on avait beaucoup parlé de l'anéantissement de l'autorité évangélique — comme si cette autorité était de nature à être anéantie ; comme s'il dépendait des puissances du jour de détruire l'œuvre de Jésus-Christ et de renverser les promesses qu'il a faites à son Eglise — et l'on finit par supplier le gouvernement de nous rendre notre religion. Les Pères de l'Eglise demandaient la tolérance aux Princes ; ils ne leur demandaient pas une religion qu'ils n'avaient pas reçue d'eux et qu'ils auraient voulu leur donner. [1] »

Les observations du Curé de Berne firent une telle impression sur Monseigneur qu'il prit la peine de recopier la lettre tout entière de sa propre main, et l'humilité avec laquelle il y répondait, le 25 novembre 1800, prouve bien en quelle haute estime il continuait à tenir le Père Girard : « Grand merci pour la bonne leçon... Le Rédacteur vous répondra s'il veut. Quant à moi, je vous avais déjà annoncé ce qu'était le Mémoire en vous disant qu'il était impolitique et diffus.

Une seule chose que j'ai à vous demander, mon cher Girard, c'est de bien vouloir ne pas vous laisser décourager par cette gaucherie,

[1] Le Père Girard à Mgr Odet, le 18 novembre 1800. Nous ne possédons de cette lettre que la copie, de la main de Monseigneur. Elle se trouve au M. P. L'original en avait été remis à son secrétaire (selon lettre du Père Girard, 24 février 1801).

mais de continuer à servir la religion par votre zèle, votre esprit, vos talents. Vous pensez trop bien pour me refuser cela ; je compte sur vous et vous prie de bien vouloir toujours m'instruire de la vérité ; je l'aime lors même qu'elle a quelque chose d'humiliant pour moi. Soyez persuadé que je vous seconderai toujours avec plaisir et que je suis plein d'estime et de considération... [1] »

Cependant, dès cette époque, les relations se refroidissent. Le 1er octobre 1801, Monseigneur écrivait au Curé de Berne : « Quelque confiance que j'aie en vos lumières, depuis quelque temps, je n'ai pas cru devoir y avoir recours, crainte de vous compromettre ou de vous mettre dans le cas de déplaire à ceux qui vous entourent et qui peuvent vous rendre la vie plus ou moins agréable ; mais aujourd'hui qu'il ne s'agit que de remettre une lettre à nos députés fribourgeois, je m'adresse à vous... » C'était peu de chose, mais cette lettre soulageait le Père Girard qui craignait d'avoir perdu la confiance de son Evêque, non par sa faute — sa conscience est tranquille, dit-il — mais pour avoir été englobé dans les condamnations d'autrui ; parce que « nous sommes censés penser, vouloir et faire tout ce que font, veulent et pensent des personnes qui nous appartiennent sous quelque rapport. Cette injustice s'est commise de tout temps ; mais elle est plus commune dans les moments fâcheux où nous vivons, et il est bien difficile de ne pas en être plus ou moins la victime. Là-dessus, Monseigneur, j'ai pris mon parti. Je rentre en moi-même, j'en appelle au témoignage de mon propre cœur et je me console dans le silence et la paix. Votre Grandeur me fait entendre qu'elle aurait eu recours à moi si elle n'avait craint de me mettre dans le cas de déplaire à ceux qui peuvent me rendre la vie plus ou moins agréable. Cette crainte, Monseigneur, demande ma reconnaissance, quoique je ne puisse pas l'approuver. Les agréments de ma vie dépendent bien peu des personnes qui m'entourent. A mes fonctions près, je vis dans la solitude, je suis ermite au milieu d'une ville populeuse et du tumulte des affaires. C'est un goût décidé, je l'ai contracté depuis bien des années, et probablement il me suivra jusqu'au tombeau. D'ailleurs, je suis si las des discussions politiques et de tout ce qui peut me les rappeler que si jamais j'avais aimé à me répandre dans les sociétés, j'aurais pris depuis longtemps le parti de les fuir. Cependant, lorsqu'il s'agit de mon ministère et des objets qui sont en rapport avec lui, je sais quitter et ma retraite et mes

[1] Mgr Odet au Père Girard, le 25 novembre 1800. M. P.

livres, et je ne suis pas assez lâche pour craindre quelques désagréments. [1] »

L'allusion du Père Girard à ces « personnes qui nous appartiennent sous quelque rapport » se rapporte-t-elle à son degré de parenté avec le directeur Savary, son beau-frère, dont l'Evêque n'aurait pas été satisfait quant à son activité au gouvernement ? Ne s'agit-il pas plutôt des démêlés de Monseigneur avec le Conseil d'éducation de Fribourg, qui avait élu domicile au Couvent des Cordeliers et dont faisait partie le Père Marchand, confrère du Père Girard ? Celui-ci fut lui-même nommé à ce Conseil en janvier 1799, mais il n'en fit guère partie effectivement puisqu'en février de la même année, il partait déjà pour Lucerne.

S'il y joua un rôle, il est tout à son honneur : lorsque, en 1799, il était allé avec son confrère, le Père Marchand, demander à l'Evêque la permission d'en faire partie, « Monseigneur la leur donna gracieusement en exprimant toutefois le regret qu'on n'eût pas jugé opportun de lui offrir un siège dans son administration ». Et le premier mouvement du Père Girard en arrivant à Lucerne fut d'intervenir auprès du ministre Stapfer pour que l'Evêque y obtînt le premier siège de membre d'honneur. Mgr Odet accepta cette solution avec reconnaissance et prit part aux premières séances du Conseil. Mais bientôt les rapports se tendirent pour aboutir finalement à une hostilité qui devait être fatale à l'existence même du Conseil d'éducation.

Nous ne ferons pas l'histoire de cette querelle déjà traitée par M. l'abbé Dévaud [2]. Nous la rappelons seulement pour autant qu'elle explique le cours des rapports de l'Evêché avec le Père Girard. Or, la querelle avec le Conseil d'éducation dégénéra en une querelle avec les Cordeliers parce que ceux-ci lui donnaient asile et que l'un d'eux en faisait partie. Au vu de ces difficultés, le Père Marchand donna sa

[1] Le Père Girard à Mgr Odet, le 5 octobre 1801. Le P.-S. de cette même lettre pourra intéresser les historiens. Nous le donnons ici en raison également des rapports futurs du Père Girard avec le Vicaire général de Constance : « Nous avons ici M. le baron de Wessenberg, envoyé du Prince Evêque de Constance. Il est chanoine de Constance et, dit-on, vicaire général. Aujourd'hui, il a été présenté, avec l'ambassadeur français au Conseil exécutif. La présentation a été très pompeuse. Je n'en ai pas été témoin. J'ignore l'objet de la mission de M. de Wessenberg, mais je sais qu'il a présenté ses lettres de créance comme envoyé du Prince et comme envoyé de l'Evêque. Si Votre Grandeur désirait en savoir davantage, je m'empresserais de m'en informer. »

[2] E. Dévaud. L'Enseignement primaire fribourgeois sous la République helvétique, Fribourg, Saint-Paul, 1905, p. 134 sqq.

démission et les Cordeliers prièrent le Conseil d'élire domicile ailleurs, afin d'échapper « aux persécutions odieuses auxquelles ils étaient exposés depuis que le Conseil d'éducation s'était installé dans leur couvent [1] ».

Mais c'était trop tard déjà ! Les hostilités étaient engagées. Monseigneur Odet envoyait à Rome un long Mémoire demandant la suppression du Couvent. Rome ouvrit une enquête par l'intermédiaire de la nonciature de Constance, qui en avertit le Couvent, le 18 mars 1803 [2].

C'est le Père Girard qui est chargé de répondre aux demandes de renseignements de la nonciature. Il le fait calmement, en un beau style cicéronien, réfutant point par point les différentes accusations et démontrant la cause du conflit : les différends de l'Evêque avec le Conseil d'éducation, et des Cordeliers avec le Collège : « L'accusation de Kantisme vient du fait que quelques jeunes gens non contents des études du collège ont suivi des cours de philosophie au couvent où on leur a parlé de Kant pour prendre de lui ce qu'il avait de bon et condamner ce qu'il avait de mal. »

Le Père Girard joua certainement un rôle pacificateur dans cette désagréable querelle où les luttes politiques du temps et certaines intempérances de langage, dont l'esprit caustique du Père Marchand, entr'autres, ne sut point assez se garder, jouèrent aussi leur rôle.

Entre temps, d'ailleurs, Mgr Odet mourait [3]. Et l'on prétendit que toute cette manœuvre avait été montée par les ennemis du Père Girard pour l'empêcher de prendre une succession éventuelle qu'auraient voulu lui obtenir ses amis fribourgeois et l'ambassade d'Espagne à Berne, dont il était l'aumônier attitré et estimé. Toujours est-il qu'à chaque vacance de siège à Fribourg, a coïncidé une accusation à Rome, contre le Père Girard. Le siège repourvu, les accusations cessent comme par enchantement. Le 15 décembre 1803, après la nomination de Mgr Guisolan comme successeur de Mgr Odet, le nonce faisait une visite à Fribourg. Nous en possédons une relation dans un rapport du chanoine Fontaine, qui nous y donne d'intéressants renseignements sur son ami : « Le Père Girard a été établi commissaire, soit Supérieur majeur de son Ordre en Suisse. On attend les plus heureux résultats de cette mesure ; il n'a cependant pas encore quitté son poste à Berne où sa

[1] Protocole du Conseil d'éducation du 9 janvier 1802.

[2] Les documents sur cette affaire se trouvent en partie aux Archives du Couvent des Cordeliers et en partie au M. P., parmi les papiers du Père Girard.

[3] Le 29 juillet 1803.

présence est encore nécessaire pour consolider et parachever l'établissement de cette nouvelle église. »

Après avoir rappelé l'accusation à Rome, le Chanoine ajoute : « Une foule d'ennemis des lumières avait particulièrement dirigé leurs coups sur le Père Girard ; la calomnie la plus atroce l'avait prévenu à la nonciature. Le nonce a paru être stupéfait et indigné quand, par des autorités les plus respectables, il a appris à quel point il avait été trompé. L'ancien Gardien des Cordeliers, qu'il avait cité à son audience, ayant voulu lui baiser la main, en le quittant, il ne lui a pas permis, mais il a voulu l'embrasser. J'espère qu'en passant à Berne, il en aura fait tout autant au Père Girard, car il a dit, avant de partir d'ici : « Je vois bien qu'au lieu d'avoir des reproches à faire à ce digne homme, je lui ai des obligations dont je ne sais comment m'acquitter [1]. »

Nous savons, par le journal du Père Girard, que ce fut bien le cas. Le nonce se montra on ne peut plus affectueux et reconnaissant envers le Curé de Berne. Mais celui-ci avait décidé de quitter son poste pour rentrer dans son couvent afin d'y réaliser son ancien rêve de vie retirée et studieuse.

Dès l'élection du nouvel Evêque, il lui avait écrit pour le féliciter et lui demander, en même temps, de lui donner un successeur à Berne, en lui recommandant cette chère paroisse dont l'avenir est encore incertain du fait de la chute du gouvernement helvétique et du retour du gouvernement patricien bernois moins bien disposé à tolérer un culte étranger en son domaine. « Quant à l'établissement de la paroisse qu'on doit à votre zèle soutenu par le Seigneur, répondait Mgr Guisolan, j'y prendrai le plus vif intérêt ; je n'ai point encore l'administration du diocèse ; en attendant, je vous prie de bien vouloir vous prêter à affermir l'ouvrage que vous avez commencé ; je serais dans l'embarras de vous remplacer, l'estime que vous vous êtes acquise à tous égards, rendra le choix plus difficile [2]. »

Monseigneur savait bien que seul le Père Girard pouvait obtenir du régime patricien la tolérance du culte catholique à Berne. Il lui accordait pleins pouvoirs pour mener la chose à bien. Après des négociations ardues, le décret de tolérance fut publié le 3 novembre 1803. En reconnaissance de son dévouement et de ses succès, le Père Girard récoltait de nouvelles critiques : le décret imposait l'obligation au

[1] Lettre du chanoine Fontaine au Vicaire général de Constance, Fribourg, le 15 décembre 1803. M. P.

[2] Mgr Guisolan au Père Girard, le 10 octobre 1803. M. P.

curé catholique d'éviter tout prosélytisme parmi les protestants. Quelques zélés défenseurs de la vérité s'en offusquèrent et préconisèrent une position intransigeante, qui pratiquement équivalait à la suppression de la nouvelle paroisse.

Le Père Girard répond que, l'essentiel étant obtenu, il fallait savoir s'en contenter pour le moment : « Doit-on abandonner les catholiques parce qu'il n'est pas permis de convertir les protestants ? » La réponse ne faisait point de doute ; mais le Père Girard tient à affirmer que le beau zèle dont se targuent ses adversaires, ignorants de la situation, ne lui « est pas tout à fait étranger ». Bien plus, il a pour l'avenir les plus belles espérances si l'on procède avec méthode et prudence : « Sans mépriser les conversions partielles, j'aime à les étendre, par la pensée, sur des villages, des villes et des pays entiers. Je sens que pour réaliser cette idée, il faut d'abord que les protestants commencent à mieux connaître notre croyance et nos institutions. Bossuet en était persuadé, et c'est dans cette intention qu'il écrivit son exposition de la doctrine catholique. Eh bien ! notre Curé à Berne s'acquittera de cette tâche en public par ses discours, sa conduite et le culte qu'il réglera. De cette manière, il préparera la réconciliation et il aura beaucoup fait pour les protestants sans sortir des bornes que l'arrêté lui assigne [1]. »

Ce texte est caractéristique de l'esprit de Girard et le montre toujours fidèle à la ligne de conduite qu'il s'était tracée au début de son activité pastorale. Et nous savons que sa méthode fut des plus efficaces. « Vous êtes, lui écrivait le chancelier de la Confédération, Mousson, à l'occasion de la remise du rapport sur l'Institut d'Yverdon, vous êtes non seulement le plus respectable et le meilleur mais aussi le plus aimable religieux qui existe ; et jamais je ne me sens moins huguenot que lorsque je pense à vous. » Nous connaissons l'aveu de cette dame de la haute société de Berne : « Je ne connais point d'homme qui soit plus dangereux pour nous autres, protestants, que le Père Girard : il fait aimer la religion que tant d'autres ne savent que faire haïr. [2] »

Le Père Girard avait, par son zèle, sa prudence et sa charité, assuré l'établissement définitif de la paroisse catholique de Berne. Il pouvait maintenant se retirer pour reprendre la vie conventuelle plus conforme à sa vocation. Comme dernière marque de confiance particulière, Mgr Guisolan lui laissait le choix de son successeur. Le Père Girard

[1] Le Père Girard à Mgr Guisolan, s. d. M. P.

[2] Mme l'Avoyère Ney au chanoine Fontaine qui le rapporte dans son mémoire à l'Evêché, 25 avril 1827.

lui présenta un religieux de Bellelay, de l'Ordre des Prémontrés, le Père Pacifique Migy de Porrentruy.

Entre temps, il avait été nommé commissaire provincial en Suisse, comme nous l'avons appris de son ami, le chanoine Fontaine. Le 24 octobre 1803, les Pères du Couvent de Fribourg faisant écho à leurs confrères de Suisse, écrivaient au Provincial de la Haute-Allemagne pour lui demander de nommer un Commissaire spécial pour visiter les couvents helvétiques que le Provincial, en raison des prohibitions politiques, ne pouvait plus atteindre. Ils proposaient à ce poste le Père Girard.

Après avoir énuméré les qualités requises pour cet office, les Pères ajoutaient : « Il nous paraît que le Père Girard réunit toutes ces qualités. Ses relations avec les principaux membres des gouvernements de la Suisse ; ses liaisons avec les ambassadeurs, surtout avec celui d'Espagne ; sa douceur, ses talents, ses vertus, etc., le mettent à même de rendre les plus grands services à notre Custodie, et nous osons vous assurer qu'il a la ferme volonté de faire le bien et qu'il en a les moyens [1]. »

Répondant aux vœux unanimes de la Custodie suisse, le Provincial en nommait supérieur le Père Girard, le 3 novembre 1803. L'espace nous manque pour dire ce que fut l'activité du nouveau commissaire, dans sa lourde tâche de restaurateur de la discipline claustrale, énervée par les bouleversements politiques du début du siècle. Le P. Bernard Fleury [2] a d'ailleurs fait, en partie, cette histoire où nous voyons la bonne volonté du Père Girard se heurter à des obstacles politiques insurmontables, comme aussi sa bonté prendre parfois le pas sur une fermeté qui aurait été de mise dans cet effort de réformation disciplinaire [3].

Le 15 août 1804, le Père Girard quittait définitivement Berne, et le 23 août suivant, il acceptait de diriger les écoles françaises de Fribourg que le Conseil communal avait commises aux soins des RR. PP. Cordeliers.

[1] Archives du couvent.

[2] Bernard Fleury. Quarante ans d'agonie d'une communauté religieuse. Fribourg, St-Paul, 1930. (Revue d'histoire ecclésiastique suisse, 1930.)

[3] Il paraît, toutefois, que le Père Girard remplit ses fonctions à l'entière satisfaction du nonce qui lui écrivait le 29 septembre 1805, à l'expiration de son mandat : « Dieu bénissant vos efforts, vous avez retiré les meilleurs fruits des monastères confiés à vos soins, ce dont j'ai été le témoin oculaire. » Cité par Daguet, I, 162. Seulement celui-ci se trompe en disant que le Père Girard a été réélu commissaire à cette époque. Il avait donné sa démission pour se consacrer entièrement à son école. Et c'est le Père Louis Farine qui fut nommé à sa place. (Archives du Couvent, 15 septembre 1805.)

Noch einmal:

Zu einer neuen Geschichte der Schweiz.

Von Leonhard von MURALT.

In Heft III, Jahrgang XXVII (1933) dieser Zeitschrift hat Oskar Vasella innerhalb seiner Besprechung des I. Bandes der «Geschichte der Schweiz» von Nabholz, v. Muralt, Feller und Dürr (Zürich, Schultheß & Co. 1933) meine Darstellung der Reformationsgeschichte einer eingehenden und dankenswerten kritischen Würdigung unterzogen. Seiner mündlichen Aufforderung folgend möchte ich gerne auf einige Punkte antworten. Mit Recht betont Vasella, daß die liberale Auffassung von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft von mir aufgegeben sei — die liberale Auffassung war ja selber, wie Vasella am Beispiel meiner Kritik Oechslis zeigt, nicht voraussetzungslos — und erhebt dann die Frage, welche Voraussetzung als berechtigt gelten dürfe (S. 167). Da Vasella auf katholischem, ich auf protestantischem Boden stehe, müßten wir also zuerst über die Berechtigung unserer konfessionellen Haltung diskutieren. Da wir damit nie zu einem Ende kommen würden, wird auch die Diskussion über die Auffassung unseres gemeinsamen Forschungsgebietes, des Zeitalters der Reformation, kaum je zu einem Abschluß gelangen. Diese Einschränkung darf uns aber nicht von der Diskussion abschrecken. Deshalb bin ich Vasella dafür dankbar, daß er überhaupt auf eine solche eingegangen ist. Manches läßt sich dadurch doch abklären.

Mit dem scharfen Auge des Gegners erkennt Vasella, daß Zwingli von mir «geradezu zum mythenhaften, religiösen Heros erhoben und der geschichtlichen Betrachtung entrückt» worden ist (S. 167). Das ist das schönste Kompliment, das mir ein Referent machen konnte. Wenn ich auch die menschlichen Schwächen Zwinglis nirgends verschwiegen habe, so ist es mir offenbar doch gelungen, Zwingli so zu fassen und darzustellen, daß er nicht als bloßer geschichtlicher Gegenstand, sondern als eine geistige Kraft, die in unserer Gegenwart lebt, erscheint. Vasella sagt dann, daß mein Satz: «Es war ihm aber doch in erschütternder Weise *von Anfang an* klar, daß die Kirche Christi,

die ursprünglich durch das Blut des Herrn begründet worden war, nur durch das Blut erneuert werden könne, und er war bereit, dieses Opfer mit seiner Person zu bringen » (Kursives von Vasella), vor der unbefangensten Betrachtung des Lebens und Wirkens Zwinglis niemals standhalten könne (S. 167). Vasella kann doch unter dem « von Anfang an » nicht vom Anfang des Lebens Zwinglis oder vom Anfang seines Studiums oder seiner Glarner Zeit an verstehen. Wenn ich das hätte sagen wollen, wäre es allerdings sinnlos gewesen. Mein Satz steht am Schluß des Abschnittes über Zwinglis religiöse Grundgedanken, nachdem er Reformator geworden war. Mit dem « von Anfang an » kann also nur vom Anfang seiner reformatorischen Wirksamkeit an gemeint sein. Daß aber damals diese Opferbereitschaft da war, zeigt eine Stelle aus Zwinglis Brief an Mykonius vom 24. Juli 1520 : « Ecclesiam puto, ut sanguine parta est, ita sanguine instaurari, non alia via, posse » und zitiert dann einige Zeilen weiter unten Matth. 5, 3 : « Beati, qui persecutionem patiuntur propter iustitiam » (Krit. Ausg. VII, 343, 19 ff.). Vasella bemerkt weiterhin mit Recht, daß ich nicht vom Einfluß der päpstlichen Diplomatie auf die Gestaltung der schweizerischen Politik gesprochen habe (S. 168). Diese Zusammenhänge sind tatsächlich der Kürze meiner Darstellung zum Opfer gefallen. Für den Durchbruch und den Aufbau der Reformation waren sie aber höchstens von indirekter Bedeutung. Das Werk von Robert Durrer habe ich bewußt nicht mehr genannt, weil es schon von Nabholz, S. 299, angeführt worden war. Daß die katholische Kirche eine Rechtskirche und die Religion ein Rechtsverhältnis geworden sei (Vasella S. 169), sage ich im Anschluß an Hans v. Schubert, « Die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation » (Tübingen 1917). Darin, daß die Humanisten zwar das *Gedankengut* der mittelalterlichen Kirche beibehalten, dagegen die *Formen* des kirchlichen Lebens kritisierten, kann ich keinen Widerspruch sehen (Vasella S. 170). Wie viele Humanisten haben die kirchliche Praxis aufs schärfste angegriffen, ohne die Grundsätze, auf denen diese Praxis beruhte, anzutasten ! Vom religionsphilosophischen Universalismus der Humanisten darf man doch wohl im allgemeinen sprechen, finden wir diesen doch bei den Platonikern von Florenz, bei Faber Stapulensis, bei Erasmus, bei Mutianus Rufus u. a. (Vgl. neuerdings Willy Andreas, « Deutschland vor der Reformation », 1932, S. 496). Daß der Glaube an die Sünden vergebende Gnade Gottes bei Luther gegenüber dem von mir nicht verschwiegenen Glauben an die Gnade in der katholischen Lehre (bei mir S. 330) etwas

Neues ist, ist allerdings in einer kurzen Schweizergeschichte kaum völlig verständlich zu machen. Dafür könnte man etwa auf Scheels II. Band seines großen Lutherwerkes hinweisen (2. Aufl., S. 312-13 und 597). «Als völlig unhaltbar, weist sodann Vasella meine Behauptung zurück, daß das Kirchengut wieder seinem ursprünglichen Zwecke, dem Unterricht und der Fürsorge, zugewendet werden sollte» (S. 172). Er läßt mich aber im unklaren, was hier unhaltbar ist. Ist der ursprüngliche Zweck ein anderer gewesen oder ist die tatsächliche Verwendung des Kirchengutes eine andere gewesen? Was das erste anbetrifft, so kann man gewiß gegen mich einwenden, daß das Kirchengut ursprünglich kultischen Zwecken diente. Für eine genaue Belehrung über die kirchliche Auffassung wäre ich hier sehr dankbar gewesen. Immerhin waren aber auch Unterricht und Armenfürsorge Zwecke, denen das Kirchengut diente. Ich gab auch hier die Auffassung Zwinglis wieder, die er in der Schrift: «Wer Ursache gebe zu Aufruhr», entwickelt hat: «Denn so brucht man die zehenden nach erstem ynsatz zuo enthaltung der lerenden und armen einer yeden kilchhöre» (Krit. Ausg. III, 454, 10), und «Luogend aber, das sy zuo spitälen der armen gemacht werdind» (III, 450, 4). Daß nun das Kirchengut tatsächlich diesen Zwecken dienstbar gemacht wurde, sollte angesichts der in der Krit. Zwingli-Ausg. III, 450, Ann. 8, genannten Literatur, zu der noch Walther Köhler, «Armenpflege und Wohltätigkeit in Zürich zur Zeit Ulrich Zwinglis» (Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft, Zürich 1919), hinzukommt, nicht mehr bestritten werden. Zufällig teilte mir kürzlich Pfarrer Graf in Fällanden mit, daß aus den noch erhaltenen Rechnungen seiner Kirche aus der Reformationszeit ausführlich die Verwendung des Kirchengutes für die Armen nachweisbar ist. «Daß aber Zwingli anfangs mit den Täufern gemeinsame Sache gemacht hatte» (S. 172), mußte ich verschweigen, da ich davon nichts wußte und auch den Beweis dafür schuldig geblieben wäre. «Daß Zwingli in der Frage der Taufe lange geschwankt», ist richtig, beruht aber auf Zwinglis Auffassung von der Innerlichkeit christlichen Glaubens und hat mit dem täuferischen Verständnis des Christentums nichts Gemeinsames. Ob in der Zehntenfrage Zwingli eine Schwenkung vorgenommen habe, kann man nicht mit einem Satze bejahen oder verneinen. Nach göttlicher Gerechtigkeit sind keine Zehnten zu leisten (VII, 272, 14), denn nach göttlicher Gerechtigkeit ist überhaupt kein Eigentum erlaubt (II, 490-91). Andrerseits hat jeder nach Röm. 13, 7 das zu geben, was er schuldig ist. Im Gutachten zur Reformation des

Stifts (II, 615) bezeichnet Zwingli letzteres als göttliches Recht, in der Schrift: «Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit» stellt er die Zehnten unter die menschliche Gerechtigkeit, die von der Obrigkeit gehandhabt wird (II, 512 ff.). Darin liegt die Unausgeglichenheit in Zwinglis Gedanken. Eine «Schwenkung» kann ich nicht finden. Vasella zitiert J. Burckhardts Ausspruch über die Anziehungskraft der Reformation für «alle die, welche gerne etwas nicht mehr müssen». Wir nehmen diesen Ausspruch deshalb nicht tragisch, weil ja Vasella selber in seiner Besprechung von W. Köhlers Buch über das Zürcher Ehegericht in demselben Hefte dieser Zeitschrift S. 238 sagt: «Kein Einsichtiger darf leugnen, daß die reformatorische Zucht, wie sie das Ehegericht-Sittengericht durchgeführt hat, nicht vieles Gute verwirklicht hätte. Wir sagen mit W. Köhler, daß das Zürcher, das reformatorische Ehegericht auch der andern Orte ein großer und starker Volkserzieher gewesen ist.» Jakob Burckhardt haben wir wohl beide gegen uns.

Die Erörterung aller weiteren Punkte würde aber zu viel Raum in Anspruch nehmen. Nur auf eines möchte ich noch entgegnen: Vasella anerkennt mein Bemühen um Objektivität in der Darstellung der katholischen Reformation (S. 180). «Er (Muralt) konnte sich dabei freilich auf tüchtige katholische Forschung stützen.» Durch diese Anerkennung, daß ich mich auf die katholische Forschung gestützt habe, macht doch wohl Vasella den Vorwurf auf der folgenden Seite unwirksam: «Eine Quelle des Irrtums ist aber sicher die, daß er (Muralt) katholische Anschauungen nicht dort kennen zu lernen sucht, wo er es auch tun sollte: in katholischen Werken.» Daß allerdings Vasella meine Deutung der katholischen Anschauungen nicht billigen kann, anerkenne ich durchaus. Hier kommen wir nicht aus unsern Voraussetzungen heraus. Dagegen wäre ich noch dankbar gewesen für Vasellas Urteil über meine Darstellung Ludwig Pfyffers, denn diesen großen katholischen Miteidgenossen des XVI. Jahrhunderts konnte ich nur bewundern. [1]

[1] Wir dürfen diese Auseinandersetzung nicht mehr weiterführen, nachdem Herr v. Muralt Gelegenheit zu einer Gegenäußerung gegeben worden ist. Wir sind ihm dankbar für die in so ruhigem Ton gegebenen Aufschlüsse, können aber nicht sagen, daß damit die Vorbehalte hinfällig geworden wären. Es mag sich etwa Gelegenheit bieten, in anderer Weise auf gewisse Fragen zurückzukommen.

O. Vasella.

Das neuaufgefundene Widmungsexemplar der ältesten Legende und des Officiums des sel. Bruder Klaus.

Von Thomas KÄPPELI O. P., Rom.

Die folgenden Mitteilungen wollen nur eine kleine Ergänzung sein zum monumentalen Quellenwerk Robert Durrers über den seligen Bruder Klaus, deutlicher gesagt zur Geschichte der im Jahre 1488 von Heinrich von Gundelfingen der Regierung von Luzern dedizierten Bruderklausenlegende und des Officiums zu Ehren des heiligen Eremiten und Landesvaters. Über die Persönlichkeit Gundelfingens hat uns J. F. Rüegg eine grundlegende Monographie geschenkt.[1] R. Durrer hat die Legende und das Officium untersucht und in seinem «Bruder Klaus» erstmals abgedruckt.[2]

Wie schon angedeutet, hat Gundelfingen Officium und Legende dem Rat von Luzern gewidmet: «Magnificentissimis armipotentissimisque viris, schulteto senatoribus centenoque de plebe prudentissimo urbis Lucernensis.» Das Widmungsexemplar wurde zuerst im Archiv von Luzern aufbewahrt; von 1541 bis 1647 war es im Archiv der Kirche von Sachseln. Nach einer aus dem Jahre 1650 stammenden vidimierten Kopie der Prozeßakten war es um diese Zeit wieder in Luzern, im Propsteiarchiv. Nach diesem Zeitpunkte fehlen alle Zeugnisse für seine Gegenwart, sowohl in Luzern wie in Sachseln, und Durrers Nachforschungen blieben erfolglos. So mußte er sich für seine Ausgabe mit drei späteren Abschriften des XVI.-XVII. Jahrhunderts begnügen, wovon aber nur eine vollständig ist.

Nach den von Durrer mitgeteilten beschreibenden Angaben Eichhorns und anderer ist das Dedikationsexemplar ein schön geschriebener Pergamentkodex, der an erster Stelle das mit gregorianischen Noten

[1] *J. F. Rüegg*, Heinrich von Gundelfingen, ein Beitrag zur Geschichte dse deutschen Frühhumanismus und zur Lösung der Frage über die ursprüngliche Königsfelderchronik. Diss. Freiburg (Schweiz) 1910.

[2] *R. Durrer*, Bruder Klaus. Die ältesten Quellen über den sel. Nikolaus von Flüe, sein Leben und seinen Einfluß. Sarnen 1920–21. 2. Lieferung, S. 418-458

versehene Officium enthält und an zweiter Stelle die Dedikation und die Historia.

Ein glücklicher Fund ließ mich nun dieses verschwundene Widmungsexemplar wieder entdecken ; leider nicht in einer schweizerischen Bibliothek, sondern in der *Biblioteca Comunale dell' Archiginnasio* in *Bologna*. Die Handschrift trägt dort die Signatur *Cod. A. 152.*[1] Der in schöner gotischer Buchschrift des XV. Jahrhunderts geschriebene Pergamentkodex besteht aus 26 einspaltig beschriebenen Blättern (2 Quaterne und in der Mitte ein Quintern) mit Seitenzählung. Abwechselnd rote und blaue Initialen und rote Titel schmücken den Text. Auf Seite 1 (Anfang des Officiums) steht eine kunstvoll mit Blattwerk und Blumen gezierte O-Initiale und der untere Rand des Blattes ist mit schön gemalten Kornblumen ausgefüllt ; ebenso ist auf S. 29 die Initiale der Dedikation geschmackvoll ausgemalt. Die Handschrift mißt 271 × 189 mm und ist mit einem Halbledereinband versehen. Auf der inneren Seite des vorderen Einbanddeckels steht von neuerer Hand eine frühere Signatur : *16. b. II. 18 ;* auf der inneren Seite des hinteren Deckels : *Magnani H. LXXII* und *Sch. in fol. H. 123.* Auf der ersten Seite der Handschrift steht von einer Hand des XVII. Jahrhunderts der wichtige Besitzvermerk : *Ecclesiae Saxlensis in Vnderwaldia 1488 ;* ebenso trägt der Einbandrücken die mit Goldlettern eingepreßte Notiz : *ECCLES. / SAXLEN. / 1488.*

Sowohl der Besitzvermerk — im XVII. Jahrhundert, in dem er angebracht wurde, war die Handschrift lange im Archiv der Kirche von Sachseln, und überdies stammen die Marginalien und späteren Zusätze, wie mir Dr. Durrer nach Einsicht der Photographien mitteilt, unzweifelhaft von der Hand Eichhorns — wie auch die Übereinstimmung mit der überlieferten äußeren Beschreibung der Handschrift von seiten Eichhorns und anderer weisen deutlich darauf hin, daß hier das Widmungsexemplar vorliegt.

Wie hat es den Weg über die Alpen gefunden ? Wie schon oben angedeutet wurde, stammt der Kodex aus der Bücher- und Handschriftensammlung *Antonio Magnani's*, eines gelehrten bolognesischen Priesters und Bibliographen, der durch Testament vom 20. August 1811 seine Bibliothek der Stadt Bologna hinterließ.[2] Wie der Kodex

[1] Vgl. *A. Sorbelli,* Inventari dei Manoscritti delle Biblioteche d'Italia. Vol. XXX : Bologna. Firenze 1924, S. 71.

[2] Vgl. *A. Sorbelli,* a. a. O., S. 5 und 8.

in den Besitz Magnani's kam, würde uns weit mehr interessieren, bleibt aber vorläufig noch rätselhaft.

Der Inhalt der Handschrift besteht aus folgenden Stücken :

1. S. 1-24 : Officium mit gregorianischen Noten ; es beginnt ohne Titel : *O quam miranda ;*

2. S. 25-26 : Dedikation, unter der Rubrik : *prefacio in hystoriam nicolai underwaldensis heremite ;*

3. S. 27-28 : diese Seiten waren ursprünglich leer ; Eichhorn trug darauf ein Notiz *Von der Ober Cappel im Ranfft* ein ;

4. S. 29-51 : Legende, unter dem Titel : *Nicolai Vnderwaldensis Heremite preconizatio ;*

5. S. 51 : einige Daten aus dem Leben des Seligen ; von der Hand Eichhorns ;

6. S. 52 : Abschrift einer Notiz aus dem alten Jahrzeitbuch von Sachseln über das Leben von Bruder Klaus, von der Hand Eichhorns.

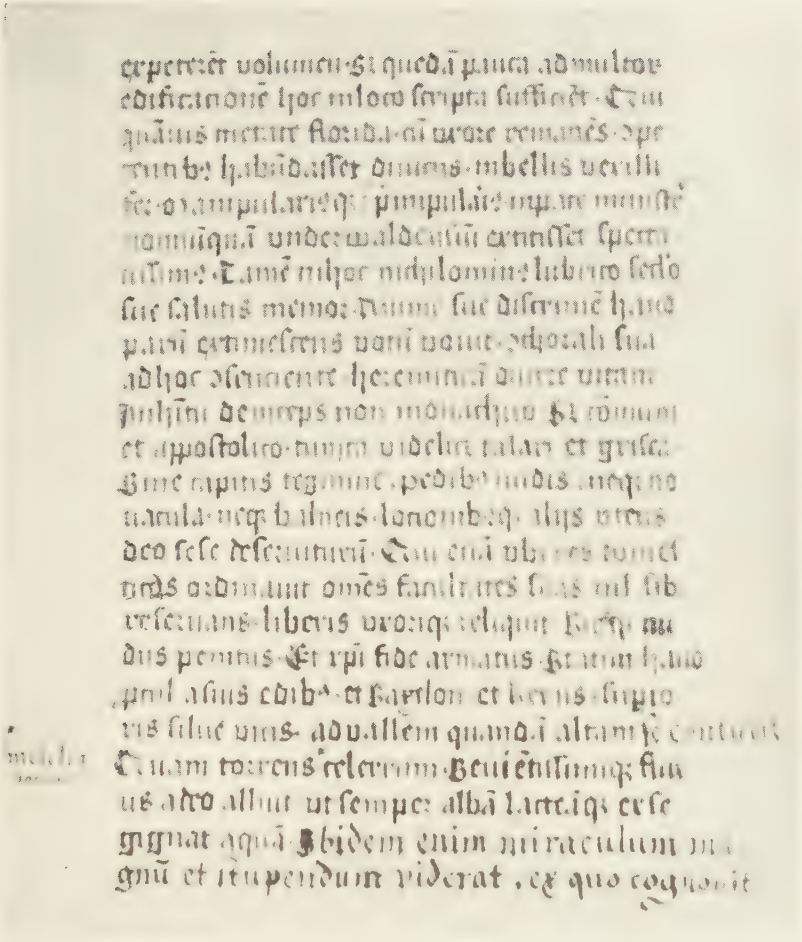
Wie bereits erwähnt, hat Durrer Officium und Legende auf Grund drei späterer Abschriften ediert. Ich habe das Original mit dem von Durrer hergestellten Text verglichen und gebe im folgenden die Varianten wieder. Wie aus dem Variantenapparat ersichtlich ist, weist die Handschrift eine Reihe von Rasuren, Korrekturen und Additionen des XVII. Jahrhunderts auf ; sie entstammen der Feder Eichhorns, denn sie weisen die charakteristischen Züge seiner Hand auf. Mehrere von diesen späteren Korrekturen sind in die Abschriften übergegangen, einige vielleicht erst nachher angebracht worden, denn sie kehren in keiner Abschrift wieder. Von den drei Abschriften steht die einzige vollständige Kopie, die als Beleg zu den Prozeßakten von 1647/48 im Pfarrarchiv von Sachseln aufbewahrt wird, dem Widmungsexemplar am nächsten ; sie stimmt über dreißig mal mit ihm überein, gegen die beiden andern Abschriften A und C.

Die links vom Apparat stehenden Zahlen geben die Seiten der Ausgabe von Durrer an, die Zahlen im Apparat die Zeilen der betreffenden Seite.

423 4 schulteto 6 de Gundellfingen, « de » von späterer Hand über der Linie ; ursprünglich Gundenfingen, dann korrigiert in Gundellfingen 18 diuciores 19 hoc] fehlt 20 consequamur.

424 5 nostra] vestra 18 prudentissimi senatores 28 nomen] über Rasur von anderer Hd. 29 celebre fiat.

425 4 praeconizatio] dazu am Rande von spät. Hd. : praeconium, ein ußrüffing, lob.
6 bene pertinent beateque vivendum 17 aut $_2$] fehlt.



Eine Seite des Widmungsexemplars; links eine Randglosse Eichhorns.

426 30 uxoris sue neglexerit.

427 2 natione] genere ; auch im Officium steht « genere », aber über Rasur, wahrscheinlich stand dort zuerst « natione » 4 silue] von späterer Hand durchgestrichen.

428 4 manipularisque ac ; ac von spät. Hd. über der Linie 22 altam] von hier bis S. 429 Zeile 3 ist der ursprüngliche Text ausradiert und von der korrigierenden Hand des XVII. Jahrhunderts durch die von Durrer, Anm. 48, mitgeteilte Entlehnung aus Lupulus ersetzt worden. 22 torrens] dazu am Rand von der spät. Hd. : melcha nomine.

429 4 extruxit] am Rand von d. spät. Hd. : Anno Domini 1468 8 ornarunt] am Rand von spät. Hd. : Anno Domini 1473 9 hoc] huiusmodi 13 multus] von spät. Hd. : darüber geschrieben : plurimus Almaniae] von spät. Hd. korrigiert in alemanie 19 collaudarit] dazu am untern Rand von spät. Hd. : factum id puta sub finem vitae eius, nam in primis mediisque abstinentie suae annis multas tribulationes ab impiis est passus 20 extulerit] über d. Zeile von spät. Hd. : hoc est pro sancto reputaverit 22 sed] et tandem] von anderer Hd. korrigiert in tantis.

430 5 etiam] atque, über Rasur 10 huiuscemodi 12 ab 14 eo] darüber von spät. Hd. : nicolao 19 agro norico] am Rand von spät. Hd. : ager noricus bayerlandt 21 rigorissimaque] von spät. Hd. korrigiert in rigorisissimaque 28 suaeque] durchgestrichen und am Rand von spät. Hd. : eiusque 33 adhuc] fehlt.

431 17 ei] sibi 18 se] eum 27 que] fehlt.

432 4 dixerit 7 über Rasur : ad iactum ferme sagitte distans 16 molestiarum omnium 30 Burgundionum circa Gransen ; dazu am Rand von spät. Hd. : Anno Domini 1476.

433 6 cederet] dazu am Rand von spät. Hd. : nempe in conventu Stanziano 28 spiritus sancti.

435 22 conceperit 29 hier folgt ein freier Raum in der Hs., der für die schematische Darstellung des Radbildes bestimmt war ; die Zeichnung ist nur angefangen.

436 2 ab 5 huiusce 9 instituimur] dazu am Rand von spät. Hd. : libet hic pergere in Gundlfingii contextu ob argumenti 17 beato] fehlt 18 sequimur 20 bürren 22 willisow 23 wolfgangi 28 inquam insipientia] von spät. Hd. durchgestrichen.

437 11 nidore 12 inquietudineque] et inquietudine 18 occlusae] ursprünglich « eccluse », dann korrigiert 24 excussiendo 30/31 vestem induimus et calceos.

438 6/7 quod multum ac diu 8 fuerit cibo gravatus 10 cum] quin 13 perfecto] von spät. Hd. korrigiert in profecto 16 duodeviginti] von spät. Hd. « duode »... korrigiert in « semi »... 29 contemplatusque divina est.

439 5 evocamus 8 astat] coram astat 9 et] ac 13 punctum] fehlt 25 partem] am Rand fügt die spät. Hd. hinzu : ociosi 34/35 ulla servilis 36 vallis sue.

440 4 sese mundo 13/14 spät. Randbem. : obitus eius 15 premissimus 20 vivendi] dazu am Rand von spät. Hd. : in terris 22 habituros 35 lassessere et defatigari] einmal durchgestrichen, weil zweimal geschrieben.

441 18 profectioris] perfectioris 21 que] von spät. Hd.

443 11 rustico] rusticoque, « que » ist aber wieder durchgestrichen 29 imprudentum.

444 1 uti] ubi 6 et si] et in eo si 14 spiritali 21 Relictisque 22 eorum] earum 25 trahet.

445 1/3 Titel fehlt 7 in] fehlte, ist von spät. Hd. über der Zeile hinzugefügt 9 Responsorium ad primas vesp.

446 6/7 Dazu am untern Rand von spät. Hd. : Qui natus Vnderualdie. In agro, verbo et opere 8 festinat] von spät. Hd. darüber geschrieben festinat ad consortium 14 blandicias 36 replendi] von spät. Hd. korrigiert in repletum 37 Nach dem Hymnus von 2. Hd. : V. cibavit eum Dominus ex adipe frumenti, R. Et de petra, melle saturavit eum.

447 1 fehlt 6 Oratio] fehlt 15 corona beatum 17 primi nocturni] fehlt 24 fremuerunt] fehlt 27 confregit] contrivit 33/34 eum -tuarum] fehlt.

448 3 bene pertinent, wie B 28 a se magis alienum.

449 3 tertia] fehlt 5 omnia esse 9 Hoc] huius 10/11 enim duobus 13 sive $_2$] seu 15 miserere nobis] fehlt. 19 in] von spät. Hd. durchgestrichen 22 etc.] fehlt 23 Antiphonae] antiphona 26 Cum] ps. cum 30 auribus] fehlt.

450 3 etc.] fehlt 4 IV] fehlt 9 animam] animum 10 restaurandum 15 suae] sueque 19 ac] et 24 et] fehlt 27 fehlt 35 natione] genere, über Rasur.

451 5 expeteret 8 autem] fehlt Responsorium] Sancte christi heremita 11 uxore remanens 13 manipulariusque ac, « ac » über der Linie 25 domine] fehlt.

452 1 fehlt 4 plures] von spät. Hd. korrigiert in plurimas 5/6 ps. Domine quis habitabit, Rest fehlt. 9 Domine] ps. domine 16/17 et ornavit-induit eum] fehlt 18 Lectio] fehlt 19 etc.] fehlt 20 primum] fehlt 25 colonus] severus colonus 26 fehlt 31 Quum] dum 33/34 hic-crucifixit] fehlt.

453 1 fehlt 2 Insignis] O insignis 5 Christi] egregie 6 omnibus nobis 7 fehlt 11 ducere vitam vovit 22 fehlt 27 niclaus 34 lux es et.

455 8 nach Amen : ympnus 10 herus 17 Amen] fehlt
21 miserie Euouae

456 1/2 Per dominum] fehlt 12 liberiora tollis] fehlt
21 succurre

Zum Schlusse möchte ich noch auf die von Eichhorn in das Widmungsexemplar eingetragenen Notizen hinweisen. Die erste steht auf S. 27-28 und handelt über die Bruderklausen-Kapellen. Durrer erwähnt auf S. 1128 zwei fast wörtlich gleichlautende Notizen Eichhorns im Missale von Flüeli und im Jahrzeitbuch von Sachseln.

Von der Ober Cappel im Ranft.

Anno domini 1467 in autumno venit Beatus F. Nicolaus in Ranfft et incoepit suum angelicum ieiunium. Anno deinde 1468 capella illa, quam hodie superiorem appellant, in dicto loco coelitusque electo extructa et anno sequenti, scilicet 1469, die 27. aprilis, consecrata est a R. D. Thoma episcopo Agatholoponensi et suffrageaneo Constantiensi in honorem B. Mariae Virg., S. Mariae Magdalenae, Exaltationis S. Crucis et 10 000 martyrum. Caeterum anno domini 1501 aedificata est maior capella in Ranfft, quam hodie inferiorem appellant : quae deinde anno 1504 consecrata est in honorem eorumdem patronorum, quibus etiam superior sacra est. Dedicatio autem utriusque capellae hactenus celebrata est in uno eodemque die scilicet dominica Jubilate. Porro capella superior circa annum domini 1530 ob montis uliginem novem rimas a fundamentis ad tectum usque egit pessimas. Unde etiam pavimentum in multas partes fractum et altare ad unum latus notabiliter inclinatum est. Quas deformitates auxere etiam horribiles et vehementissimi terraemotus anno domini 1601 in autumno orti. Quare ex licentia superiorum altare innovatum, rimae instauratae, uligo per duos aquaeductus derivata et quantum fieri potuit siccata est anno domini 1604. Postea, anno 1606, die 9. oct., ara illa nova in superiori scilicet capella Eremi Ranfft denuo consecrata est in honorem Annunciationis B. Mar. V., S. Meinradi Eremitae et Martyris et Omnium Sanctorum, a R. D. Joanne Jacobo Mirgelio Episcopo Sebastiensi Suffrageneo Constantiensi, qui dedicationem altaris et capellae annuatim statuit celebrandum Calendis septemb., id est in festo S. Verenae V.

Auf S. 51 sind folgende Daten aus dem Leben des Seligen zusammengestellt :

Anno Domini 1417 wardt B. Claus geboren.
An. 1467 kam B. Claus in Ranfft Gott zů dienen.
An. 1468 wardt B. Cl. obercapel im Ranft gebuwen.
An. 1470 kam der Ablasbrieff von Rom sc. in Ranfft.
An. 1482 ließ B. Claus sin stifftbrieff schryben.
An. 1484 ward B. Vlrichs Capel im Mößli gebuwen.
An. 1501 ward die vnder Capel im Ranfft gebuwen.

Auf S. 52 endlich folgt eine Notiz über das Leben des heiligen Eremiten unter dem Titel: *Diser nachfolgend Punct ist geschriben vss dem alten Jarzyt büch zu Saxlen.* Sie ist wörtlich identisch mit der in den Prozeßakten von 1618 überlieferten und von Durrer, S. 344, abgedruckten. Nur ist hier am Schluß noch ausdrücklich das Datum des Eintrags in das Jahrzeitbuch erwähnt: *Scriptum Anno Domini 1485.* Dann folgt folgende Nachschrift: *Wer nün diß obgemelt stück in das alt Jarzyt büch geschriben habe, ist vss dem hienach folgenden Brieff gůt ab zů nemmen.* Der angekündigte «Brieff» folgt aber leider nicht. Die Bestätigung dieses Eintrages von 1485 ins alte Jahrzeitbuch von Sachseln ist sehr erfreulich, denn er war schon 1625 verloren und wurde darum nicht recht gewürdigt. R. Durrer hat die Stelle eigentlich wiederentdeckt.

Briefe Glareans an Aegidius Tschudi.

(1533-1561)

Herausgegeben von Dr. Emil Franz Jos. MÜLLER.

(Fortsetzung.)

Nr. 11.

1539. 1. Oktober.

Glarean teilt den Tod seiner Gattin mit. Am Begräbnis beteiligte sich die ganze Stadt. Glarean kann man auf zweifache Weise Geld nach Freiburg schicken: durch den Bündner Caspar Capaul, der einen Verwandten als Schüler bei Glarean hat, oder durch den jungen Badener Kaltzwetter, der mit Tschudis Sohn Herkules sehr befreundet ist. Tschudi soll in einer Vermögensangelegenheit mit Glareans Verwalter verhandeln. Grüße an die Glarner Bekannten.

D. Aegidio Tschudi Glareanus S. D. Salutem tibi scribo qui ipse salutis expers nunc sum. Sed ita volunt fata mea quae me usque degi semper tulerunt. *Uxor* mea [1] ad Christum, quod non dubito, commeavit, me hic reliquit calamitosum ac miserum, utinam auferat volente conditore. Dimidius subsum, dimidium abiit. In funere ejus apparuit quam illa toti urbi hic chara fuerit, tantus luctus tantus hominum concursus. Sed satis est quaerimoniarum. Litteras tuas ex Eremo accepi, sed de pecunia mittenda duae viae sunt altera per *Capal* [2], qui hic cognatum mecum habet, cui ut amico singulari alias vias aperui, altera *Cazwetter Aquensem* quanquam ego *Caspari* plus tribuo. *Cazwetter* juvenis [3] optimus est, sed ut juvenis. Ipse tamen, cum nuper his fuisset, *Herculem* [4] tota die sinu complexus est ac amanter

[1] Ursula Offenburger (vgl. oben p. 120). Das genaue Todesdatum ist unbekannt.

[2] Der Churer Domdekan Caspar de Capaul (vgl. über ihn *Vasella*, Nr. 375). — Wer dessen bei Glarean studierender Verwandter ist, konnte ich nicht feststellen.

[3] Über den jüngern Jakob Kaltzwetter s. *W. Merz*, Wappenbuch von Baden, p. 144.

[4] Tschudis Sohn Herkules (s. oben p. 123), der am 12. Sept. 1538 in Freiburg immatrikuliert wurde (*Mayer*, p. 316, Nr. 54) und, wie sich aus dieser und folgenden Stellen in den vorliegenden Briefen ergibt, in Glareans Pensionate wohnte.

sane suscepit. Tu, si casu Aquas veneris, videto, ut rebus tuis, ut tibi expedit, prospicias; nam ego te non urgeo de pecunia. Quod scribis de *Henrico Düri* precor si videas tutorem meum *Schindlerum* [5], ut illi nomine meo negotium committas, nam ante proximam aestatem hinc in tanto meo luctu discedere non potero. Uxori tuae *D. Henrico* deinde consulibus praetoribus senatoribus Dominis magistris *Valentino* [6], *Hero* [7], *Cervino* atque singulis civibus qui me noscunt dicito ex me salutem. Tutori *Schindlero* scripsi tu satius ei loquere. Datum Friburgi Calend. octobris 1539.

Nr. 12.

1540. 16. Oktober.

Glarean übersendet eine Schrift des Mailänders Bartholomäus Marlianus, wie er es bei Tschudis letztem Besuche in Breisach versprach. Sie gehört dem gelehrten und eifrigen Basler Kanoniker und vormaligen Generalvikar Johannes Steinhuser. Tschudi soll das Buch nach Benützung in Steinhusers Elternhaus nach Feldkirch senden. Steinhuser besitzt Tschudis Landkarte in prächtiger Aufmachung. — Tschudi erhält einen Auftrag mit Bezug auf die Glarean noch gehörigen Wiesen in Glarus. Dem Untervogte in Weesen soll er mitteilen, daß er über die Aufnahme des Sohnes in sein Studentenhaus nichts Sicheres versprechen könne, denn in der Stadt fürchtet man die Pest. Grüße an die Glarner Freunde und Verwandten.

[5] Jakob Schindler v. Mollis, ein nicht weiter bekannter Verwandter Glareans — Über das Schicksal der Schuld Heini Düris, s. unten Nr. 33 u. 36.

[6] Pfarrer Valentin Tschudi in Glarus, s. oben p. 107.

[7] Magister Hans Heer, wahrscheinlich schon 1513 (Zw. Br. I, p. 20) Kaplan in Glarus. Er war früher nach dem Zeugnisse Cervinus Choralist Kardinal Schiners gewesen (ebda. p. 430). Im Zürcher Glückshafenrodel von 1504 erscheint er als Hans Heer der Student (Hist. Jahrb. Glarus, XXXVI, p. 79). Pucci empfahl ihn 1518 für eine päpstliche Pension (Quellen z. Schweiz. Gesch. XVI, p. 174). Mit Zwingli blieb er auch nach dessen Wegzug aus Glarus in freundschaftlicher Verbindung (Zw. Br. I, p. 201, 471, IV, 520) und half ihm bei dessen Studien über alte Meßliturgien. Er trat zum neuen Glauben über und weibte, nahm aber in Glarus wie Meister Valentin zeitlebens eine Zwitterstellung ein und half den Altgläubigen Messe und Vesper singen (vgl. das von *Liebenau* herausgegeb. über die Verhältnisse nach 1530 in Glarus aufschlussreiche Memorial der Altgläubigen vom 1. Nov. 1560 in: Kath. Schweizerblätter 1889, p. 125 ff.). Ein deutsches Liederbuch von ihm kam später in den Besitz Aegidius Tschudis (Zwingliana, IV, p. 216). Er hatte einen Sohn Georg, dem 1551 ein Studienplatz in Paris und dazu etwas Steuer und Hilf verliehen wurde (Gem. Ratsbuch Glarus, 4. Sept.). Später studierte dieser Sohn in Zürich, von wo aus er 1553 ein hübsches lateinisches Bittgedicht an Gilg Tschudi richtete und darin seine Altgläubigkeit bekannte (Beilage III). Auf Tschudis Fürsprache wurde er zum Glarner Schulmeister gewählt, welches Amt er bis 1564 (Gemeines Ratsbuch Glarus, 10. Jan.) versah. Im gleichen Jahre soll er an der Pest gestorben sein. Das Todesjahr des Vaters ist unbekannt.

D. Aegidio Tschudi praetori Glareanus S. D. Atque eccum tibi libellum hic *Bartholomei Marliani* patricii Mediolanensis [1] quem Brisaci cum esses me tibi promisi missurum. *Johannes Steinhuser* ex oppido Feldkirch, vir in humanioribus litteris eruditissimus, in utroque jure doctor eminentissimus, episcopi Basiliensis multo tempore officialis, nunc ecclesiae Basiliensis canonicus et custos et quasi cor in omnibus negotiis tractandis, is tibi in itinere tuo ad Ensisheim obvius fuit, ut mihi narravit. Ideoque diutius de ejus laude non pluribus agam. Idem libellum hunc ad me mittit, ut eo utaris ut tuo donec omnia bene in eo conspexeris perlegeris excusseris et deinde mittas Feldkircham in paternam ipsius domum. Offert praeterea omnia, quae tibi commoda ab eo fieri possunt. Si tibi videbitur vel litteram ad eum scripseris postquam libellum habueris, ut videat te eum virum qualem te apud eum predicavi. [2] Is habet mappam tuam domi sua eleganter pictam, admirator omnium ingeniorum, mihi porro amicus ut nullus hic major. De agris meis quemadmodmum tibi Brisaci commisi dicas *Melchiori* [3], ut nequaquam festinet, nam possumus illi Technae Deo sit gratia medium ostendere digitum. *Subpraetori in Wesen*, haud scio quomodo vocetur, dicas de juvene illo, de quo locutus est in praesentia *praetoris Tolder* [4], si bene memini, me nihil ei adhuc promittere posse propter eam quae hic vehementer timetur pestem. [5] Alioquin me propensum ad inserviendum ei, sed juvenem in periculum ducere illibenter fecerim. At ut primum desierit ille timor quod intra duos menses fore Deo dante speramus tum me illi scripturum. *D. Henricum* magistros *Valentinum* et *Heerum Cervinum* consules praetores senatores fautores amicos cognatos ac affines, uxorem tuam sororem

[1] Es handelt sich wohl um die *Urbis Romae Topographia* des Bartholomäus Marlianus († 1560), die zuerst 1534 in Lyon und 1539 in Bern gedruckt worden war.

[2] Dieser Satz fehlt in der Handschrift der Glarner Landesbibliothek.

[3] Möglicherweise Tschudis Bruder Melchior, geb. 1517, gest. 1555 als Hauptmann in Turin (Hist. Jahrb. Glarus, XLII, 1920, p. 16).

[4] S. oben Nr. 6, A. 3.

[5] 1540 herrschte tatsächlich die Pest in der Stadt. « 1540 rursus pestis in urbe fuit » (*König*, Zur Geschichte der Universität Freiburg, in Freiburger Diözesanarchiv, XXII, p. 334). — Glarean selbst hat die Pest des Jahres 1540 aus Neuenburg am Rhein, wo er wohl beim Stadtschreiber, seinem Neffen (s. oben p. 116) zu Besuch weilte, vertrieben, wie Bonifaz Amerbach an Rhenan schreibt (6. Mai 1540) : etiam apud Novumburgum pestem ex intervallo sese proferre, quae res moverit dn. Glareanum ut domum rediret. (*Rhenan*, Br. W. Nr. 335, p. 463.) Die Abwesenheit von Freiburg — Glarean weilte mit seinem Pensionate wieder in Villingen — dauerte bis in den Herbst 1541 (*Tatarinoff*, p. 26).

meam [6] sororem tuam et universae familiae tam tuae tam aliorum cohortem nostro nomine plurem salutabis, sed heus ne insalutatum tuum immo meum *Herculem* sinas optimum juvenem. Bene vale. Datum Friburgi XVI calend. 9brium MDXL.

Nr. 13.

1543. 27. Februar.

Glarean hatte Schnupfen, als der Fuhrmann aus Basel Tschudis Brief brachte. Alles ist sonst in Ordnung. Die guten Nachrichten von Tschudis teurer Familie bereiteten ihm besondere Freude. Auch Glareans zweite Frau hatte wochenlang die Grippe ; das Ungetüm suchte die ganze Stadt heim. Grüße von Haus zu Haus.

D. Aegidio Schudo Glareanus S. D. Tanta pituita invaserat me sub noctem, quando auriga e Basilea cum litteris tuis adveniebat, ut vix loqui potuerim. Id itaque te scire volui omnia alioquin mea salva esse, maxime cum te audiam incolumem cum universa tua familia, uxore, *Hercule* ac aliis liberis, quos omnes sane tibi putes chariores esse quam mihi. Uxor mea [1] per septem [2] hebdomadas eadem laboravit totum oppidum propemodum hac bellua infestatur. Verum intra paucos dies spero omnia bene habitura. Plura non potui. Ignosce ineptis characteribus et vix mihi legibilibus. Salutat te et uxor mea et ego imprimis immo uxorem tuam quam salvam tecum plurimum gaudemus. Vale. Tertio Calend. Martius MDXLIII.

Nr. 14.

1548. 2. November.

Glareans Schweigen hat viele Ursachen : Alter, Krankheit, der Besuch Heinrich Schulers und schließlich das Fehlen dringlicher Nachrichten. Er bittet Tschudi, daß er Johann Loriti zur Erfüllung seiner Verwandtschaftspflichten anhalte. — Glarean sendet den Brief durch einen herumfahrenden Kleriker, der regelmäßig nach Uri, Luzern und Schwyz zu gehen pflegt, an Tschudis Bruder Balthasar nach Schwyz. — Der Kaiser hat den Landgrafen von Hessen in Brabant gefangen gesetzt ; es soll nur selten vorkommen, daß ein Häftling jene Feste lebend verläßt. Der Kurfürst von Sachsen ist in Österreich eingesperrt. Aus Amerika treffen

[6] Wohl Anna Stucki. Sie lebte 1556 noch, da ihr Sohn, der Trinker Johannes, wegen Mißhandlung von Frau und Mutter in den Kaibenturm gelegt wird (s. oben p. 117, Note 5, u. Nr. 27).

[1] Barbara Speyr, s. oben p. 120.
[2] Die Zürcher Handschrift hat VI hebdomades.

ungeheure Geldsendungen beim Kaiser ein. Der türkische Despot soll drei Heere im Kampfe mit den Persern verloren und beim Kaiser einen Waffenstillstand nachgesucht haben. Aber alles das sind nur Gerüchte.

D. Aegidio Scudo praetorio viro ac consulari Glareanus S. D. Multis jam mensibus nihil litterarum abs te accipio, suavissime D. Aegidi, ut plane nesciam quidnam in causa sit. Ego multas causas taciturnitatis meae[1] jure praetendere possum: senium valetudinem praesentiam *D. Heinrichi*[2] denique quod res nulla magnopere urgeat. Unum tantum est, quod etiam ad te referre lubuit, quando mecum invenire causam non possum, cur ita mecum agatur. Quod si tu dignaberis mihi uno verbo innuere, quid causa sit, cur neque a *Johanne*[3] cognato meo reditum istic meorum ullam rationem accipiam neque venditionis pratorum meorum ullas litteras. D. *Henricus* senectutis meae baculus ante annum hic fuerat, qui vel se rediturum vel *Johannem* missurum promiserat. Utramque non contigit nec ullae litterae interea mittuntur, ut intelligam eius rei causas, quae res me male habet. Frater tuus *Balthasar*[4] Sviciae degit, ad quem saepe venit fraterculus quidam peregrinus[5] qui ex hoc oppido nostro Uriam Luceriam ac Sviciam ire solet, per eum litteras hasce nostras ad fratrem tuum dedi, ut ad nos curare dignetur. Ad quem rursus vos mittere vestras non erit difficile, ut inde ad nos redeant. Rerum novarum hic nihil certi. Caesar Landgravium Hessensem in arcem Vilfurtensem, quae in Brabantia est, non multus millibus a Bruxella posuit, ex qua, ut fama est, raro quisquam salvus amplius exiit.[6] Ducem Saxoniae in arcem Gandavensem, quod a Tornacensem apud Noricos positum aiunt.[7]

[1] In den vorliegenden Briefen Glareans ist zwischen Nr. 13 u. 14 eine zeitliche Lücke von 5 Jahren.

[2] Dekan Heinrich Schuler aus Glarus, s. oben p. 118.

[3] Glareans Neffe Johann Loriti, s. oben p. 116.

[4] Balthasar Tschudi, der zweitjüngste Bruder Gilgs, geb. 24. Febr. 1524, gest. 27. März 1592, als Freiherr zu Gräpplang. Er verheiratete sich am 16. Febr. 1547 mit Anna Schönbrunner in Zug, deren Mutter Anna Iten aus erster Ehe Witwe des Gilg Reichmuth von Schwyz war, und die ihm Besitzungen in Seewen zubrachte. Er verkaufte dieselben 1549 und trat 1581 das Majorat Gräpplang an. (*Kubli-Müller*, G. W.) Über Balthasar Tschudi als Flumser Majoratsherrn: Jahrb. Hist. Verein Glarus, XLII (1920), p. 23 ff.

[5] Aus Nr. 15 ergibt sich, daß er Kaspar hieß.

[6] Landgraf Philipp v. Hessen wurde am 19. Juni 1547 gefangen genommen. Die Aufregung darüber drehte sich um die Frage, ob es sich um eine ewige Gefangenschaft handle (vgl. *G. Turba*, Zur Verhaftung des Landgrafen Ph. v. H.). Er wurde durch den Passauer Vertrag 1552 wieder frei.

[7] Kurfürst Johann Friedrich v. Sachsen wurde nach der Niederlage der Schmalkaldener bei Mühlberg am 24. April 1547 gefangen.

Immensam pecuniam ex novis insulis adferri praedicatur. In Belgio vero longe maxima colligit filii eius adventus exspectatur. Oripontus Turcorum imperator trinos exercitus amisisse dicitur apud Persas. Unde jam legati apud Carolum fuisse dicuntur, qui inducias factas cum eo protendi petant. Haec vulgo feruntur sed sitne vere vis equidem scire possumus. Deus opt. max. dirigat in meliorem statum et det pacem nostris temporibus et reputeis illa constantia cum seditiosis vicinis aliquando tumultus pariat. Bene vale. Friburgi postridie cal. novembr. 1548.

Nr. 15.

1549. 12. September.

Glarean konnte den für Tschudis Frau mit besonders wertvollen Steinen bestellten Rosenkranz nicht beschaffen, da die Handler die ganze Auswahl zur gegenwärtigen Frankfurter Messe geschickt haben. Ein Meister versprach, einen solchen innert 8 Tagen zu fertigen, aber der Bote Kaspar wollte nicht warten. — Glareans Befinden ist so, wie es bei einem Greise erwartet werden kann. — Der Kaiser hält zurück, wie er dies immer tut, wenn er etwas vorbereitet, das den Lutheranern nicht gefallen wird. — Glarean bereitet ein Buch über den As vor. Jodocus v. Meggen lud Glarean schon wiederholt nach Rom ein, aber er hat sich seit 4 Jahren nie weiter als 1000 Schritte von Freiburg entfernt.

D. Aegidio Tschudi Glareanus S. D. Admonuit nos *Gaspar* ille peregrinus, optime Aegidi, ut ex corneolo lapide uxori tuae rosarium mitterem. Fui itaque apud solarios. Verum illi omnia Francofurtum miserant ad nundinas praesentes. Caeterum est quidam insignis, qui intra octo dies promisit mihi se unum paraturum quem nunc *Gaspar* exspectare non potuit, sed brevi ad eum mittam, ne aegre ferat quod ei nunc non miserim facito. Res nostrae ut senium satis dextrae sunt Deo sit Gloria. Novarum autem rerum prorsus nihil hic est. Mussitat Caesar ut solet mox aliquid paraturus quod Lutheranis non placebit opinor. Sed certi nihil. De Asse nuper tibi scripsi quae nunc paro.[1] *Jodocus a Meggen*[2] bis jam mihi e Roma scripsit mira praestaturus

[1] Es erschien 1550 (vgl. Nr. 19).

[2] Jost v. Meggen (1509–59), der 1522 in Basel Glareans Schüler gewesen war (*Büchi*, p. 427), wurde 1547 Gardehauptmann in Rom. Tschudi nützte die freundschaftlichen Beziehungen zu ihm, um Glarner in der Garde unterzubringen, wie aus zwei Schreiben Josts an Tschudi (Camerarius, Familienakten, II, p. 176. Nr. 77 u. p. 180, Nr. 102) hervorgeht. Die Freundschaft ging soweit, daß sich beide über ihre Münzsammlungen ein gegenseitiges Testament setzten (*Fuchs*, E. Tschudi, II, p. 196). Über das Verhältnis zu Glarean s. unten Nr. 19, 22, 24.

si Romam ire vellem qui intra quatuor jam annos nusquam ab urbe plus mille passus abfui hic perpetuo domi sedens. Tu vale et nos ama. Datum Friburgi pridie Idus Septembres MDXLIX.

Nr. 16.

1550. 21. Januar.

Eine unglaubliche Gespenstergeschichte, die sich unlängst in Nürnberg zutrug. — Tschudi möge doch gegenüber der Kühnheit der Evangelischen seinen starken Mut bewahren. Der Ausblick auf die Gegenwart ist traurig: die Jugend ist voll Bosheit, als stünde Sodoma und Gomorrha bevor und Trunkenheit, Schlechtigkeit und Gotteslästerung erfüllt alle Geister. — Aus dieser verdorbenen Gegenwart flüchtet Glarean sich in die Welt der Bücher und erzählt Tschudi von einer russischen Kulturgeschichte, deren Lektüre ihm so viel Vergnügen bereitete, daß er zum halben Moskauer wurde. Er äußert sich zu den dort aufgezählten Unterscheidungen zwischen dem russischen und dem katholischen Bekenntnis. Er hofft, das Buch bald selber zu besitzen. — Hoffnung auf baldiges Wiedersehen mit Tschudi. Glarean hat Sorge für die Zukunft der Eidgenossenschaft. Gott möge allen guten Christen starken Geist in rüstigen Körpern geben! Der geliebte Aegidius aber ist das vornehmste Licht des Vaterlandes! Grüße.

D. Aegidio Tschudi Glareanus S. D. De Lemurum sive Larvarum illusione mirum mihi dolet, suavissime D. Aegidi, vel Daemoni vel ejus ministris tantum licentiae dari. Ego ne haec fieri posse non negaverim permittente Deo sed hercle magis humana fraude fieri quam revera. D. *Ambrosius a Gampenberg* mihi nuper recitabat, quondam Norimbergae, cum ipse adesset, unumque horum totam Urbem in admirationem ac stuporem dederit. Quattuor milia hominum ante nescio quas aedes stabant, in quos quidam ex aedibus joculabatur aperto die tegulas lapides ollas quid non? nec deprehendi potuit intra triduum. Habebat per tectum foramen quoddam in ostium, ut, cum apparitores ingressi essent, nemo inveniebatur, donec casu deprehensus in tecto a quodam reus ac tandem lusus sui poenam dederit. Hellvangelici[1] audent omnia, sed infeliciter. Tu forti esto animo! Non est mihi dubium quin hoc fiat humana fraude. Adeo nunc omnis malitia est instructa juventus hujus seculi, ut Sodomae ac Gomorhae sit proxima. Ebrietas perfidia impietas sacrilegia et Dei contemptus omnium mentes occupavere. Nusquam mundus fuit corruptior. Sed de his satis. D. *Johannes a Baumgarten*[2] Augustanus et Caesarum nostrorum consiliarius ad me librum misit de moribus Moscovitarum cujusdam

[1] Spottnamen für Evangelische.

[2] Mäzen Glareans, dem er sein Buch über den As widmete (Nr. 19, *Fritzsche*, 119).

baronis ab Heberstein Neupurg et Gattenhag [3] qui bis in eam regionem legatus iit, semel sub Maximiliano Caesare, iterum sub hoc Caesare, in quo mira continentur de situ et moribus eorum. Per integrum mensem me eo libro oblectavi Semi-Moscus factus. Ii Christiani sunt, sed Graeci pessimo odio persequentes Tartaros nec tamen nos amantes, quippe quos non rectos Christianos existimant, quod azymis consecremus Dominicum corpus, quod non integras saepe hebdomades magni jejunei teneamus, quod sacerdotum conjugia separemus, quod spiritum sanctum etiam a filio procedere credamus et quod Sabbatum jejunemus. Hos V articulos adversus nos habent. Ultimum non intelligo, in penultimo ipsi errant, in tribus primis non est magnum momentum. Rogavi *D. Baumgartnerum*, ut talem mihi librum aut prece aut pretio habere faciat, nam is liber unicus ei erat, quem ad me miserat et repetebat exspectans judicium meum. *Doctor Mathias Held* [4] tibi notus hic octo millibus aureorum domum magnificam et possessiones emit eo proposito, ut hic in universitate ultimam senectutis partem vivere velit, summus amicus meus. Utinam te videam tertium [5] tuo commodo et tuorum. Nam quo patria nostra velit hisce dissidiis commessationibus ac prodigiosis apparatibus quos certe quomodo tandem ferat, nisi extero auxilio sustineantur, non video. Deus det omnibus Christianis mentem sanam in corpore sano. Vale optime Aegidi et nos ama, nam nos unice te diligimus et amamus, immo suspicimus ut praecipuum patriae lumen. *Uxor mea* et te et uxorem tuam, *Herculem*, ejusque uxorem [6] plurimum salutare jubet ac ego non minus. Datum Friburgi XII Calend. Febr. MDL.

[3] Die 1549 in Wien gedruckten Rerum Moscovitarum comentarii des Freiherrn Siegmund v. Herberstein (1486–1566), der 1516–18 und 1526–27 Gesandtschaftsreisen in Rußland machte (vgl. *F. Adelung*, Siegmund Freiherr v. Herberstein). — Über Beziehungen Herbersteins zu Glarean, vgl. *Fritzsche*, p. 70.

[4] Staatsmann Karls V.; die Übersiedelung nach Freiburg scheint nicht zustande gekommen zu sein, indem er 1563 in Köln, wohin er sich schon 1544 ins Privatleben zurückgezogen hatte, verstarb (A. D. B. XI, 682 ff.).

[5] Glarean reiste 1536 (Nr. 7, A. 1) und 1540 (oben, p. 130, A. 5) nach Glarus zu Tschudi. Eine weitere Fahrt kam nicht mehr zustande (s. Nr. 18 u. 25).

[6] Herkules Tschudi ehelichte am 16. April 1550 Martha Brunner aus Solothurn, die Tochter des Hauptmanns Simon Brunner (*Kubli-Müller*, G. W.). — Das Jahrzeitbuch Näfels (Gemeindearchiv) enthält folgenden Eintrag von der Hand Gilgs: Hercules Tschudi von Glarus des gedachten vogts Gilg Tschudis sune und frow Marta Brunnerin sin egemachel habend geben XX guldin houptguts an ein spend gen Nefels, sind verbrieft für houptman Simon Brunner selig iren schwecher und vatter act. anno Dmi MDLII jar.» Tschudi selbst hatte 100 Gulden für eine Jahrzeit u. «nün guot guldin die himeltzen im chor zemachen» gespendet.

Nr. 17.

1550. 25. April.

Trostbrief zum Tode von Tschudis Gattin. Es war eine starke Frau und Mutter. Glarean kann den Schmerz ermessen. Tschudi wird als gläubiger Mann selber den rechten Trost finden. — In Augsburg soll im Juli ein Reichstag stattfinden, aber es ist bei der traurigen Lage Deutschlands alles noch unsicher. Der Kaiser verstand wohl zu siegen, aber wie er den Sieg nützt, ist verwunderlich. — Glarean hat seit Ostern hartnäckigen Husten.

D. Aegidio Tschudi praetori Aquensi [1] Glareanus S. D. Plurimum me dolere ob uxoris tuae mortem [2] certo tibi persuadeas velim ornatissime D. Aegidi; erat enim honesta matrona heroinis virtutibus ornata. Sed haec est hujus vitae sors. Quantum vero tu doleas facile conjicere possum, qui eundem casum in amittenda uxore sensi. Sed vivit Dominus qui confortat nos in omnibus nostris necessitatibus. Durum, sed levius fit patientia quidquid corrigitur est nefas, ut inquit Flaccus. Nec dubito tibi homini christiano et arma et remedia fore adversus tales et alios item casus. Quapropter desino tibi molestus esse pluribus verbis. Rerum novarum prorsus nihil hic auditur. Concilium principum Germaniae indictum ajunt Augustae Vindelicorum sub VIII Cal. Julias; quidam etiam hodie mihi dixit, sed incertus ille nec authorem ullum habet. Germania patris et nihil valens nunquam pejus habuit, quae non dubitat, si Caesari adversi quid accidisset rebellare. Caesar vincere scivit, victoria quomodo utatur multi mirantur. [3] Invasit me tussis in Paschalis vigilia, quae per tres hasce hebdomadas ita me vexavit, ut vix unquam antea tota mea vita pejus nec adhuc video finem, quem tamen identidem immo singulis momentis spero. Tempestas haec est in causa, quod male nos vexavit aprilis. Salutabis nostro nomine Herculem filium tuum, parochum ac hospitem meum *D. Joh. Jacobum im hindern hof.* [4] Bene vale. Datum Friburgi VII Calen. Majas MDL.

[1] Tschudi versah 1549–51 zum zweiten Male die Badener Landvogtei (vgl. *Herzog*, in Argovia, XIX, p. 58 ff.)

[2] Anna Johanna Stucki starb am 16. April 1550 (s. oben p. 121). Über Jahrzeitstiftungen Tschudis in Baden s. *Herzog*, l. c. 58 n.; der Wortlaut der Eintragung ins Jahrzeitbuch bei *W. Merz*, Wappenbuch v. Baden, p. 312.

[3] Der Reichstag begann tatsächlich am 26. Juni 1550. Die Anspielung bezieht sich auf die schwankende Interims-Politik Karls V. nach dem Schmalkaldischen Kriege. Im Sommer 1550 bestand neuerdings die Gefahr einer Fürstenrebellion gegen den Kaiser (*Janssen-Pastor*, III, 798).

[4] Im Hindern Hof ist eine Ortsbezeichnung in Baden. — Es handelt sich vermutlich um Pfarrer Jakob Ney (*Fricker*, Geschichte von Baden, 653), den ich (oben, p. 119) schon für das Jahr 1536 als Kammerer von Baden nachweisen konnte.

Nr. 18.

1550. 13. Mai.

Ausführlicher Trostbrief zum Tode von Tschudis Gattin. Das Leid, das sie beide erlebten, zeigt die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Deshalb gilt es, diese aus dem Herzen zu reißen und sich in den Willen Gottes zu ergeben. Der Gedanke an das ewige Leben ist der Trost in den Mühen des täglichen Geschehens; Glarean trug sie nun seit dem Ende seiner Jugend an die 50 Jahre und kein Tag verging, der nicht etwas Bitteres brachte. An diesem Leben zu hangen, ist das große, dem Menschen eingeborene Übel. Die Jugend ist durch Unwissenheit beschwert und durch Hoffnungen beunruhigt, das Mannesalter ein ununterbrochener Kampf mit mehr Enttäuschungen als Freuden und das Greisenalter ist schon an sich eine Krankheit, die viele schwarze Tage in sich schließt. Einzig die Hoffnung und die Betrachtung des zukünftigen Lebens vermag der Seele Ruhe und Sicherheit zu geben. Deshalb, o Aegidius, laßt uns an das ewige Leben denken, das uns nicht mehr viele Jahre fern sein kann. Dort wird es keine Trennung, sondern ewige Gemeinschaft geben! — Ein Zusammentreffen mit Tschudi wird kaum mehr möglich sein. Denn Glarean kann kaum mehr gehen noch reiten, und eine Wagenfahrt ist zu teuer. Käme Tschudi nach Freiburg, so könnte er ihn kaum würdig empfangen. Es bleibt ihnen nur die geistige Verbindung durch Briefe und gegenseitiges Gebet. Den Rest seines Lebens will Glarean ausschließlich der Herausgabe klassischer Schriftsteller und der Jugenderziehung widmen und dabei auf den ewigen Lohn seines Schöpfers vertrauen. — Die Verhältnisse in Glarus sind verzweifelt. Aber vom gegenwärtigen Landammann, dessen Gesinnung Glarean kennen gelernt hat, ist nichts anderes zu erwarten. — Zum Schluß noch einige Neuigkeiten: in Straßburg wird am nächsten Sonntag wieder Messe gehalten. Der Augsburger Reichstag findet nun doch statt. — Sein Husten und Schnupfen war fürchterlich.

D. Aegidio Tschudi praetori Aquensi Glareanus S. D. Excussere mihi lacrymas litterae tuae, suavissime D. Aegidi, cum tuae uxoris fidem deploras recordatione injecta cum de tua tum de mea quondam non minus chara quam tibi tua fuerit. Sed ita sunt res humanae: vanitas vanitatum et omnia vanitas. Ejicienda sunt haec ex animo et clamandum: fiat voluntas tua Domine. Velimus nolimus, id tamen tandem necesse est, ex necessitate igitur facienda voluntas est et cogitandum de futura vita. Tum quae hic nobis reliqua est ad modum exigua tum quae post has lacrymas erit perpetua. Quoties ipse mecum repeto, id autem fit saepe, dies quos hactenus vixi, quibus laboribus nunc per quinquaginta annos oppressus fuerim, neque nunquam fuisse mihi tempus aliquod, in quo non amarum dulci mixtum senserim. Tum videre soleo hujus vitae desiderium ut magnum malum hominibus innatum. Juventus nostra ignorantia pressa spe suspensa et fortunam meliorem captans quod omnium quasi lues. Virilis aetas tumultu plena periculis exposita plus longe amaritudinis quam solidi gaudii continet. Jam senectus languida per se ipsa morbus alios adducit

nobis morbos, ut nihil omnino sit in hac vita, quod non omni tempore sollicitet mentem nostram. Sola futurorum spes et vitae venturae contemplatio solidi quippiam habent. Hic nihil est quam separatio divisio ab amicissimis, ut quod non una conveniemus, nisi ut mox separemur et dolor nobis generetur ex memoria conversationis praeterritae. Quare, mi Aegidi, cogitandum nobis de futura vita, quae non multis annis nos remorari potest. Ibi nulla erit separatio, sed sempiternum consortium. Si ego istuc ad te veniam [1], id fieri non potest, nisi magno cum impendio tum taedio neque enim vel ire vel equitare [2] valeo. Curru istuc vehi perpretiosum est. Deinde etiamsi adveniam quantum temporis istic esse conceditur ? Pauculum sane et longe invitius recedam abs te ac recordatio tui plus anget me quam si nunquam apud te fuissem. Idem fuerit, si tu hoc concedas ; primum nesciam te tractare magnifice, ut decet, deinde diu te hic esse non conceditur. Restat igitur, ut quod unum possumus litteris nonnunquam invicem oblectemur. Sed longe plus animo simul simus. Nullus est dies, ut non singillatim pro te apud Deum orem. Id si pro me feceris nihil mihi gratius fuerit. Quod reliquum mihi vitae concedet Christus id in authores emendandos et juventute instituenda, quemadmodum hactenus feci totum collocabo exspectans aliquod apud conditorem meum tutum praemium. De patria propemodum despero, nisi Deus Opt. Max. respiciat. Nam is consul [3] nihil boni faciet, quem ego noscere coepi, cum hinc *Herculem* tuum immo etiam meum abduceret. Donavi nam eum mappula tua et picta pulchre et in pannam tenta. Ille nunquam dignatus est cum proxime in patria essem nec salutare nec saltem aspicere, tantum abest, ut gratias ageret. Argentinae celebrabitur rursus missa proxima jam dominica. Deus det, ut majore auspicio et feliciore omine quam antea fuit. [4] Caesar serio describit principes ad Augustense concilium, ut nullus cesset, omnes adsint ipsi aut cum propria potestate legati, ne decretis dilatio fiat, ut olim

[1] Die letzte nachweisbare Reise Glareans zu Tschudi fällt ins Jahr 1540 s. oben Nr. 16, A. 5.

[2] Die schwere Hodenverletzung, die sich Glarean auf der Reise nach Paris im Juni 1520 zuzog (Zw. Br. I. Nr. 147 ; *Büchi*, Glareans Schüler, Nr. VIII, p. 413), hat ihn zeitlebens zum Reiten unfähig gemacht. — Vgl. auch Nr. 25 u. 31.

[3] Glarner Landammann war 1548–53 Joachim Bäldi, ein fanatischer Neugläubiger, gestorben 1571 (vgl. *Kubli-Müller*, Die Landammänner von Glarus, im Jahrbuch Hist. Verein Glarus, XLVI (1932), p. 38 ff.).

[4] Über die Aufnahme des Interims in Straßburg : *G. Wolf*, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation, I, 448 ff.

fiebat. Tussis me reliquit ac pituita tanta invasit, ut dimidium cerebri e naribus distillasse videar. Sed spero Dominum Deum mihi propitium qui meam sanitatem ita purgat absque pillulis medicorum ac lateruticis Merdis. Vale et ignosce ineptis meis. Datum Friburgi tertio Idus Majas MDL.

Nr. 19.

1550. 25. Juli.

Glarean bestätigt den Empfang zweier Briefe. Die neuerliche Spannung zwischen den Katholiken und den Zürchern hat ihn überrascht; hoffentlich erwächst daraus kein Krieg. Dem Sohne des Gallus Heer wird Glarean helfen, so gut er kann. Aber er hat selbst für 5 Stiefkinder zu sorgen und kann deshalb nicht noch alle Landsleute aufnehmen, die bei ihm vorsprechen. Was man über Glareans Reichtum sagt, ist Geschwätz. — Die Erde trägt heuer reiche Früchte. Der gemeinsame Freund Jost v. Meggen hat zwei Studenten Glareans in Rom freundlich aufgenommen. Der Haushälterin Tschudis schickt er ein Geschenk; er kennt sie nicht, aber sie soll eine hervorragende Frau und mit der verstorbenen Gattin verwandt sein. — In der Beilage übersendet Glarean sein neues Buch über das As, damit die Glarner Freunde sehen, was er noch im Alter arbeitet.

D. Aegidio Tschudi Glareanus S. D. Binas litteras tuas accepi hisce diebus, suavissime D. Aegidi, quarum alterae de *arce Wedenschwilensi* erant, alterae de juvene *Hero*. Miratus sum admodum contentionem illam inter nostrates et Tigurinos et timendum, ne rursus aliquando civile fiat (quod Deus avertat) bellum.[1] Orandus est Deus, ut propitius sit nobis christianis nec pro nostris meritis nos puniat. De *Galli Heeri* filio[2] hoc scribo me illi quod possum praestaturum.

[1] Wahrscheinlich eine Anspielung auf die durch den Locarner Handel entstandene Spannung.

[2] Jakob Heer aus Glarus, der am 23. Juli 1550 in Freiburg als clericus immatrikuliert wurde (*Mayer*, p. 383, Nr. 35) und dort bis Ostern 1551 weilte (Nr. 23). Auf ihn bezieht sich folgender Eintrag im Glarner Ratsbuch (8. April 1551): Gallus Heer bittet wegen seinem Knaben, der auf der Schule herumfahre und den er nicht dort behalten könne ohne m. H. Hilfe. So man ihm 6 fl. leihe, wolle er das an « Zyt ze richten lohn » abziehen. Da der Unterhalt der Kirchturmuhr in Glarus nach alter Übung dem gemeinen Landessäckel oblag, war der Vater Gallus Heer wahrscheinlich Glarner Sigrist. — 1553 scheint Jakob Heer geweiht worden zu sein; das Ratsbuch verzeichnet (6. Februar): dem Gallus Heer soll wegen seinem Sohne eine Fürschrift an den Bischof von Konstanz gegeben werden. 1556 wurde er Pfarrer in Linthal. Der Rat, der ob den Drohungen der V Orte sich bemühte, in Schwanden und Linthal den katholischen Gottesdienst wiederherzustellen, ließ ihn (31. Oktober 1556) durch den Läufer auffordern, ins Land auf die Pfrund in Linthal zu kommen. Am 10. November 1556 erschien er vor Rat und forderte 100 fl. jährlich, da er im Aargau eine bessere Pfrund gehabt habe, und 20 fl. Umzugskosten. Auch solle man ihm eine

Caeterum cum alioquin quinque liberos educem [3] non esse facultate mea omnes quotquot vel ex patria vel aliunde venerint enutrire. Cum antea hic fuisset aliquot diebus, hic mecum in mensa fuerat et deinde penuria investavit eum. Sed gratiam a Deo rettuli. Nunc conabor quod possum. Tanta est turba quotidie ingruentium egenorum, ut ipse ego aliquando suspirem. Homines me divitem putant, qui plane nesciunt quam curta mihi sit supellex. Quaero tamen conditionem, ut juvetur per aliquod tempus, donec clementior illucescat fortuna. Rerum novarum nihil hic est. Deus Opt. Max. defendat quia ubique se ostendat felicissime terrae fructus. D. *Jodocus a Meggen* [4] honorifice meos, quos Romam initio Maji miseram juvenes excepit, misso ad me munere aureo Julii III Pont. maximi, cui ego hisce diebus respondi per D. *Alb. Rosin e Luceria.* [5] Oeconomae tuae mitto hic Xeniolum et hunc scissum nummum, ut interstitia rosarii sibi comparet, ut ei placuerit. Ego jam non cognosco, sed frater ille *Caspar* [6] ait eam probam mulierem esse et uxori tuae defunctae cognatam. Bene vale. Mitto tibi de Asse opusculum quod D. *Baumgartnero* [7] Augustano dedicavi non poenitendo Maecenati. Tibi autem ut amicis nostris ostendere, quos senectutis nostrae labores. Datum Friburgi VIII Calend. sextilis MDL.

Nr. 20.

1550. 1. September.

Glarean wiederholt die Bitte um Bürgschaft für seinen Neffen Johannes Claun. Seine persönliche Ansicht über den Abt von St. Urban. — Nachrichten über den Augsburger Reichstag. — Man hat Glarean nahe gelegt, ein Exemplar seines Dodekachordons dem Abte von Wettingen zu schicken. Leider kennt er ihn nicht und er möchte jenes Kloster, das durch die Reformationswirren so sehr gelitten, nicht zu einer Gegengabe, deren er nicht bedarf, veranlassen. Ihm liegt nur daran, das Stift zu ehren und vielleicht einigen jungen Klerikern Anregungen zu vermitteln. Tschudi, der jetzt wohl auf der Zurzacher Messe weile, solle raten und ihm auch für die Widmung das Wappen des Abtes zustellen.

Fürschrift an den Abt von Einsiedeln geben, daß er die Pfrund im Aargau verlassen dürfe. 1559 fiel er ab, blieb aber zuerst in Linthal als Schulmeister (Ratsbuch, 30. Mai) und wurde dann Landläufer. Von ihm ist ein Sohn, Joh. Heinrich Heer, « des pfarrer jakobs son », nachweisbar (*Kubli-Müller*, G. W.).

[3] S. oben p. 121.

[4] S. Nr. 15, A. 2.

[5] Albert Rosin, der in Luzern seßhafte geschäftige päpstliche Agent, H. B. L. V, p. 704.

[6] Der schon wiederholt genannte Bote.

[7] Über ihn oben Nr. 16, A. 4.

D. Aegidio Tschudi praetori Aquensi Glareanus S. D. Scripseram ante aliquot dies per *Johannem Claun* [1] pronepotem meum ad te epistolam [2], in qua rerum duarum mentionem feceram. Alterius, ut eum tu commendatum haberes et si qua re indigeret, apud venditores fidem dares me brevi pecuniam missurum tibi. Alterius, ut *D. abbatem S. Urbani* [3] noscere velles virum, ut alia, quae mihi incognita sunt, sileam, certe in litteris exarandis mire mentem sani judicii ostendentem. Putavi ego hoc tibi indicandum quanquam puto antea tibi famam illius cognitam ut frustra haec apud te intonem. Ex Augusta [4] nihil boni audio, ecclesiasticos principes magno numero adesse reliquorum fere neminem, *Caesarem Carolum* bene omnia velle, sed adversa valetudine frui, unde quosdam esse qui cornua rursus erigant, spe illa crescente vana, quod equidem confido fore, ut qui in alterius morte gaudeant. Suadere voluere mihi quidam, ut reverendo *D. Abbati in Wettingen* [5] Musices nostrae unum a me correctum mitterem exemplar. [6] Id autem apud me non admodum consultum invenio, quando ejus nullam habeam notitiam. Quia vero ditionis nostrae est et posset ibi conservari exemplar in aliquot annos id, quod nos maxime cupimus, non sane venantes pecuniolam ideo eo mittendum cogitavi. Nam boni illi patres satis alioquin passi sunt horum temporum iniquitate, ut non sit opus hac mendicitate eos cruciari et mihi Dei benignitas providit, ut hac techna non indigeam, quod quaero est Dei gloria nec ex eo opere quicquam utilitatis unquam quaesivi nisi casu accessoria a pinguibus quibusdam Germaniae episcopis qui quod se dignum fuit

[1] Johannes Claus, der seit 1540, seinem 10. Lebensjahre, in Glareans Hause weilte, 1548, Okt. 9. immatrikuliert, 1549 Bakkalaureat und 1550 in Rom zum Priester geweiht wurde. Glarean empfahl ihn im Briefe vom 4. Aug. 1550 an Joh. Aal, den Abt von St. Urban, als Schulmeister (*Tatarinoff*, p. 54 ft.). Er stammte aus Schänis (*Mayer*, p. 371, Nr. 90) ; doch ist seine Verwandtschaft mit Glarean nicht zu bestimmen.

[2] Der Brief ist nicht erhalten.

[3] Sebastian Seman aus Aarau, 1534–1551 Abt von St. Urban. Glarean übersandte ihm am 4. Jan. 1549 sein Musikbuch ; das Begleitschreiben ist abgedruckt im Anzeiger f. Schweiz. Gesch. III, 365. — Georg Seman, der am 5. Nov. 1538 in Freiburg immatrikuliert wurde (*Mayer*, p. 317, Nr. 7), war ein Bruder des Abtes (Anzeiger, l. c.).

[4] S. oben Nr. 17, A. 3.

[5] Abt Petrus Eichhorn, an dessen Wahl 1550 Tschudi so hervorragend beteiligt war (Argovia, XIX, p. 60 ff.) und der bis 1563 regierte.

[6] Das 1547 zu Basel erschienene Dodekachordon. Der Druck war sehr fehlerhaft, weshalb Glarean die von ihm versandten Exemplare eigenhändig berichtigte (vgl. *Fritzsche*, p. 122 ff.).

in me ostenderunt. Amabo rescribito mihi, quid mihi faciendum ; nihil doni inde capio, sed ad coenobii ornamentum et si fortasse juvenes ad ecclesiastici status majestatem excitari queant mitto. Bene vale et nos ama. Si mittendum opus abbati suades mittito mihi ejus arma si non gravaberis. Datum Friburgi anno MDL. Calend. Septembris quando tu Zurzachii ludos florae populo exhibebas. [7]

Nr. 21.

1550. 26. Dezember.

Glarean entbietet Glückwünsche zu Tschudis zweiter Ehe. Viele fürchten zwar das Eingehen einer solchen, aber Glarean selbst hat nur beste Erfahrungen gemacht. Er hat deshalb seine zweite Frau kürzlich zur Testamentserbin eingesetzt, doch wird den Verwandten und Freunden auch der gebührende Teil zukommen. Die Universität ist Testamentsverwalterin. — Die große Furcht vor der Pest, welche in Mailand herrscht, wird den Zwischenfall in den ennetbirgischen Landvogteien verursacht haben. — Er berichtet Gerüchte über Verheiratungen in der kaiserlichen Familie. Es ist so wie Tschudi schrieb : die Fürsten denken nur an ihre eigenen Interessen. Der Papst ernennt Kardinäle, läßt aber den Pfründenhandel andauern. Es fehlt der Herde Christi der Hirt, aber die Wölfe sind zahlreich. Da ist es ein Trost, Greis zu sein und bald aus dieser wirren Welt scheiden zu können ! Deutschland geht dem Untergang in der Häresie entgegen und nur die Türken oder irgend eine andere Pest kann dem noch wehren. Ein gleiches Bedauern muß man mit der Eidgenossenschaft haben. — Der Abt von Wettingen hat das übersandte Buch ehrenvoll aufgenommen, Tschudi soll ihm dafür danken. Glarean wollte keine Belohnung, sondern mit dem Werke dem Kloster dienen, wenn Gott darin wieder Verständnis für Wissenschaft und Kunst weckt. Mit solchem Streben ist auch die Frömmigkeit selbst verschwunden. — Grüße.

D. Aegidio Tschudi praetori Aquensi Glareanus S. D. Plurimum gratulor tibi charissime Aegidi rursus tibi contigisse uxorem [1] ex animi tui sententia idque non absque causa, nam quotidie videmus quod multi temere impingant in secundas. Ego sane nihil conqueri possum de Domino Deo qui mihi bonam dederat [2], qua ad se accepta rursum

[7] Die Zurzacher Herbstmesse begann am St. Verenatag. Der Landvogt von Baden mußte derselben persönlich beiwohnen und für die Eidgenossenschaft die niedere Gerichtsbarkeit wahrnehmen (vgl. *Fricker*, Geschichte der Stadt Baden, p. 498). Über die Ausübung dieses Amtes durch Tschudi s. Argovia, XIX, 63 ff.

[1] Tschudi heiratete im Januar 1551 Anna Barbara Schorno aus Schwyz, die Schwester des Landammanns Christoph. Sie starb am 20. März 1568 in Baden und ist ebenfalls in der dortigen Kirche begraben (Argovia, XIX, 66). Diese Ehe, wie auch die dritte, die Tschudi 1569 mit Maria Wichser von Glarus schloß (Geburts- und Todesdatum unbekannt), blieb kinderlos (*Kubli-Müller*, G. W.).

[2] S. oben p. 120.

non poenitendam dedit. Eam ante mensem heredem rerum mearum institui [3] ita tamen ut quod cognatis ac amicis debeatur sit expressum. Universitas tota rem omnem sedula cura suscepit. *Jacobus* [4] majorem partem trahet. Interim ut libet licet subinde mutare quae velim quod utique fiet Christo favente. Quae scribis de praeturis nostris transalpinis et Mediolani gubernatore puto accidere pestilentiae timore. [5] Nam duo illi juvenes quos Romam miseram mihi narrarunt de timore eorum nec Mediolani solum sed etiam Bellinzonae de inhumanitate eorum ac fastu nisi forte pestis sit praetextus gliscentis belli. Maximilianus [6] est Augustae apud Caesarem. Nonnulli volunt alteras apparari nuptias aeque propinquas ac alterae sunt quae res nemini placet ut audio. Sed ita est, ut scribis, principes suum agunt negotium. Pontifex romanus creat puteos ut audio Cardinales [7], beneficiorum mercatura non cessat. Interim qui pascere debent Christi gregem adeo pauci sunt ut omnes sint lupis in praedam. Senectus mea eo mihi levior est quod videam mihi ex hoc turbulento mundo exeundum non ita multo post cum conditori meo placuerit de hujus vitae statione evocare. Germania ipsa peritura ruit in manifestam insaniam haereseos periculosissimam. Nec eam quisquam exstinguet nisi Turces aut sequior aliqua pestis. Credo extremam hujus mundi diem non longe abesse ita pessum eunt omnia. Sed querelarum satis est. De patria doleo, sed cum id mutare sit solius Dei ferendum nobis. Rev. princeps ac dominus *D. abbas Mariae stellae coenobii* [8] honorifice mecum egit cui per Litteras ago gratias. Tu si non graveris vel uno verbo mei causa etiam gratiam dicas oro. Non ob munera libros mitto sed velim hoc opus in coenobiis asservari si fortassis aliquando immitteret Deus litterarum ac disciplinarum desiderium in coenobia, quale olim in coenobio St. Galli, ubi multi nobiles viri ac docti fuere haberet, musica rursus suum locum. Nunc cum opibus etiam evanuit religio quod divus Bernhardus dicere solebat non minus sancte quam erudite:

[3] Wortlaut in Beilage I. Glarean übergab das Testament der Universität am 4. Sept. 1550 (*Schreiber*, p. 82, A. 200).

[4] Glareans Neffe, Jakob Loriti, der Stadtschreiber von Neuenburg a. Rh. (p. 116).

[5] Der Mailänder Gubernator hatte wegen Pestgefahr das Befahren der Gotthardstraße verboten und den feilen Kauf abgeschlagen (E. A. IV, 1. E, 162 u. ff.).

[6] Maximilian II., seit 1548 vermählt mit Maria, der Tochter Karls V.

[7] Anspielung auf die Erhebung von 4 Italienern zu Kardinälen durch Paul III. am 8. April 1549. *Pastor*, V, 669.

[8] Abt Petrus I. Eichhorn von Wettingen. Die Widmung des Dodekachordon (oben Nr. 20, Note 5) ist also ausgeführt worden.

religio inquit peperit divitias et filia devoravit matrem. Sed desino tibi esse molestus. Salutabis nomine meo immo et uxoris quoque meae uxorem tuam, Herculem et totam tuam familiam. Datum VII Calen. Januarios MDLI.

Nr. 22.

1551. 22. Januar.

Freude, daß Tschudi und seine Familie bei guter Gesundheit sind. — In Freiburg und in Basel hat die Pest Opfer gefordert. — Der ganzen Familie und auch dem Enkel Tschudis Glückwünsche zum neuen Jahr. — Über die von Tschudi erwähnten Gerüchte. Die Spanier haben Algier erobert. Der Landgraf von Hessen unternahm einen mißlungenen Fluchtversuch. — Der Zwischenfall mit Mailand. Eine unglaublich erscheinende, aber wahre Geschichte zur Illustration der in Deutschland herrschenden religiösen Verwirrung. — Grüße.

D. Aegidio Tschudi praetori Aquensi Glareanus S. D. Quod istic omnes valetis, volupe nobis est, charissime Aegidi et nos valemus satis ut aetas illa solet. Climactericus proditur ab auctoribus LXIII qui nunc mihi agitur annus quam periculosum ajunt senibus, ut Gellius liber XV cap. VII et Plinius lib. VII cap. 49, et quanquam ego his nugis non multum tribuo sive id ob hunc annum sive mea sic fert natura, hoc anno satis multa passus sum; restant mihi adhuc V menses, quos Deus facit mihi leniores, ut spero. Pestis in vicinio hic reptitat et hic quoque unus et alter mortuus est.[1] Basileae quoque saevit. *Herculeae* proli[2] opto unacum avo et parenti bonum annum. Quae ex Austria audisse scribis, ea vana esse puto et a Lutheranis ficta, nam hic prorsus nihil ea de re audivimus. Idem ajo de civitatibus *Baltici* sinus. Mendaciis implent orbem in suum tandem malum. Sed hoc certum est Algier expugnatam ab Hispanis post captam Africam urbem, de qua antea, si bene memini, tibi scripsi ex litteris *Jodoci a Meggen*. Landgravius Hessiae ante aliquot hebdomadas fugam tentavit infeliciter, hoc lucri adeptus, ut nunc in catenis degat, qui prius

[1] Zu 1551: Rursus pestis grassari coepit in urbe (*König*, Zur Geschichte der Universität Freiburg im XV. und XVI. Jahrhundert, im Freiburger Diözesanarchiv XXII (1892), p. 335).

[2] Hercules Tschudi, dem Sohne Gilgs, der bei seinem Vater auf dem Schloße zu Baden wohnte, wurde am 18. Dez. 1550 ein Sohn Hans Rudolf Tschudi geboren, 1552 schenkten Schultheiß und Rat von Baden mit Rücksicht auf die Verdienste des Großvaters um die Stadt dem Kinde das Ehrenbürgerrecht (Anzeiger f. Schweiz. Gesch. VIII, p. 73, und *W. Merz*, Wappenbuch, p. 311). — Hans Rudolf Tschudi lebte bis 1598. Mit ihm starben die Nachkommen des Geschichtsschreibers im Mannesstamme aus (*Kubli-Müller*, G. W.).

libere vivebat aut saltem liberius quam nunc. Responsum Caesareae majestatis Helvetiis datum libenter audivi [3], sed audi id ego certis ab hominibus audivi omnem illam difficultatem cum Mediolanensibus esse a Bellinzona, qui talem famam spargunt de peste apud nos, ut ipsi res illic emptas pluris distrahant apud nos et lucrum cum magno regionis nostrae damno faciant. Inhumanissime tractant eos propter pestem, ut Mediolani habent famam citiusque admittantur et ipsi soli mercium lucro valeant. Miror Svicios et Urios hoc eis permittere. Sed haec hactenus. Nunc locum tibi scribam elegantem sed rem veram. Praedicans Eschingae sermonem quendam in paucis diebus, antequam nempe illa virgo deprehensa est, pulchellum longam praemeditatum de ejus virginis mirando habuit, orsus a bibliis quo pacto Deus omnipotens quoties mundo irritatus fuerit miserit signa, ut homines convertantur de cataclismo, Sodoma et multis aliis exemplis ex vetere instrumento. Ita nunc Germaniae missum miraculum in illa sancta virgine, quae semper ardenter novum hoc Evangelium suscepit et nunc in id ergastuli devenerit nimirum, ut caveamus ab interim Caesareo. Nomen illius Nugonis non erat adscriptum ; alioquin sermonem ad te mississem. Ita Deus quotidie pudefacit illos sed perstringant frontem. Ita etiam urbes Lutheranae faciunt, quae famae rumoribus pascuntur, quae libenter audiunt libenter credunt idque nunc per XXX annos assuevere, donec Dominus suscitabit ultorem mendaciis audientes nutritae. Uxorem tuam, Herculem et totam familiam salutato nomine nostro. Salutato unice nobis venerabilem D. abbatem in Wettingen. Datum Friburgi XI Calendas febr. MDLI.

(Fortsetzung folgt.)

[3] Die Eidgenossen hatten sich wegen Proviantsperre durch den Gubernator von Mailand (Nr. 21, A. 5) an den Kaiser um Beistand gewandt (E. A. IV, 1. E. 452). Tschudi hatte als Badener Landvogt das betr. Schreiben selbst zu siegeln (ebda. 458). Die Antwort des Kaisers ist datiert Ausgburg 1550, 28. Dez. (ebda. 481).

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Moudon sous le régime savoyard par † Bernard de Cérenville et Charles Gilliard, avec illustrations et plans. — Tome XIV de la seconde série des « Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande » (Librairie Payot et C^ie^, Lausanne, 1929).

Cet important ouvrage de 722 pages est à tous points de vue une publication remarquable dans son fond et dans sa forme. Il témoigne d'une conscience et d'une impartialité irréprochables en même temps que d'une mise en œuvre très habile des méthodes historiques qui désormais sont les seules admissibles. C'est donc dire non seulement qu'aucun fait n'y est avancé sans preuve, sans renvoi aux documents par de copieuses notes indiquant une vaste connaissance de la bibliographie et des sources manuscrites ou monumentales relatives à Moudon ; mais c'est dire aussi qu'il ne s'y trouve pas de ces hypothèses fantaisistes, pressées de tirer d'un ou deux faits des déductions ou des généralisations hâtives et hasardées : chaque affirmation, chaque fait y sont donnés avec leur degré exact de certitude ou de probabilité. Dès lors, le *Moudon sous le régime savoyard* de MM. de Cérenville et Gilliard est un travail qui, sauf découverte toujours possible de nouveaux documents, pourra être consulté comme définitif et sur lequel on s'appuiera en toute sécurité sans avoir à le contrôler à chaque page d'après les sources. L'éloge est de poids. Eux-mêmes ont constaté ne pouvoir en affirmer toujours autant de certains de leurs devanciers, auteurs d'ouvrages ou d'articles traitant de Moudon. Par exemple, dans une note sur Moudon aux débuts du moyen âge, après avoir déclaré que 700 ans de silence enveloppent encore à l'heure actuelle l'histoire de la cité et qu'ils n'essayeront pas de percer cette obscurité, faute de documents qui le leur permettent, ils montrent que le peu qu'en ont dit avant eux des historiens ne peut être soutenu en raison précisément de cette absence de renseignements historiques sûrs.

La présentation formelle de l'ouvrage n'est pas moins digne d'éloges. Ce gros volume, avec ses excellentes tables, ses illustrations, plans, cartes et fac-similés bien choisis et bien exécutés, sa fort belle typographie, fait honneur à la librairie Payot. Mais aux auteurs en revient le premier mérite, ainsi que celui du style soigné et de la claire ordonnance des chapitres, qui complètent l'agrément de parcourir la suite des fastes du vieux Moudon : l'époque romaine, quand Moudon s'appelait « Minnodunum » ; le premier moyen âge où, sur sa colline fortifiée, le « Castrum Melduni », défendu par une grosse tour carrée, se groupait déjà autour de son église de St-Etienne ; la conquête savoyarde et Moudon sous les premiers princes de Savoie, Thomas et Pierre de Savoie ; Moudon sous les barons de Vaud, Louis I^er^ et Louis II ; le retour de Moudon avec celui de la baronnie de

Vaud aux comtes de Savoie et l'apogée de la puissance savoyarde sous Amédée VI, le « comte vert », Amédée VII, le « comte rouge », Amédée VIII, « l'antipape » ; le déclin de la puissance savoyarde et les guerres de Bourgogne alors que Moudon capitula entre les mains des Suisses et fut pillée, quelques jours après Morat ; la fin du régime savoyard et la conquête bernoise que Moudon accepta sans difficulté, tout en s'opposant d'abord à la prédication du protestantisme, qui lui fut néanmoins imposée par les conquérants. Ces époques très diverses se déroulent comme un film instructif dont les scènes politiques et militaires forment un cadre solide aux détails précis et pleins de couleur locale sur les mœurs, les coutumes, les institutions.

Car en historiens avertis des méthodes et des goûts modernes, MM. de Cérenville et Gilliard ne se sont pas contentés d'histoires politiques et militaires. Ils les ont copieusement entremêlées de données que, pour notre part, nous estimons beaucoup plus intéressantes, relatives à la vie administrative, sociale, religieuse, intellectuelle et artistique de la vieille cité. Un chapitre entier est consacré à la fameuse Charte de Moudon, dont les franchises et coutumes s'étendirent par la suite à presque tout le pays de Vaud savoyard. Plusieurs chapitres décrivent : le développement de Moudon au XIII^me^ siècle ; la vie à Moudon pendant le règne des barons de Vaud ; l'administration savoyarde ; la population de Moudon, bourgeois et autres, leurs noms et leurs professions ; enfin, Moudon à la veille de la conquête bernoise. Cette dernière partie comprend à elle seule quatre chapitres intitulés : les habitants, l'Eglise, la commune, les finances communales.

Les curieux d'histoire ecclésiastique pourront puiser en abondance, dans le livre de MM. de Cérenville et Gilliard, des renseignements utiles à leurs études spéciales. Une large place y est consacrée à la vie religieuse : d'abord, aux relations de l'évêque de Lausanne avec Moudon, donnée avec le comté de Vaud par Rodolphe III de Bourgogne à ce prélat, lequel s'en vit dépouiller au milieu du XII^me^ siècle par son avoué, le comte de Genevois ; puis les luttes qui, finalement, laissèrent Moudon au comte de Savoie sous la suzeraineté de l'évêque. Et quelle richesse de détails sur les églises et chapelles avec leurs autels et fondations ; les curés, chapelains et autres prêtres, leurs privilèges, leurs mérites comme aussi leurs défauts ; les reliques, les jeûnes et les fêtes religieuses ; les testaments, les anniversaires et les dotations, témoignages de la piété et de la charité des fidèles ; les hôpitaux et la léproserie ; les enfants de chœur, leur chant, leur organisation des Innocents en ce que nous appellerions aujourd'hui une petite maîtrise ; les corporations et confréries ; enfin, l'opposition générale du début à l'introduction du protestantisme par les Bernois.

En somme, l'histoire de Moudon, consciencieusement éclairée et exposée par MM. de Cérenville et Gilliard, fournit une nouvelle preuve, extrêmement précieuse, en faveur de cette affirmation générale : si le moyen âge ne fut pas cet âge d'or de littérature et d'art romantiques qu'ont idéalisé des admirateurs par trop naïfs, il ne fut pas non plus cette époque de ténèbres, d'ignorance, de grossièreté, de saleté, de servitude que quelques-uns cherchent à faire honnir pour des motifs où n'entre guère le souci de l'objectivité historique. Il eut ses lumières et ses ombres, comme d'ailleurs toutes les

périodes de l'histoire universelle. Quant à vouloir les compter et les peser pour établir des statistiques et des comparaisons, il y faudrait une érudition peu ordinaire, que seuls s'arrogent de prétentieux demi-savants. Mais, à vue sommaire, nous doutons que de vrais savants impartiaux penchent pour les périodes modernes et contemporaines. Car enfin, c'est bien à ces dernières qu'appartiennent les funestes guerres de religion, les sanglantes révolutions politiques et sociales, les chroniques scandaleuses de boue et de sang, d'immoralité effrénée et de malhonnêteté financière dont sont pleins nos journaux ! En tout cas, de l'aveu de MM. de Cérenville et Gilliard, le XIII^me^ siècle, siècle par excellence du catholicisme à son apogée médiéval, fut une époque de grande prospérité pour Moudon : centre de la domination savoyarde, capitale judiciaire du pays, lieu habituel de réunion des Etats de Vaud, la ville se peupla et s'agrandit de plusieurs quartiers neufs ; la belle église encore debout de St-Etienne, réplique en plus petit de la cathédrale de Lausanne et monument du meilleur style ogival, fut construite à ce moment en même temps que Moudon était dotée de franchises étendues.

Personne ne s'offusquera, nous l'espérons, que nous terminions ce compte rendu par une constatation destinée, non pas à déprécier qui que ce soit, mais à mieux faire ressortir la valeur du beau travail de MM. de Cérenville et Gilliard : cette constatation porte sur la différence frappante entre leur méthode, leur style, leur excellente manière de présenter les résultats de leurs savantes recherches et ces mêmes conditions d'une œuvre historique parfaite chez les premiers collaborateurs de la magnifique et précieuse collection des « Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande ». Quel progrès de ceux-ci à ceux-là ! Il est vrai qu'il reflète le progrès des études historiques en général. Editeurs et auteur voudront bien nous pardonner d'avoir tant tardé à dire tout le bien que nous pensions depuis longtemps de *Moudon sous le régime savoyard*.

E.-S. Dupraz.

Farner Alfred. Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli. 1930. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Diese von Prof. Fleiner geleitete Zürcher Dissertation entwickelt in ihren zwei ersten Hauptteilen aus den Schriften des Reformators den Zwinglischen Kirchen- und Staatsbegriff. Zwinglis Kirchenbegriff wandelt sich seit 1527 unter dem Einflusse der Prädestinationslehre von einer « Kirche der Gläubigen » zu einer « Kirche der Auserwählten », die in der Gemeinde als « Gemeinschaft von Urteilsberechtigten und Handlungsbefugten » ihre sichtbare Form gefunden hat. Ihre Ordnungsnatur bezeichnet Farner mit einer über Sohm hinausgehenden Terminologie als « pneumatisch-charismatisch ». Kirche ist die durch das Wort Gottes zusammengehaltene, « im allgemeinen Priestertum ihren Ausdruck findende personale Gemeinschaft der Gläubigen ». Staat und Recht haben ihre Grundlage in der sündigen Natur des Menschen ; sie haben die äußere Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Mehr als ein durch den Sündenfall

bedingtes Übel wird der Staat, der sich in den Dienst des Reiches Gottes stellt. Die weltliche Gewalt wird dann zu einer von Gott gesetzten. Die positive Rechtsordnung hat die Gerechtigkeit des Gottesreiches aufrecht zu erhalten ; von hier aus empfängt sie ihre bindende Macht. Die Herrschaft dieser gerechten Ordnung herzustellen ist die Aufgabe der christlichen Obrigkeit. Der beste Staat ist dort, wo die weltliche Obrigkeit christlich ist.

Trotz dieser Hinordnung sind Kirche und Staat, wie Farner im 3. Teil seiner Arbeit darlegt, zwei völlig selbständige Gewalten. Gegenüber Tröltsch und der allgemeinen Auffassung in der kirchenrechtlichen Literatur weist Farner nach, daß die Lehre Zwinglis über das Verhältnis von Kirche und Staat nicht mehr auf der mittelalterlichen Idee des Corpus christianum beruht. Bei Zwingli ist nicht mehr die Taufe, sondern der persönliche Glaubensakt die Grundlage des Kirchenbegriffes. Damit ist die mittelalterliche Lehre von der Kirche als sichtbarer äußerer Verbandseinheit der ganzen Christenheit aufgegeben, weltliches und geistliches Gebiet grundsätzlich getrennt. Kirche und Staat sind zwei voneinander verschiedene selbständige Ordnungen geworden. Der Zwingli'sche Kirchenbegriff begründet aber auch eine neue Art der Verbindung zwischen Kirche und Staat. Aus obrigkeitlicher Befugnis kommt der Obrigkeit keine Gewalt in der Kirche zu. Aber als christliche Obrigkeit ist sie im Besitze aller Priesterrechte jedes Christen. Ja sie ist als praecipuum membrum ecclesiae verpflichtet, der Kirche in jeder Notlage zu helfen. Diese Pflicht geht jedoch nicht soweit, daß auch der Glaube durch staatlichen Zwang aufrecht erhalten werden muß. Der Verfasser behauptet vielmehr, daß Zürich, als es den Täufern Gelegenheit zum Auswandern gab, « mit dem mittelalterlich-katholischen Ketzerrecht gebrochen » und daß die Zwingli'sche Toleranzidee die tiefe Kluft sei, welche « die Reformation von dem mittelalterlich-katholischen Ketzerrecht scheidet ». Die Behauptung ist in einer juristischen Dissertation verwunderlich. Zwinglis « Toleranz »-Politik, die Nikolaus Paulus (Protestantismus und Toleranz, S. 180 ff.) aus den Quellen dargelegt hat, unterscheidet sich vom « mittelalterlich-katholischen Ketzerrecht » (der Ausdruck ist jedem, der in Zürich Kirchenrecht gehört hat, wohlvertraut) höchstens graduell, niemals aber wesentlich, denn ob Auswandern (es war ein Müssen, nicht ein Dürfen !) oder Verbrennen : das Entscheidende liegt immer im gewaltsamen Ausschluß aus der staatlichen Gemeinschaft. Dem Staatsrecht der Reformation war überhaupt der Begriff der religio tolerata mit (wenn auch eingeschränktem) Kultusrecht einer andern Konfession noch unbekannt. Wo es zur Ausbildung von Toleranzverhältnissen kam, war es, weil dort das staatliche jus reformandi nicht durchzudringen vermochte, sei es wegen Schwäche des betr. Staatswesens (wie in Appenzell) oder wegen äußeren Eingriffen (wie in Glarus).

In einem letzten Abschnitte wird die geschichtliche Entwicklung von Zwinglis Kirchenpolitik, die aus dem Zürcher Staatswesen eine « prophetische Theokratie » machte, dargelegt. Zum Mittelpunkt derselben wurde der 1528 eingeführte geheime Rat. Derselbe spielte nicht nur in Zürich

eine große Rolle ; er wurde auch in den katholischen Orten zum Zentralinstitut des gegenreformatorischen Staatsrechtes. Es wäre zu wünschen, daß die wichtige Institution einmal gesamthaft untersucht würde. Mit dem Tode Zwinglis « fiel das pneumatische Moment aus der Führung der zürcherischen Kirche », die nun zur bloßen Staatskirche wurde. Die Wendung deckt die ganze Tragik der Zwingli'schen Lehre von Kirche und Staat auf.

Dr. *E. F. J. Müller.*

Pastor Ludwig v. Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. — XVI. Band : *Geschichte der Päpste im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus von der Wahl Benedikts XIV. bis zum Tode Pius' VI.* (1740-1799). — 1. Abteilung : *Benedikt XIV. und Clemens XIII.* (1740-1769). 1.-7. Auflage (XXII. u. 1012 SS.). Herder, 1931. 23 M. ; in Leinwand 27 M. ; in Halbfranz 30 M.

Dans l'histoire de la Papauté, Urbain VIII avait été le point culminant de la période inaugurée par Paul III ; puis, pendant la deuxième moitié du XVII^me^ siècle, on constate un arrêt et même un recul, et, au cours du XVIII^me^, l'un des plus tristes de l'histoire de l'Eglise, déclare Pastor, un seul pape émerge : Benoît XIV. C'est à lui et à Clément XIII qu'est consacré cet important volume de *L'Histoire des Papes*, le plus considérable de la collection, puisqu'il comprend plus de mille pages, sans les documents inédits ni les tables, dont la publication a été réservée pour la fin des tomes suivants.

Après la mort de Clément XII, le conclave s'ouvrit le 19 février 1740 et dura six mois : c'est le plus long qu'on ait à enregistrer depuis le Grand Schisme. Les cardinaux s'y trouvèrent bientôt au nombre de cinquante en moyenne. Quatre fois, tel ou tel d'entre eux réunit jusqu'à 30 suffrages et même plus, et fut donc sur le point d'être élu ; mais l'opposition se montrait tenace, si bien que, en fin de compte, surgit inopinément une candidature nouvelle, celle de Prosper Lambertini : lui qui, le 15 août, n'avait obtenu aucune voix, en recueillit 50 le lendemain, au 255^me^ tour de scrutin.

Le nouveau Pape était né à Bologne, en 1675. Il avait étudié moins la scolastique que les Pères de l'Eglise et les conciles, puis le droit canon. C'est jeune encore qu'il publia son célèbre traité sur la béatification et la canonisation. Il devint évêque d'Ancône en 1727, fut créé cardinal l'année suivante par Benoît XIII, et nommé archevêque de Bologne en 1731.

Robuste, très sobre et même, vers la fin de sa vie, complètement abstinent, il tenait à se donner du mouvement. Le matin, il se rendait volontiers à pied à l'une des églises de la Ville éternelle, pour y célébrer la messe, et le soir, il faisait régulièrement une promenade de deux heures, aimant à aborder dans la rue les gens du peuple, et à causer, à Castelgandolfo, avec les paysans. Il n'y eut chez lui aucun népotisme : c'est ainsi qu'il avisa son frère, qui habitait Bologne, d'attendre, pour venir à Rome, qu'il le lui fasse dire, mais il ne l'appela jamais.

Bon, bienveillant, accommodant, sans intransigeance, dans la question du Jansénisme en particulier, très humble, malgré sa science, qui était remarquable, il était de plus d'un caractère enjoué, et il est demeuré célèbre à Rome pour ses bons mots.

Il traitait lui-même les affaires diplomatiques. Soucieux surtout d'éviter les conflits avec les Puissances, il voulait, par des concessions, cheminer entre l'absolutisme d'Etat et le gallicanisme, le philosophisme du XVIII^me^ siècle et le nationalisme. Vis-à-vis de l'Espagne, il se montra d'une condescendance qui, à Rome, fut jugée excessive. Par contre, avec Marie-Thérèse et l'Autriche, les relations furent momentanément un peu tendues.

Benoît XIV améliora l'état des finances pontificales. Il fit entreprendre d'importantes transformations à Sainte-Marie-Majeure, à Sainte-Croix-de-Jérusalem, au Panthéon, à Sainte-Marie-des-Anges, réparations qui ne furent d'ailleurs pas toutes heureuses. Plusieurs avaient été ordonnées en vue du Jubilé de 1750, dont le Pape s'occupa activement, et qui vit accourir à Rome des foules considérables. (800 pèlerins suisses prirent, en cette année, le chemin de la Ville éternelle.) Le Colisée fut restauré, lui aussi, par les soins du Pape, ainsi que le chemin de la croix qui y avait déjà été antérieurement érigé et dont l'exercice fut confié à une confrérie. A l'occasion du Jubilé, cette prédication fut faite, avec le succès que l'on devine, par saint Léonard de Port-Maurice. (Il y a une redite à ce propos et une légère contradiction aux pages 122 et 230.)

Benoît XIV attira à Rome des savants ; il appuya les Bollandistes et surtout le célèbre Muratori. Il fonda des académies, aux séances desquelles il aimait à assister. Il s'intéressa à la bibliothèque vaticane, à l'université romaine et à celle de Bologne, ainsi qu'au progrès des sciences physiques, de la botanique et de l'astronomie. Il acheta nombre de statues provenant de la villa d'Hadrien et de la villa d'Este, ainsi la fameuse Vénus du Capitole. Comme on connaissait son amour pour les livres, on lui en envoyait de toutes parts. On sait que Voltaire lui dédia son *Mahomet*, et Benoît XIV, qui ne savait pas le français, remercia l'auteur en lui envoyant une médaille d'or. Cela fit un peu scandale, et quand la tragédie de Voltaire parut en italien, le Pape n'hésita pas à la prohiber et écrivit pour se justifier. Il commit d'autres imprudences de ce genre, qui contribuèrent à le faire passer pour un esprit avancé, de même qu'il fut victime de quelques illusions, celle entre autres de donner foi au bruit répandu alors à Rome de la prochaine conversion de Frédéric II au catholicisme.

Il prit différentes initiatives en matière liturgique et surtout canonique. Il apporta des modifications à la congrégation de l'Index. Il approuva les Passionnistes et les Rédemptoristes. Il assista personnellement à l'élection de plus d'un général d'Ordre. Il canonisa saint Fidèle de Sigmaringen. Il avait d'ailleurs une prédilection pour les Capucins : c'est lui qui leur conféra la charge de prédicateur au Vatican. Il s'intéressa vivement aux missions. Dans la question des rites chinois, il avait la conviction que les Jésuites n'avaient pas accepté les ordres du Saint-Siège et qu'ils ne voulaient pas obéir et se déclara opposé aux concessions faites par Mezzabarba.

Confirmant le décret de Clément XI, il donna en ces matières la décision définitive. Il se prononça dans le même sens quant aux usages malabares : reprenant la solution qu'il avait déjà préconisée comme cardinal, sous le même Clément XI qui lui avait confié l'examen de cette affaire, il se montra plutôt sévère, renouvelant pour dix ans, mais pour la dernière fois, certaines concessions, celle, par exemple, d'omettre l'onction de salive au baptême, dans les cas jugés nécessaires. Les missions de l'Inde, comme celles de Chine, déclare le P. Kneller, qui a achevé ce chapitre, n'ont pas été détruites pour autant.

Benoît XIV mourut le 3 mai 1758, dans sa 84me année et l'on vit, pour la première fois depuis la Réforme, les protestants eux-mêmes reconnaître ses qualités. Au nouveau conclave, grâce au veto des cardinaux français — ce fut la dernière exclusive au XVIIIme siècle et la seule qu'ait prononcée la France — Cavalchini ayant été évincé, qui en remercia d'ailleurs la Providence et ses collègues, le choix des cardinaux tomba sur Rezzonico, qui ne tenait d'ailleurs pas davantage à la tiare, et qui prit le nom de Clément XIII.

Le nouveau Pape était la bonté même. Un peu étroit d'idées et hésitant, il demandait trop conseil et ne fut pas toujours heureux dans le choix de son entourage. On abusa de sa bonté : le fait que, pendant les onze ans de son pontificat, 10,000 crimes furent commis dans l'Etat pontifical, dont 4,000 à Rome, en est un indice caractéristique. Au reste, digne et pieux, il eut le malheur de régner en des temps particulièrement tristes et difficiles.

Clément XIII canonisa saint Joseph de Cupertino, saint Joseph Calasanz, sainte Jeanne de Chantal. Il introduisit, à la suite de nombreuses requêtes, la fête du Sacré-Cœur, alors que Benoît XIV, pour des motifs de tradition, s'y était montré plutôt opposé.

L'esprit du siècle se déchaînait contre l'Eglise, et tout d'abord contre les Jésuites. Von Hontheim, dans son *Febronius*, les avait déjà attaqués, et Pombal avait arraché à Benoît XIV un bref ordonnant, en Portugal, la réforme de leurs maisons : entre les mains du cardinal François de Saldanha, archevêque de Lisbonne, auquel ces fonctions de visiteur furent confiées, et qui s'était laissé gravement influencer par les adversaires de la Compagnie, cette mesure marqua en réalité le début de la persécution engagée contre les Jésuites.

L'animosité des cours bourboniennes s'accentua sous Clément XIII, qui comptait dans son entourage plusieurs adversaires des Jésuites, notamment un de ses neveux et le cardinal Passionei, ancien nonce en Suisse. Le Pape, soucieux de conserver la paix et d'éviter un schisme plus grave, demanda aux victimes le silence et poussa lui-même la condescendance jusqu'aux extrêmes limites ou n'éleva la voix pour protester que lorsque le mal était déjà accompli.

Alléguant le conflit qui avait suivi la nouvelle délimitation des colonies portugaises et espagnoles au Paraguay, puis l'attentat dirigé contre le roi Joseph Ier, et accusant injustement les Jésuites de complicité dans ces deux affaires, Pombal les chassa du Portugal et les fit conduire dans les Etats de l'Eglise.

La France s'engagea dans la même voie. Louis XV était faible et la Compagnie avait en Choiseul un adversaire redoutable. Les malheureuses entreprises financières du P. Lavalette à la Martinique fournirent un prétexte qui fut largement exploité. Les Jésuites escomptèrent se sauver par des concessions d'ordre doctrinal : ils renoncèrent à la théorie du pouvoir même indirect du Pape sur le temporel et souscrivirent aux quatre fameux articles gallicans. C'était naturellement mettre leur Général à Rome en délicate posture. Ils n'en furent pas moins supprimés, à Paris et dans les provinces puis, par un décret royal de 1764, dans l'ensemble de la France Plusieurs quittèrent la Compagnie ; le grand nombre furent sécularisés, prirent des places de précepteurs ou offrirent leurs services dans le ministère paroissial.

Ce fut enfin le tour de l'Espagne. Là, les religieux étaient contre les Jésuites, en particulier les Augustins — dont le Général, Vasquez, fait assez triste figure dans toute cette affaire — et les évêques furent contraints d'approuver, dans leurs mandements, les mesures persécutrices. Une émeute, qui obligea le roi à quitter momentanément Madrid, et qui était une protestation contre un ministre détesté et contre le renchérissement de la vie, fut mise sur le compte des Jésuites ; on en voulait de plus à leurs « réductions » d'Amérique. Le décret de bannissement fut signé le 27 février 1767, mais gardé absolument secret et exécuté, en quelques heures, à Madrid, dans la nuit du 31 mars au 1er avril. Clément XIII refusa d'accepter dans ses Etats les malheureux proscrits : le procédé consistant à lui amener, à tour de rôle, depuis les différentes nations européennes, des religieux qu'on chassait de leur pays, était par trop simpliste. Il en était résulté une augmentation sensible du prix de toutes les denrées dans les Etats du Pape. Par ailleurs, celui ci avait pu constater que ces religieux émigrés, aigris, arrachés à leurs occupations et à leur vie conventuelle, témoignaient d'un état d'esprit qui n'était pas toujours sans danger. Les Jésuites d'Espagne furent donc conduits en Corse. De là, un assez grand nombre prirent la fuite, mais ne tardèrent pas à être remplacés par leurs confrères qu'on ramenait des colonies. Lorsque la Corse eut été achetée à Gênes par la France, la vie de ces exilés y devint naturellement impossible. Ceux qui ne sécularisèrent pas furent conduits sur le continent, dans le voisinage des Etats pontificaux, où le Pape dut finir par les accueillir, comme il dut accepter aussi ceux que chassèrent, à l'exemple de l'Espagne, les gouvernements de Naples, de Parme et enfin de l'île de Malte.

Les ennemis des Jésuites voulaient cependant plus encore. Clément XIII, ayant protesté contre la principauté de Parme, à la suite en particulier de mesures contraires aux immunités ecclésiastiques qu'avait décrétées le ministre Du Tillot, toutes les cours bourboniennes prirent fait et cause pour ce dernier, exigèrent du Pape le retrait de son monitoire et finirent par lui demander formellement la suppression pure et simple de la Compagnie de Jésus. Ceci se passait en janvier 1769. Clément XIII prit connaissance en pleurant de ces exigences, que le nonce de Paris et plusieurs cardinaux lui conseillaient d'accepter. Il fixa au 3 février un consistoire

pour discuter de cette affaire ; mais cette pénible séance lui fut épargnée : la veille au soir, il mourut subitement d'une attaque.

Cette lamentable histoire de l'assaut livré de toutes parts contre la Compagnie de Jésus est racontée en plus de 400 pages, et c'est ce qui explique pourquoi le pontificat de Clément XIII, en somme assez insignifiant, occupe plus de place que celui de Benoît XIV. Ces chapitres qui, du moins dans leur rédaction dernière, sont dus à M. P. Kratz, à Rome, sont écrits, il faut le reconnaître, avec calme et objectivité. Ils sont, malgré tout, trop étendus. On a beau dire dans le prospectus qu'ils rentrent dans l'histoire de la Papauté, puisque, par-dessus les Jésuites, c'était à l'Eglise du Christ et à son vicaire qu'on en voulait en réalité. D'abord, ce n'est pas absolument vrai : l'auteur, comme on le lui a reproché, donne trop l'impression d'une coalition voulue du laïcisme de l'époque contre toute religion surnaturelle. Ensuite, à ce taux-là, et à plus juste titre, puisqu'ici l'intention était plus manifeste, il eût fallu analyser les écrits des Encyclopédistes, dont il n'est, en réalité, à peine question dans ce volume. Il n'était, du moins, pas nécessaire de résumer tout au long les rapports et contre-rapports présentés contre les Jésuites ou en leur faveur, et d'entrer dans tant de détails, notamment au sujet de l'Espagne. A regret, on est obligé de constater — et la critique a été unanime à le faire — que ce volume présente, dans sa composition, un certain manque d'équilibre et qu'il est devenu, dans sa deuxième partie, avant tout une histoire de la Compagnie de Jésus à la veille de sa suppression.

L. Wæber.

Brüschweiler Paul. Die landfriedlichen Simultanverhältnisse im Thurgau. Gr. 8°. XVII-522 SS. Geheftet Fr. 7.— ; RM 5.60. Verlag von Huber & Co. Frauenfeld u. Leipzig.

Im Kanton Thurgau gibt es gegenwärtig noch 26 Kirchgebäude, die sowohl von den Katholiken als auch von den Evangelischen benutzt werden. Diese Simultanverhältnisse wurden durch den zweiten Landfrieden vom 16. November 1531 begründet und haben sich seither nicht wesentlich geändert. Paul Brüschweiler hat es unternommen, der Entstehung dieser Verhältnisse nachzugehen und ihren jetzigen Zustand darzulegen. Es war ein dankbares Thema für eine Doktordissertation. Unter Prof. Dr. Fleiner in Zürich begann er diese kirchenrechtliche Studie. Als sie nahezu vollendet war, überraschte den hoffnungsvollen jungen Gelehrten im März 1932 der Tod. Die Veröffentlichung der fleißigen Arbeit übernahm dann Hans Brugger in Zürich.

Einem eingehenden rechtsgeschichtlichen Teile folgt auf Grund einer ausgedehnten Untersuchung des heutigen Rechtszustandes die Feststellung des geltenden Rechts. Mit einem wahren Bienenfleiß hat der Verfasser die diesbezüglichen Quellen gesammelt und die einschlägige Literatur studiert. Darum bietet die Arbeit für Historiker und Juristen, besonders aber auch für die in paritätischen Gemeinden tätigen Geistlichen beider Konfessionen großes Interesse. Der Verfasser befliß sich sichtlich möglichster Objektivität

und wollte ohne jegliche Voreingenommenheit rein wissenschaftlich zu Werke gehen, was ihm auch meistens gelang. Nur hie und da verriet er protestantische Vorurteile oder Fleiner'sche Steckenpferde. Es genüge, auf einige hinzuweisen. Wenn S. 12 gesagt wird: «Daneben wirkte mit die damalige Lehrunsicherheit ... in der katholischen Kirche» und dies von einzelnen Geistlichen gemeint ist, die in ihrer Lehre schwankten, dann ist nichts einzuwenden, wohl aber, wenn darunter eine Unsicherheit des kirchlichen Lehramtes zu verstehen wäre. Weniger harmlos sind schon die Bemerkungen auf S. 30 und 44: «Es ist neben der konservativen Seite ein Wesenszug der katholischen Kirche und ihrer Rechtsetzung, daß sie zu allen Zeiten durch kluges temporäres Verlassen oder Auslegen der an sich unwandelbaren Grundsätze sich den äußern Zeitumständen angepaßt hat. ... Ob für die Zukunft die strenge Fassung des can. 823, § 1, Wandel schaffen wird in diesem opportunistischen Verhalten der katholischen Kirche, wird von der Ausübung des Rechtes der Dispensation in dieser Frage abhängen.» — In der katholischen Kirche ist strenge zu unterscheiden zwischen Glaubenssätzen und disziplinarischen Vorschriften. Nur die erstern sind «unwandelbare Grundsätze», die die Kirche nie preisgibt, auch wenn darob ein ganzes Land, wie ehemals England, verloren gehen sollte; die letztern können sich nach Zeitumständen ändern, können sogar gleichzeitig an verschiedenen Orten differieren, da viele Entscheidungen den Bischöfen einzelner Diözesen überlassen sind, die nach den lokalen Verhältnissen und Schwierigkeiten entscheiden müssen. — Daß ein oft widerlegter Einwurf der Protestanten noch weiterwuchert, bezeugt die Stelle im Kleindruck auf S. 44: «Glasgemälde, die ja nie Objekte der Anbetung waren, duldete er» (Zwingli). Von diesen und einigen andern Stellen abgesehen, verdient die Arbeit, die indessen nicht in allen Einzelheiten ausgearbeitet ist, unsere Anerkennung und viele, besonders Thurgauer, werden sie mit Interesse lesen.

Dr. P. *Hugo Müller* O. S. B.

Holenstein Dr. Th. Die konfessionellen Artikel und der Schulartikel der schweizerischen Bundesverfassung. 1931. Verlag Otto Walter A.-G. Olten.

Das Buch ist in der Hauptsache keine Darstellung, sondern eine Quellensammlung über die Entstehungsgeschichte der konfessionellen Ausnahmebestimmungen und des Schulartikels in der geltenden Bundesverfassung von 1874. Es gibt in breiter Anlage den Inhalt der bezüglichen amtlichen Drucksachen, der in der Öffentlichkeit gewechselten polemischen Schriften und die Beratungen in der Bundesversammlung wieder. So entsteht ein ungemein lebendiges Bild vom Werden des geltenden Staatskirchenrechtes des Bundes. Die handliche Materialiensammlung ist nicht nur für den Juristen, der hier wichtige Texte für die Gesetzesauslegung findet, von Interesse. Der Historiker gewinnt aus dem in protokollarischer Form mitgeteilten Stoffe Einblick in die geistigen Strömungen und Einflüsse,

welche die Verfassungsrevision bestimmten und die dem Werke, das 1870 im Zeichen von Toleranz und religiöser Freiheit begonnen wurde, schließlich den kulturkämpferischen Stempel aufdrückten. Es ist ideengeschichtlich von besonderem Interesse, wie die von Segesser geführte katholisch-konservative Minderheit unter dem Einflusse des sog. liberalen Katholizismus in Frankreich die Freiheit zur Grundlage ihrer Argumentation machte und sich um die positive Formulierung des Begriffes der Glaubensfreiheit mühte. Die Kulturkämpfer dagegen lehnten Cavours « Freie Kirche im freien Staate » ausdrücklich ab und forderten die Oberherrschaft des Staates über die Kirche. Bemerkenswert ist auch der starke Einfluß, den wirtschaftspolitische Fragen (Gotthardbahn) auf den Gang der Revision und das Schicksal der kirchenpolitischen Bestimmungen ausübten.

Leider hat das Buch den großen Mangel, daß es für das geschickt und sicher mühsam zusammengetragene Material keinerlei Quellenbelege anführt. Auch fehlt ein Sach- und Personenregister. Der Verfasser, dem wir eine Reihe interessanter Studien zur Geschichte des schweizerischen politischen Katholizismus zu verdanken haben, kündet eine ähnliche Darstellung der unter dem Namen « Kulturkampf » bekannten Vorgänge an. Hoffentlich werden dort diese Mängel, welche die wissenschaftliche Brauchbarkeit stark beeinträchtigen, vermieden.

Dr. *E. F. J. Müller.*

Karl Heussi. Die Krisis des Historismus. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1932. VII-104 SS. ; br. M. 4.20.

Die vorliegende Studie des Jenenser Kirchenhistorikers behandelt die Frage, « inwieweit die große geistige Krisis, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, den Historismus im Sinne der um 1900 üblichen Auffassung der historischen Wissenschaft ins Wanken gebracht oder doch entscheidend abzuwandeln vermocht hat » (Vorw.). Ausgangspunkt ist also Auffassung und Gestalt der Historie um die Jahrhundertwende, die eine relative Einheit darstellt, insofern sie gewisse durchgehende Merkmale aufweist. Als « Historismus » wird sie von Heussi bezeichnet, weil sie von der unerschütterten und gleichsam fraglosen Überzeugung einer grundsätzlich erreichbaren Objektivität und Adäquatheit der Geschichtsbetrachtung getragen war. In den letzten Jahrzehnten und v. a. in den Jahren nach dem Kriege ist aber von den verschiedensten Seiten her sowohl der Wert wie auch die Möglichkeit einer objektiven Geschichtsbetrachtung (mindestens im Sinne des « Historismus » um 1900) grundsätzlich in Frage gezogen worden. Der Historismus erlebte also seine « Krisis ». Beide Phasen werden im ersten Kapitel in einigen charakteristischen Motiven und Exponenten vorgeführt. Für das letzte Jahrfünft glaubt Heussi (wohl mit Recht) ein Abflauen der « Krisenstimmung » in und gegenüber der Historie feststellen zu können. Übrigens gilt ihm der schillernde Begriff « Historismus », der durch das große geschichtstheoretische Werk von E. Troeltsch (« Der Historismus und seine Probleme », 1922) in den wissenschaftlichen

Sprachgebrauch eingeführt worden ist, selber als typische Schöpfung jener « Krisenstimmung ». (Warum hat ihn dann aber Heussi in den Titel seiner Schrift aufgenommen und ihn gerade der Historie der Jahrhundertwende als Stempel aufgeprägt ?)

Im zweiten Kapitel wird die Krisis des Historismus « in systematischer Sicht » behandelt. Der Verf. stellt sich die Frage, inwieweit die methodologischen und geschichtstheoretischen Positionen des « Historismus » (also der Historie um 1900) eine in sachlicher Hinsicht begründete Umbildung erfahren haben oder erfahren müssen. Die tatsächlichen Wandlungen im geschichtlichen Denken und in der historischen Wissenschaft des letzten Menschenalters werden zum Anlaß einer kritisch-theoretischen Überprüfung der Voraussetzungen und der Strukturiertheit des historischen Erkennens genommen. Auf dieser theoretischen Fragestellung liegt für den Verf. wie auch für uns das Hauptgewicht der Schrift. Es zeigen sich hier freilich Schranken, die darin begründet sind, daß die geschichtstheoretischen Probleme nicht bis in die erforderliche Tiefe verfolgt werden. Durch diese Vorbehalte soll aber das Verdienst des Verf. um die Klärung dieser Probleme keineswegs geschmälert werden. Wir versuchen, seine wesentlichen Thesen, die in Anknüpfung an die nach Heussi den « Historismus » um 1900 charakterisierenden Momente entwickelt werden, festzuhalten.

Das Problem des « Gegenstandes » der Historie sucht Heussi gegenüber dem Historismus (der — immer nach Heussi — ein an sich gegebenes, ein für allemal feststehendes, eindeutig strukturiertes « Objekt » annahm) dahin zu vertiefen, daß der Vorgang und das Wesen der historischen Erkenntnis « perspektivistisch » verstanden werden muß. Das historische Erkennen beruht auf einem (bewußten und unbewußten) « Auswählen », es ist nicht ein einfaches « Wiederholen » und « Abbilden » ; der historische « Gegenstand » formt sich nach unseren Fragestellungen und nach unserem Standort und geht also als solcher nie abgeschlossen und unverrückbar in das Geschichtsbild ein, sondern bleibt ein unerschöpflicher Anreiz zu immer neuen historischen Auffassungen. Dies wird jedoch dahin eingeschränkt, daß auf einem bestimmten Standort, bei richtiger Anwendung der historischen Methoden, « eine *einzige* logisch zwingende, also richtige ... Auffassung » sich ergeben müsse (55 f.). Hier müßte nun freilich die Frage der « Standortsgebundenheit » noch erst geklärt werden ; denn was macht einen « Standort » aus, und vor allem : was macht einen solchen Standort legitim ? Hier liegt nach unserer Meinung eines der schwierigsten und ungeklärtesten geschichtstheoretischen Probleme, das bei Heussi keine Förderung erfährt.

In der Frage der historischen Relationen, d. h. der konsequenten Einordnung der geschichtlichen Größen in ihre Zusammenhänge, hat Heussi keine glückliche Hand. Er hat nämlich den sonderbaren Einfall, dieses historiographische Faktum, diese Lehre von den historischen Relationen als (echten) *Relativismus* zu bezeichnen. (Warum nicht wenigstens Relationismus ?) Der damit gemeinte Sachverhalt ist natürlich korrekt dargestellt. Aber wenn nun Heussi von *dieser* Definition des Relativismus aus folgert : « Die üblichen Vorwürfe gegen die ‚relativistische' Haltung

erweisen sich daher bei näherem Zusehen als verworren und gegenstandslos » (70), so ist diese Behauptung und alles, was daran (etwa über das Problem der Werte) weiter geknüpft wird, nicht bloß verworren, sondern ganz eigentlich « gegenstandslos ». — Bei der Frage des historischen « Evolutionismus » werden einige logische Präzisierungen vorgenommen. « Entwicklung » ist in der Historie ein bildlicher Ausdruck, denn « dadurch, daß immer neue Bedingungen und Bedingtheiten auftreten, wird immer wieder ein neuer Sachverhalt hergestellt » (83). Wenn aber so « doch die Tatsache der rastlosen und restlosen *Wandlung* aller dem geschichtlichen Bereich angehörenden Dinge unbezweifelbar bestehen » bleibt (87), so ist damit das hier sich ergebende Problem der historischen Identität und Kontinuität nicht deutlich genug gesehen. — Bezüglich der letzten von Heussi behandelten Frage : der grundsätzlichen Immanenz der historischen Erkenntnisse und Aussagen, sieht er in der modernen ideengeschichtlichen oder geistesgeschichtlichen Behandlung eine Verfeinerung und Bereicherung, nicht aber eine Überwindung der im Bereich des Tatsächlichen sich haltenden Historie. Die neuere Geschichtslogik hat den gegenüber dem puren Tatsächlichen « transzendenten » (geistigen) Faktor in aller Geschichtserkenntnis stark herausgearbeitet, und grundsätzlich auf derselben Ebene liegt die historische « Wesensschau » (« Sinn », « Idee », « Wesen » einer historischen Erscheinung). Damit « ist sozusagen eine Transzendenz in der Immanenz erschlossen. Aber keineswegs ist ein Durchbruch zum Metaphysischen im strengen Sinne von der Historie erreicht » (104).

Oskar Bauhofer.

Otto Bardenhewer. Geschichte der altkirchlichen Literatur. Fünfter Band : Die letzte Periode der altkirchlichen Literatur mit Einschluß des ältestens armenischen Schrifttums, gr. 8° (XII-424 SS.). Freiburg im Breisgau 1932, Herder. Geheftet 9 M. ; in Leinwand 11 M.

Ce cinquième et dernier volume de la patrologie de Mgr Bardenhewer étant le premier que nous ait envoyé l'éditeur, on nous permettra de rappeler le contenu des volumes précédents : le tome I, paru en 2me édition en 1913, va jusqu'à la fin du IIme siècle ; le tome II, qui s'étend jusqu'au début du IVme siècle, a été réédité en 1914 ; le tome III, consacré au IVme siècle, a paru, en 1923, en 2me édition inchangée, sauf une douzaine de pages d'adjonctions que l'on peut se procurer séparément. En 1924 paraissait le quatrième volume, qui traite du Vme siècle et de la littérature syriaque du IVme ; et voici enfin le cinquième volume qui s'arrête, pour l'Orient, à saint Jean Damascène et, pour l'Occident, à saint Isidore de Séville, soit, comme s'exprime l'auteur, aux deux derniers écrivains importants d'une période de décadence intellectuelle qui allait, dans la suite, malheureusement, s'accentuer encore. Mgr Bardenhewer a consacré, en outre, une quarantaine de pages à la littérature arménienne du Vme siècle, époque de ses débuts, jusqu'au commencement du VIme, où le passage de l'Arménie au monophysisme entraîne la disparition de sa production littéraire.

Au lieu que, dans le tome IV, les écrivains orientaux étaient classés par patriarcat — Alexandrie, Constantinople, Antioche et Jérusalem — dans ce volume, les écrivains grecs et arméniens sont groupés d'après le genre littéraire qui a été plus spécialement le leur ; d'où les rubriques suivantes : dogmatique et polémique, morale et ascétisme, exégèse, histoire et hagiographie, éloquence sacrée et enfin, poésie. Pour l'Occident, au contraire, l'auteur a suivi l'ordre géographique : il passe successivement en revue l'Italie, l'Afrique, la Gaule et l'Espagne. C'est évidemment la solution la plus pratique, celle qui permet de retrouver le plus rapidement les renseignements dont on a besoin. Au surplus, une table de tous les noms d'auteurs vient encore faciliter ces recherches.

Chaque chapitre s'ouvre par une caractéristique générale de l'époque ou du mouvement théologique envisagé ; puis, du moins pour les écrivains les plus importants, l'auteur suit une marche identique : en divers paragraphes, suivis chacun d'une copieuse bibliographie, il explique la place occupée par cet auteur, il raconte ensuite sa vie et il présente enfin ses différents écrits. C'est ainsi qu'il procède pour saint Jean Damascène, saint Benoît, Ennodius de Pavie, Boèce, Cassiodore, saint Grégoire le Grand, Fulgence de Ruspe, saint Avit, saint Césaire d'Arles, Grégoire de Tours, Venantius Fortunat, Martin de Bracara, saint Isidore de Séville, etc.

Quelques petites remarques : les quatre articles que l'abbé Paul Lejay a fait paraître dans la *Revue d'histoire et littérature religieuses*, sur le rôle théologique de Césaire d'Arles, ont été ensuite réunis en volume sous le même titre (Paris, Picard, 1906). Au sujet de saint Maire, on admettra difficilement que le transfert du siège épiscopal d'Avenches à Lausanne se soit fait déjà avant 585 ; et il aurait fallu citer, à propos de cet évêque et de son épitaphe, tout au moins les pages que Mgr Besson lui a consacrées dans ses *Recherches sur les origines des évêchés de Genève, Lausanne et Sion* (pp. 176-209). Au sujet des deux « Vies » de saint Grégoire le Grand, il fallait renvoyer à l'article du P. Moretus dans les *Analecta Bollandiana*, t. 26 (1907), p. 66-72, et mentionner, parmi les éditions du *Pastoral* du même pape, celle de la *Biblioteca SS. Patrum* de Rome (1908) ; c'est celle qui a été utilisée pour la traduction française de cet ouvrage parue dans la collection *Pax*, en 1928. Enfin — et ceci est une remarque d'ordre plus général — ne serait-il pas à souhaiter, d'autant plus que ce volume a environ 300 pages de moins que ceux qui l'ont précédé, qu'on y donnât une table générale de tout l'ouvrage : non pas, comme le font les tables qui terminent chacun des cinq volumes, la nomenclature de toutes les pages où apparaît le nom d'un auteur, mais simplement l'indication de celles où il est question de lui *ex professo* : cela dispenserait de chercher à deux endroits lorsqu'il s'agit d'un écrivain qui chevauche sur deux siècles, ou encore d'un auteur de deuxième ou troisième ordre, dont on est bien excusable de ne pas savoir toujours à quel siècle il appartient. On y mentionnerait également les ouvrages qui, pour une raison ou une autre, ont été détachés de leur auteur et de leur milieu naturel : ainsi le *De viris illustribus*, que l'on cherche en vain dans la quarantaine de pages consacrées à saint Jérôme, à la fin du tome III, parce qu'il a été présenté tout au début du premier volume.

Voici près de 40 ans que Mgr Bardenhewer préludait, en 1894, par la publication de sa Patrologie, à son Histoire de la littérature ecclésiastique ancienne, dont le premier volume paraissait en 1902. 30 ans plus tard, étant plus qu'octogénaire, il nous donne le cinquième et dernier volume de ce remarquable ouvrage, l'exposé le plus étendu et le plus complet de l'ancienne littérature chrétienne qui ait été fourni par les catholiques, ouvrage qui fait autorité dans tous les milieux et qui est le guide indispensable de quiconque veut aborder d'une manière un peu approfondie l'étude de la patristique.

L. Wæber.

Dr. Marcel Beck. Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiakonat Zürichgau. Schweizerstudien zur Geschichtswissenschaft, XVII. B. 1933. Verlag A. G. Leemann und Co. Zürich-Selnau.

Des Verfassers Absicht ist, den Wert der Patrozinien für jedes untersuchte Gotteshaus festzustellen. Im ersten Abschnitt (S. 1 bis 43) verbreitet er sich über die *Grundlagen der Patrozinienforschung* (Aufgaben, Schwierigkeiten und Besonderheiten der Patrozinienforschung, Methode und Gliederung der Arbeit, Abgrenzung des Untersuchungsgebietes) ; im zweiten Abschnitt (S. 44-140) werden die *einzelnen Gotteshäuser* des alten Zürichgaues in alphabetischer Reihenfolge behandelt. Der dritte Abschnitt (S. 141-155) handelt von den vorzüglichsten *Patroziniums-Heiligen* des untersuchten Gebietes. Dann folgen zwei *Exkurse* über den Stand des Steuereinkommens des Archidiakonats Zürichgau im Jahr 1275 und über die Datierung von zwei Einsiedler-Manuskripten. Den Schluß bilden mehrere Register und eine Karte zu den behandelten Gotteshäusern.

Daß das große Werk Nüschelers : « Die Gotteshäuser der Schweiz » (seit 1864) verschiedener Verbesserungen und Ergänzungen bedarf, wird wohl niemanden verwundern, und wenn Dr. M. Beck seine Artikel über die einzelnen Kirchen als Nachträge zu Nüschelers Werk denkt (S. 33), so ist dem durchaus beizustimmen und seine Arbeit kann als wertvoller Beitrag zur Erforschung der Patrozinien begrüßt werden, aber den eingangs genannten Zweck hat u. E. der Verfasser nicht erreicht. — Die Patrozinienforschung ist und bleibt eine *bloße Hilfswissenschaft* der Kirchen- und Heiligengeschichte. Von den Verhältnissen eines so eng begrenzten Gebietes, wie der alte Zürichgau es darstellt, Schlüsse ziehen zu wollen, die auf allgemeinere Geltung Anspruch erheben, ist sehr gewagt. Auch ist bei dieser engen Begrenzung des Untersuchungsgebietes unmöglich, die Heiligenverehrung kartographisch zu erfassen (S. 19) ; aber gerade die Erforschung der Patrozinien, die doch nicht so ganz eine untergeordnete Rolle innerhalb der Heiligenverehrung spielen, wie M. B. meint (S. 1), sollte diese kartographische Erfassung mehr und mehr ermöglichen. So hätte der Verfasser besser getan, sich das Ziel zu stecken, zu einer erweiterten und vertieften Patrozinienforschung weitere Bausteine zu liefern.

Methodisch scheint der Verfasser doch zu sehr dem Grundsatz zu

huldigen: «Quod non est in actis, non est in factis.» Aus dem bloßen Umstand, daß bei der ersten urkundlichen Nennung eines Ortes ein dortiges Gotteshaus nicht erwähnt wird, folgt noch nicht, daß es kein solches gab. Dieser Schluß wäre nur zulässig, wenn bewiesen würde, daß ein vorhandenes Gotteshaus samt seinen Patronen hätte genannt werden *müssen*, aber dieser Beweis wird nicht so leicht zu erbringen sein. — Bezüglich der *Kirchweihen* werden zwar die S. 5 gemachten allgemein gehaltenen Bemerkungen schon stimmen: es gab gewiß der Gründe mehrere, wenn Kirchen längere Zeit ungeweiht blieben. Kapellen müssen nicht geweiht werden; darum ist das in Anmerkung. 7, S. 5, angeführte Beispiel nicht gerade glücklich. Noch heute gibt es viele Gotteshäuser, die an und für sich *geweiht* werden sollten, aber vorderhand bloß *benediziert* (gesegnet) sind, in denen der einzige benützbare Alter ein sog. Tragaltar ist. Solange aber die Quellen über den Werdegang, insbesonders über die Baugeschichte der einzelnen Gotteshäuser so spärlich fließen, bleibt es im Einzelfall immer etwas Gewagtes, von Kirchen zu reden, die während langer Zeit ungeweiht blieben. Und solange nach des Verfassers Geständnis (S. 9) die Geschichte der Kirchweihe im Frühmittelalter nicht geschrieben ist, darf auch nicht im Einzelfall aus der bloßen Unmöglichkeit, einen Patron nachzuweisen, der Schluß gezogen werden: es habe wohl geweihte, aber *patronlose* Kirchen gegeben. Wenn die Patrone bald genannt werden, bald aber auch nicht (S. 7), so kann dies im Einzelfall von verschiedenen äußern Umständen abhangen, insbesonders von der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit, die betreffende Kirche von andern zu unterscheiden. — Auch ist der Trennungsstrich zwischen den Eigenkirchen, die aus finanziellen Gründen erstellt wurden, und den eigentlichen Seelsorgskirchen (S. 4) zu scharf gezogen; die weltlichen Grundherren von Bäretswil (S. 46) und Nuolen (S. 99) konnten neben der Vermehrung ihrer Einkünfte sehr wohl noch die bessere religiöse Betreuung ihrer Leute im Auge haben. Zutreffen mag schon, daß sich die weltlichen Herren nicht immer um den guten Stand oder um die Weihe ihrer Eigenkirchen gekümmert haben und daß die Klöster manches nachzuholen hatten, wenn sie in den Besitz dieser Kirchen kamen, aber der Verfasser geht hier mit seiner Unterscheidung zu weit.

Zu diesem methodischen Mangel kommen noch *irrige Voraussetzungen*. Eine solche unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzung ist z. B., daß die eingeschlossenen Reliquien mit dem Namen des Patrons des Altars oder der Kirche übereinstimmen mußten (S. 111). Offenbar im Bestreben, diese Annahme folgerichtig durchzuführen, kam der Verfasser zu dem (von ihm gesperrt gedruckten) Satze: «Warum aber gerade Michael zum Patrozinium (in Eschenbach) bestimmt wurde, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich waren besonders viele Reliquien dieses Heiligen (im Kloster St. Gallen) vorhanden» (S. 66). Daß der Verfasser nicht an irgend einen Heiligen dieses Namens denkt, zeigt S. 67, wo Michael ausdrücklich als Erzengel bezeichnet wird. Gewiß haben im Mittelalter gewinnsüchtige und leichtgläubige Leute im Besitz von Engel-Reliquien sein wollen; aber diese Zumutung an die geistig so hoch stehenden Mönche von

St. Gallen hätte man in einer Doktor-Arbeit nicht erwartet. Unzutreffend ist ferner die Voraussetzung, die vorhandenen Reliquien seien alle in die Altäre « rekondiert », eingeschlossen gewesen ; wozu dienten dann aber die im Mittelalter hergestellten und noch heute bewunderten Reliquienschreine ?

Dazu kommen noch zahlreiche *Schiefheiten* und *Irrtümer* in *Auffassung* und *Darstellung*. So ist S. 20 von Reliquienhandel schlechthin die Rede. Gewiß blühte im Mittelalter zeitweilig der Reliquienhandel, aber neben dem Handel mit Reliquien gab es auch einen rechtmäßigen Erwerb von solchen. Die Bemerkung : « Alle damals in der Kirche (von Kilchberg) verehrten Heiligen sind damit aufgezählt » (S. 78) kann leicht auch so verstanden werden, daß der Verfasser die heiligste Dreifaltigkeit zu den Heiligen zählt. — Rein aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, das römische Christentum habe auf deutschem Boden alles nicht auf römischer Basis wurzelnde religiöse Leben schneller auszurotten vermocht als anderwärts (S. 22). In unsern Landen machte sich in der Frühzeit der römische Einfluß zumeist nur durch das Frankenreich geltend, und was Rom bekämpfte, waren nicht die dem deutschen Wesen angepaßten christlichen Gebräuche, sondern Überbleibsel heidnischen Aberglaubens. Die hohe Verehrung, die schon früh auf germanischem Boden der hl. Martin v. Tours, der hl. Ulrich, der hl. Rupert, der hl. Gallus usw. fanden, steht ganz auf der gleichen Linie wie der Kult, den die römische Kirche den römischen Martyrern erwies, und sie zeigt, daß diesseits der Alpen der Heiligenkult nicht minder eine tiefinnere Angelegenheit des christlichen Volkes war wie jenseits der Alpen (S. 12). Aus der Beliebtheit des Heiligenkultes aber folgt noch lange nicht, daß sich Maria an die Stelle Gottes setzte, und sie selber wieder durch eine Unzahl von Heiligen verdrängt wurde (S. 151) ; das damalige Erbauungs- und theologische Schrifttum redet eine ganz andere Sprache. — Unbeweisbar ist die Behauptung, die ältesten Landkirchen (im Zürichgau) gingen alle auf das Kloster St. Gallen zurück (S. 32) ; selbst wenn die Klöster alle diese Kirchen gebaut hätten, was erst noch zu beweisen wäre, so käme neben St. Gallen noch die Abtei Reichenau (s. die Kultur der Abtei Reichenau, I, S. 478 ff.), und im weitern auch Pfäfers und Luzern in Frage. — Mindestens schief ist die Behauptung, Bonifatius stehe zum Klostergründer Pirmin in einem gewissen Gegensatz (S. 28) ; denn zwar nicht persönlich, aber durch seine Schüler und Schülerinnen stiftete der Wanderapostel und Organisator Bonifatius ebensoviele Klöster als Pirmin. — Unrichtig ist, daß die Pirminspredigt das Muster einer Missionspredigt in unsern Landen sei ; bei P. Gall Jecker O. S. B., den der Verfasser (S. 28) anführt, mag er auch im gleichen Zusammenhang über Ursprung und Zweck dieser Predigt nachlesen. — Unrichtig ist, daß sich im Pactus Alamannorum keine Spur von Christentum finde (S. 24) ; denn in Art. 48 ist von Kirchen die Rede. — Falsch ist die Behauptung, die Gallus- und Kolumbanskirchen seien im Vergleich zur Bedeutung dieser Männer für die Mission äußerst selten (S. 11) ; denn sobald der öffentliche Kult dieser Glaubensboten von der Kirche anerkannt war, wurden ihnen in den Gebieten, wo sie gewirkt hatten, zahlreiche Kirchen

geweiht. — Aus der Urkunde von 904 für Wangen (Schwyz) zu schließen, dort aufgefundene Alamannengebeine seien als Überreste des hl. Kolumban angesehen und ausgegeben worden (S. 127-128), ist bloße Willkür. — Was endlich die *Einsiedler Urkunden* betrifft, so ist zu beachten, daß alle S. 160-163 aufgeführten Orte urkundlich im X. Jahrh. als Stiftsbesitz nachzuweisen sind. Daraus, daß keine Kirchen erwähnt werden, folgt noch nicht notwendig, daß keine da waren; für Eschenz wird sie noch eigens genannt. Das angefochtene MSC 29 (Tafel I) zeigt rechts die charakteristischen Vermerke des Heinrich von Ligerz, der in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts Thesaurar (Kustos und Archivar) des Stiftes war; damals aber gab es noch keine Humanisten in unsern Landen, die sich mit solchen Schreibübungen abgegeben hätten. Von den zwei Kaiserurkunden, die den Erwerb der Insel Ufnau und des Hofes Pfäffikon betreffen, schrieb Sickel in Monum. Germ. Historica Dipl. II. S. 136: «Von FA mit Benutzung von DO I, 276 (eben der ersten Urkunden) verfaßt und geschrieben. *Damit nehme ich das Urteil zurück, welches ich in Schweizer-Kaiser-Urkunden, 78-85, über diese beiden Urkunden gefällt habe.*»

Zusammenfassend darf wohl gesagt werden, daß mit Studien dieser Qualität der Sache der Patrozinienforschung nicht besonders gut gedient ist.

Stift Einsiedeln. Dr. P. *Theodor Schwegler* O. S. B.

Dr. Alois Müller. Der Chronist Hans Wulflin und seine Aufzeichnungen. 26 doppelspaltige S. Separatabdruck aus dem Zuger Kalender. Jahrg. 1933. J. Speck u. Co., Zug.

Dr. A. Müller, besonders verdient um die Geschichte des Kt. Zug, behandelt hier einen zugerischen Chronisten, Hans Wulflin (1490/1565), der an der aufstrebenden zugerischen Geschichtsschreibung des XVI. Jahrhunderts einen beachtenswerten Anteil hat. Wulflin, aus einem angesehenen Zuger Geschlecht stammend, ist zum Chronisten herangereift, in zahlreichen Reisen, die ihn weitherum führen (Rom, Mailand, Aachen, Süddeutschland, Lyon), auch im Dienste seines Standes, der ihm verschiedene Ämter in der zugerischen Verwaltung übertragen hat.

Was Dr. Müller von der Chronik bietet, ist eine wohlerwogene Auslese, deren Gehalt er in verschiedene Kapitel (Aus dem politischen Leben des XVI. Jahrhunderts, Rechtssachen, kirchliche Nachrichten, soziale Einrichtungen und soziales Wirken) einordnet. Am wertvollsten sind die Beiträge der Chronik zur Baugeschichte der St. Oswaldskirche, zum kirchlichen Leben in Zug überhaupt (Patronatsrechte der Stadt, Haltung des Rates gegenüber der neuen Lehre). Wulflin ist treuer Altgläubiger. Als Beilagen gibt der Verf. aus der Zurlaubschen Sammlung, die auch die Chronik enthält, den Vertrag zwischen Bürger und Rat von Zug im Bachmannhandel von 1585, XII. 16., die Stelle der Chronik zur Schlacht bei Dreux (1562) mit der Liste der Gefallenen aus dem Lande Zug und endlich eine Urkunde von 1435, I. 26., die sich auf die Stiftung einer Herberge für die armen Leute bezieht.

Die Studie ist ein glücklicher Beitrag zur Geschichte Zugs, welcher der Beachtung auch wissenschaftlicher Kreise durchaus wert ist und zugleich geeignet ist, das Ansehen guter Heimatgeschichte in breiteren Schichten des Volkes zu fördern.

O. Vasella.

R. N. Carew Hunt. Calvin. 335 Seiten. Titelbild. Preis geb. 10/6 sh. net. The Centenary Press. London 1933.

Die Veröffentlichungen zum theologischen und politischen Werke Calvins sowie die Versuche, es kulturgeschichtlich, historisch, soziologisch zu deuten, haben seit der Feier seines 400. Geburtstages stark zugenommen. Jedoch fehlt — merkwürdigerweise und im Gegensatz zur lutherischen Literatur — in fast allen Abhandlungen dieser letzten 30 Jahre eine umfassende und auf sämtliche erreichbaren Belege quellenmäßig gegründete Darstellung des Calvinischen Lebens. Diese Tatsache gilt — auch merkwürdigerweise — in noch stärkerem Maße als für uns für die englische Welt, die seit dem Erscheinen des Walkerschen Werkes (1906) keine neue und das in den Archiven erschlossene Material verwertende biographische Überschau kennt. Die Arbeit Carew Hunts füllt nicht nur diese bisher bestehende und sehr oft als mißlich empfundene Lücke innerhalb der Gesamtgeschichte des Calvinischen Wirkens und der Entstehungsjahre der Reformierten Kirche aus, sondern sie gibt durch die Art ihrer Darstellung, die keine Geschichte des Calvinimus, sondern die des Calvin sein will, die Mittel zum menschlichen Verstehen und zum seelischen Erfassen und Ergründen der für spätere Zeiten politisch so gestaltungskräftig werdenden Lehren, die von Genf und Calvin ausgehend einen großen Teil der alten und der neuen Welt geistig und wirtschaftlich völlig umgestalten.

Hunt weist, durch seine Aktenkenntnis unterstützt, die mannigfachen alten und neuen, französischen, deutschen, katholischen Calvins Privatleben verdächtigenden Anwürfe als unhaltbar zurück. (Bolsec, Desmay, J. B. G. und J. A. Galiffe, Kampschulte u. a.). Er versteht es, trotz den nüchternen aktenmäßigen Belegen, in einer manchmal erstaunlich dramatisch zugespitzten Form, die den historischen Bericht in erzählender Art hält, das politische Leben des mittelalterlichen Genfs gegenständlich werden zu lassen und jene entscheidenden Vorgänge zu zeigen, die unter Calvin Genf aus einer deutschen Stadt endgültig zu einer französischen werden lassen.

Die in Genf geschehende Entwicklung der religiös-reformatorischen Ansichten erweist sich als engstens zusammengehörig mit der von Genf erstrebten Entwicklung und Lösung diplomatisch-politischer, durch die Geschlechterherrschaft bedingter Bindungen an Bern, Savoyen, Frankreich. Diese Versuche, politische Freiheit zu erlangen, sind verbunden mit der Forderung nach kirchlicher Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Von diesem historischen Ansatz aus erhält das Calvinische Wirken in Genf, seine Vertreibung und endgültige Rückkehr, die ihr entsprechende Umrahmung, und hierdurch wird Calvin in die Grenzen seines politisch-kirchlichen Menschentums gestellt. Nur sehr langsam entwickelt er sich, in seinen

Absichten oftmals durch die politischen Parteien Genfs mißbraucht, vom kirchlichen Erneuerer über den Reformator zum geistlichen Diktator und unbestrittenen Cäsaropapisten. Zu den beiden letzten Stufen kommt Calvin nicht durch festes Wollen in vorausschauender Absicht, nicht in voller Erkenntnis der Bedeutung und der politischen Möglichkeiten seiner weltgestaltenden Lehre, sondern getrieben, gestoßen von mannigfachen, zufälligen Umständen.

Die Bedeutung Calvins zu seiner eigenen Zeit, für deren vielgestaltige Richtungen Erasmus, Loyola, Rabelais sprechen, liegt nicht so sehr, wie bei Luther, in einer zur katholischen Lehre gegensätzlichen Religionsauffassung als in seinem politisch-religiösen, allein vom Alten Testament bestimmten Wollen. Seine unmittelbare Wirkung liegt sowohl in der Kraft seiner Reden, der Unbeugsamkeit seines Willens, der härtesten Konsequenz seiner Forderungen, wie auch in der Tatsache, daß er sich als erster seiner Zeit zur Erörterung abstrakter Gedanken der (französischen) Muttersprache bediente. Damit gewannen seine Schriften, besonders die Institutiones, die aufrüttelnde und tiefgehende Wirkung der 200 Jahre später erscheinenden Lettres Provinciales Pascals.

Calvin fehlt, besonders gegen Ende seines Lebens, im Verkehr mit den rebellischen Genfer Geschlechtern und den zahlreichen theologischen Widersachern die Biegsamkeit des Diplomaten, die ihm nie gelegen hatte. Bei der Verbrennung des Michael Servet, der auch Carew Hunt keine restlose Aufklärung zu geben vermag, erscheint Calvin als ein vom Geiste des Alten Testaments getriebener eifernder Verfolger. Es kehrt hier, wie übrigens auch bei einigen anderen Vorfällen seines Lebens — ohne daß es Carew Hunt in dieser offenen Form ausspräche — das im tiefsten Sinne fast psychopathisch zu nennende Dämonische und Leidenschaftliche, Gefühlsbare hervor, das Streitsüchtige, Haß- und Einflußgierige, verbunden mit der rechtfertigenden Überzeugung, Werkzeug und Gesandter im Sinne der Erfüllung eines höchsten göttlichen Auftrages zu sein. Wenn auch bei Calvin nicht wie bei Luther von vorgefallenen Sinnestäuschungen berichtet wird, die einen psychologischen Rückschluß erlauben würden, so liegen doch, und gerade für das höhere Alter, Anzeichen genug dafür vor, daß Calvin als Autokrat in einer mystisch zurechtgebildeten Welt lebte und sie mit einem gottlich-schulmeisterlichen Auftrag tyrannisierte. Calvin gehört zu den psychisch stark depressiv veranlagten Menschen. Echte Lebensfreude hat er, ganz anders als Luther, nie gekannt. Die ganze Strenge alttestamentlicher Moral lastet auf ihm und den von ihm Geleiteten. Calvin blieb ein Misanthrop, unter dessen tyrannischer Herrschaft in Genf jegliche unterhaltende Form gesellschaftlichen Lebens den geistlichen Erbauungen, Andachten, Beichten rücksichtslos weichen mußte. Jedoch die menschliche Neigung, nach der Calvin so verhaßten Lust dieser Erde zu greifen, blieb trotz allen Verfolgungen, Ausweisungen, Gefängnis- und Todesurteilen so stark, daß Calvin gegen Ende seines Lebens diesen Teil seiner Genfer Erziehungsaufgabe so gescheitert ansehen mußte wie alle Versuche, Genf zu einem theologisch-sündenfreien, gottzukunftsgerichteten und dogmatisch-moralisch höchst vollkommenen Gottesstaate alttesta-

mentlichen Charakters zu schaffen, einen Staat, in dem die Kirche und ihre Leiter bedingslos dem Staate und seinen Vertretern übergeordnet sind.

Carew Hunt streift nur die theologisch-gelehrten Kontroversen der Reformationszeit, in die Calvin verwickelt wurde, da sie ihrem Inhalte und ihrer Themenstellung nach zu fern ab von unseren heutigen theologischen Diskussionen stehen. Es wäre jedoch sehr erwünscht gewesen, wenn Hunt im Zusammenhang der biographischen Darstellung auf die kulturgeschichtlichen und theologischen Verbindungen zwischen Calvin, Luther, Zwingli, den übrigen Reformatoren und den Humanisten eingegangen wäre. Hier hätten die bei Carew Hunt richtig dargestellten nach allen Seiten hin erstehenden logischen Unmöglichkeiten in der Deduktion des Prädestinationsprinzips ausgebaut werden müssen, um der Darstellung, die sich zu sehr an den lebensmäßigen Bericht Calvins hält, noch größeren Wert zu geben.

Ein selbständiger Abschnitt dagegen gibt in Umrissen die Calvinische Theologie und Ethik, die sein politisches Schaffen in Genf erst verständlich machen. In der Ausdeutung jedoch kommt Carew Hunt zu keinem anderen oder gar neuen Ergebnis als es schon bei Wernle, Loofs, Seeberg und Troeltsch enthalten ist, wie überhaupt bei ihm die Systematik der schwächste Teil ist. Er läßt Calvin, Weber, Troeltsch folgend, als Begründer des abendländischen Kapitalismus gelten (132), verneint aber die Auffassung, daß der völlig aristokratisch gerichtete Calvin einer der großen Begründer demokratischer Staatsauffassung in Europa sei. (139, 151).

Oxford. *Dr. Helmut Minkowski.*

Dr. Oscar Doering, Christliche Symbole. Leitfaden durch die Formen- und Ideenwelt der Sinnbilder in der christlichen Kunst. 69 Bilder, 12°, XVI und 148 S. Freiburg i. Br. 1933, Herder. Geheftet 2.80 M.; in Leinen 3.60 M.

Vorliegendes Büchlein ist eine völlige Neugestaltung des vergriffenen gleichnamigen Werkleins von Dr. A. Schmid, dessen 2. Auflage 1909 erschienen ist. Es bezweckt Priestern und Künstlern eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten christlichen Symbole an die Hand zu geben. Die Gruppierung der einzelnen Symbole folgt in großen Linien der Einteilung der durch sie versinnbildeten christlichen Wahrheiten und Institutionen, wie sie jeder Katechismus jedermann eingeprägt hat. Es folgen besondere Kapitel über Zahlen-, Farben-, Blumensymbolik, über Sinnbilder und Attribute der bekanntesten Heiligen. Ein gutes Register ermöglicht das rasche Auffinden der gesuchten Symbole. Dies und die handliche Form machen diesen Leitfaden zu einem bequemen Nachschlagebuch. — Wir möchten uns auf folgende Bemerkungen beschränken, die in das Gebiet der altchristlichen Symbolik fallen. Zu S. 6: Weder Anker noch Fisch sind ausschließlich christliche Symbole. Zu S. 37: Eine mit Nimbus versehene Taube als Symbol des Heiligen Geistes ist mir in den Katakomben des II. Jahrhunderts nicht bekannt. Zu S. 53. Das älteste

Bild der Gottesmutter als Orans dargestellt ist wohl das bekannte Fresko im Coemeterium Maius zu Rom aus dem IV. Jahrhundert. Dieses hätte vorteilhaft reproduziert werden sollen. Abbildung 24a und b hingegen haben mit der Gottesmutter nichts gemeinsam als die Orantenstellung. Für manche Symbole ließen sich treffliche altchristliche Beispiele zitieren. Ein stärkeres Heranziehen des gewaltigen inschriftlichen Materials wird etwas vermißt. Für Ursprung und Sinn der christlichen Symbole ist dasselbe meist von größerer Bedeutung als die Fresken. Die epigraphische Literatur wenigstens wird im Buchverzeichnis vernachläßigt. Letzteres läßt überhaupt zu wünschen übrig. Statt alter Verfasser sollten wichtige Neuerscheinungen angeführt werden. Ich erinnere nur an das große Sarkophagwerk von Mgr. J. Wilpert, an das Buch von Fr. Sühling über das Symbol der Taube, an H. Lother über den Pfau usw. Unter den Zeitschriften sind zu nennen wenigstens das offizielle Publikationsorgan der päpstlichen Kommission für christliche Archäologie, das Nuovo Bullettino und die Rivista di Archeologia cristiana. Man mag zum seit einigen Jahren besonders von P. Styger entfachten Streit über den symbolischen Charakter der altchristlichen Kunst stehen wie man will, in einem Leitfaden über die christlichen Symbole dürfte die wichtigste einschlägige Literatur genannt werden.

Othmar Perler.

Hantsch Hugo. Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht. Braubach Max, Der Aufstieg Brandenburg-Preußens 1640-1815. 15. Bd der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1933. Geheftet 8 Mk. 50 ; in Leinen 10 Mk. 50 ; in Halbleder 13 Mk.

Ein seltsames Zusammentreffen in heutiger Zeit : die Geschichte Österreichs und Preußens im selben Band ! Die Geschichte Österreichs ist für uns Schweizer aus einem doppelten Grund von besonderem Interesse : erstens, weil die Habsburger ihre Stammburg und größere Teile ihrer ursprünglichen Hausmacht in schweizerischen Gauen hatten und mit den Eidgenossen bei deren wachsenden Freiheitsgelüsten in Konflikt gerieten, sodann, weil auch Österreich-Ungarn ein Gemenge verschiedener völkischer und sprachlicher Elemente bildete, welches, wie die Glieder des schweiz. Bundesstaates, erst im Laufe einer jahrhundertelangen Entwicklung sich zu einem organischen Ganzen ausbildete, zu einer Gemeinschaft, in der die einzelnen Teile — weil auf der Basis der Gleichberechtigung stehend — sich innerlich verbunden fühlten. Hantsch skizziert die Bildung der Habsburger Macht bis zum Wiener Kongreß. Leider ist alles viel zu summarisch genommen. Mit Siebenmeilenstiefeln wird hier über das Gebiet der Historia Austriaca hinweggeschritten. Hantsch bedauert, daß ihm für seine Aufgabe nicht mehr als 160 Seiten zur Verfügung gestellt worden seien. Auch wir glauben, daß die Bedeutung Österreichs für die europäische Geschichte, für den deutschen Reichsverband und für die abendländische Kultur einen größeren Raum verdient hätte. Aber Hantsch hätte wenigstens den verfügbaren Platz besser ausnützen sollen. Nur ein paar der allerwichtigsten

Fakten werden erwähnt, gleichsam als Knochengerüst für seine staatspolitischen Reflexionen, die für diesen Ort zu breit ausgesponnen sind. Diese Betrachtungen sind ja allerdings für den Kenner der Verhältnisse interessant, oft recht wertvoll. Der Wille zur Objektivität ist unbedingt in hohem Maß vorhanden. Die Art, wie z. B. der Österreicher dem Preußen Friedrich dem Großen Verständnis entgegenbringt, oder wie der Vertreter der Kirche — Hantsch ist Benediktiner — Josef II. zu würdigen sucht, verdient alle Anerkennung. Wo nach des Verfassers Meinung die Habsburger gefehlt haben, wird offen und ehrlich, mit wohlgemessenem Ausdruck Kritik geübt. Und daß der Verfasser in seinem Gebiete wohl zu Hause ist, kommt dem Leser klar, doch unaufdringlich zum Bewußtsein. Die Sprache entbehrt nicht eines gewissen Schwunges. Aber alles in allem: Zu viel Betrachtungen über die Geschichte, zu wenig konkrete Geschichte. Wer die Geschichte Österreichs noch nicht kennt, lernt sie hier nicht kennen.

Hantsch sucht sich zwar zu rechtfertigen, indem er S. 115 bemerkt: « Da es unsere erste Aufgabe ist, nicht die Einzelheiten des Geschehens, sondern ihren Sinn und ihre Bedeutung darzustellen .... » Aber bei dieser einen Aufgabe ist er stehen geblieben, und es war doch nicht die einzige. Wenn sodann die Herrscher bloß als Träger gewisser politischer Ideen und Tendenzen auftauchen, nicht als Gestalten von Fleisch und Blut, so heißt man das noch nicht Geschichte schreiben. Vereinzelt sind wohl Ansätze zu einer plastischen Erfassung der Persönlichkeit vorhanden, z. B. wo der Gegensatz im Naturell zwischen Friedrich III. und seinem Sohn Maximilian hervorgehoben wird. Aber solche Fälle sind selten und bleiben nur Ansätze. Was wiederholt behauptet wird, Österreich sei ein Vorposten der deutschen Kultur gewesen, wird von Hantsch nicht bewiesen. Jedenfalls sind die sehr « spärlichen Andeutungen kulturellen und wirtschaftlichen Lebens » (Vorwort) ganz ungenügend. Und doch hätte gerade auf diesem Gebiet Kapital herausgeschlagen werden sollen und können für Österreich.

Wir möchten wohl auch gerne wissen, was Hantsch zum Kampf der Eidgenossen mit den Habsburgern im XIII. Jahrhundert sagt. Seite 19 lesen wir: « Den Weg, den die Eidgenossen betraten (bei der Ablösung von Habsburg), konnten wohl auch andere Länder gehen. » S. 20: « Der politische Aufstieg der Schweiz (Sempach 1386) entzog die Pässe der Westalpen der Kontrolle der Habsburger und schnitt den nächsten Weg ins Mailand ab, was für die spätere italienische Politik der Habsburger von fundamentaler Bedeutung werden sollte. » Das ist alles. Es versteht sich von selbst, daß in einer stark konzentrierten Betrachtung der österreichischen Geschichte die frühern Kämpfe der Schweizer mit den Habsburgern nicht viel Platz beanspruchen können. Aber Hantsch ist vielleicht hier doch etwas zu kurz geworden und hat nicht den ganzen Zusammenhang mit der großen Geschichte erfaßt. Denn dieser Streit der Eidgenossen ist nicht eine singuläre Erscheinung. Er ist vielmehr ein typisches Beispiel für das damals weit herum sich regende Bestreben demokratischer Gemeinwesen, sich vom feudalen Adel loszusagen. Auch war eben der Kampf zwischen

Habsburgern und Schweizern mitschuldig daran, daß die ersteren während des Thronstreites zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich dem Schönen von Österreich eine Zeitlang zu wenig entschieden eingreifen konnten. Der Schwabenkrieg wird so abgetan (S. 27) : « Nicht einmal mehr in der Schweiz sah es (das Reich in seinen Vertretern, den Ständen, die zu sehr auf eigene territoriale Interessen schauten) noch einen Boden, um den es sich im Reichsinteresse zu kämpfen lohnte. »

Die Einleitung mit den geopolitischen Erörterungen über das Donau-Moldaubecken bildet eine schöne Ergänzung zu Hassinger, der in der gleichen Sammlung (Geschichte der führenden Völker) ein vortreffliches Buch über die geographischen Grundlagen der Geschichte geschrieben hat.

Was wir bei Hantsch vermissen, finden wir zu einem guten Teil bei Braubach. Die politische Entwicklung Brandenburg-Preußens von den Tagen des großen Kurfürsten bis zum zweiten Pariser Frieden 1815 wird in kurzen, klaren Zügen gezeigt. Daneben werden auch die wichtigsten Fragen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens betrachtet. Auch hier wird man den Willen zur Gerechtigkeit gegenüber dem Gegner und zur Anerkennung der Fehler der eigenen Partei begrüßen. Daß Friedrich Wilhelm I. *mit Recht* der größte *innere* König Preußens genannt werde, ist wohl eine Hyperbel angesichts der Tatsache, daß er für das wissenschaftliche und künstlerische Leben seines Landes herzlich wenig übrig hatte. Das Wesentliche der verschiedenen deutlicher hervortretenden Personen ist gut erfaßt ; bei der Charakterisierung sind gelegentliche Parallelen von angenehmem Reiz, z. B. beim Freiherrn vom Stein und Karl August von Hardenberg oder bei Maria Theresia und Friedrich II. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung könnte man fragen, ob die militärischen Operationen nicht einen zu breiten Raum einnehmen. Und doch möchten wir gerade bei Preußen diese Seite nicht zu kurz behandelt sehen ; denn die besondere Fürsorge für ein tüchtiges Heer und seine militärische Überlegenheit hat Preußen seinen Platz in der Welt gesichert. Daß die Geschichte Preußens in diesem Buch erst mit dem XVII. Jahrhundert ausführlicher einsetzt, ist verständlich. Aber für die frühere Zeit hätten wir doch wenigstens eine Regententafel schon von den Askaniern an gerne gesehen, wie es Hantsch für Österreich von den Babenbergern an getan hat.

Paul Hildebrand.

Bericht über die Versammlung der historischen Sektion des katholischen Volksvereins.

Zum erstenmal seit ihrer Gründung im Jahre 1905 tagte die Sektion nicht mehr in Luzern, sondern begann gemäß ihren neuen Statuten den Rundgang durch die verschiedenen Schweizergegenden. Zuerst kam die Ostschweiz mit *St. Gallen* an die Reihe, wo am 9. Oktober 1933 nachmittags im Restaurant Dufour eine Sitzung stattfand. Vertreten waren die Kantone St. Gallen, Appenzell, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Zug und Freiburg. Den Vorsitz führte mit Gewandtheit der neue Präsident Hochw. Hr. Professor P. Rudolf Henggeler aus dem Stifte Einsiedeln. Nach der Begrüßung galt die Totenklage namentlich dem um unsere Zeitschrift und unsere Bestrebungen vielverdienten Mitgliede Dr. P. Fridolin Segmüller O. S. B. von Altstätten. Auch der erste Vortrag und sozusagen die ganze heutige Veranstaltung hing mit einem Todesgedenken zusammen, indem der bekannte st. gallische Geschichtsschreiber P. Ildefons von Arx am St. Gallustage 1833, also gerade vor 100 Jahren, gestorben ist. Der neue Stiftsbibliothekar H. H. Dr. *Jos. Müller* entwarf ein genaues und interessantes Lebensbild von ihm und würdigte seine literarischen Arbeiten. Ein Besuch in der Stiftsbibliothek vor oder nach der Versammlung ergänzte nicht unwesentlich das gesprochene Wort. Dort waren nämlich nebst dem Bilde des Geehrten eine große Zahl von seinen Handschriften und Druckerzeugnissen zu sehen, darunter auch Manuskripte, welche die Zentralbibliothek Solothurn eigens für diese Ausstellung geliehen hatte. Wertvoll ist seine Sammlung von Pergamentblättern aus alten Buchdeckeln und Umschlägen, sowie sein handschriftlicher Katalog über die in der ganzen gelehrten Welt berühmten Bücherschätze von St. Gallen.

Im zweiten Referate behandelte Hochw. Hr. Dr. *Emil Spieß* von St. Gallen-Neudorf den größten und doch schon fast vergessenen schweizerischen Geschichtsphilosophen *Jakob Wegelin* von St. Gallen (1721–1792). Nach Absolvierung der philosophischen und theologischen Studien betätigte sich dieser Mann zuerst auswärts als Religionslehrer und Prediger, wurde dann Registrator und Stadtbibliothekar und dozierte seit 1759 in St. Gallen Philosophie.

Die eingehende und gründliche Studie wird durch den Druck auch noch weiteren Interessenten zugänglich gemacht werden. — Im Anschluß an den Jahresbericht billigten die Anwesenden alle geeigneten Schritte zur unverzüglichen Bildung eines Fonds, der ehrenhalber den Namen unseres langjährigen verdienten Präsidenten Dr. *Albert Büchi* tragen und dem äußern und innern Ausbau der von ihm seit der Gründung so trefflich geleiteten *Zeitschrift* für schweizerische *Kirchengeschichte* dienen wird.

Als Rechnungsrevisoren beliebten HH. Pfarrer Paul Diebolder, Azmoos, und Amtsschreiber Joh. Fäh, Kaltbrunn. Für die nächste Zusammenkunft ist Einsiedeln in Aussicht genommen, wo unser Herr Präsident auf den Anlaß des Millenariums seines Klosters eine große historische Ausstellung vorbereitet.

E. W.

† Dr. h. c. P. Fridolin Segmüller O. S. B.

Am 25. September 1933 starb nach schwerem Leiden Dr. P. Fridolin Segmüller. Das Bild dieser liebenswürdigen Erscheinung darf auch hier zu bleibender Erinnerung festgehalten werden.

P. Fridolin entstammte dem st. gallischen Rheintal. Sein reger und allzeit beweglicher Geist zeugte für seine Heimat. Reich und mannigfaltig war die Arbeit seines Lebens. Sie stand nicht bloß im engeren Dienste seines Klosters. P. Fridolin gehörte vielmehr zu jenen Gestalten unter den Ordensleuten, deren Leben von einer seltenen und merkwürdigen Bewegtheit erfüllt ist. Und hier stand der Charakter zum Ordensmann, der den Wünschen seiner Obern entspricht. P. Fridolin war einfacher Seelsorger in der Welt gewesen (als Vikar in St. Imier). Er hatte als Lehrer zu jungen Gymnasiasten gesprochen, sie gelehrt und erzogen, er war einst als Propst von St. Gerold im Vorarlberg bäuerlichem Wesen und Denken verbunden worden und schließlich hatte er als Professor und Ökonom zu S. Anselmo in Rom gute Dienste getan. Hier erwarb er das Diplom der päpstlichen archäologischen Academie. Nach 4 Jahren (1910) kehrte er in sein Stift zurück, als Lehrer seiner Klostergemeinde. Darauf langjähriger Beichtiger mehrerer Frauenklöster vereinte er schließlich dieses geistliche Amt mit der Stellung eines Staatsarchivars in Schwyz (seit 1927).

In den Rahmen dieses Lebens wechselvoller Stellungen gehört das Bild des Publizisten Segmüller. Vielseitig und in weite Schichten hineinwirkend war seine Arbeit auch hierin. Zunächst galt sein Schaffen den breiteren Volksschichten: durch historische Skizzen, Erzählungen, durch mehrjährige Herausgabe des Neuen Einsiedler Kalenders, auch durch umfangreichere erbauliche Schriften. Er hat diesen Dienst nie aufgegeben, aber wie Amt und äußere Umstände es ihm erlaubten, hat er sich auch der engern historischen Forschung zugewandt. Da galt sein Sinn besonders der kirchengeschichtlichen Forschung des XVI. Jahrhunderts. Und oft hat er dabei diese Zeitschrift bedacht. Ich erinnere etwa an die Aufsätze über die päpstlichen Archive, die Niederlage der Schweizer bei Paliano, die Wahl des Papstes Paul IV. und die Obedienzgesandtschaft der Eidgenossen. (Vgl. Bd. II f., VIII f.) Auch die wohlgemeinte Verteidigung verletzter Wahrheit lag ihm am Herzen (vgl. Bd. XIII und sein Schriftchen S. Carolus Borromäus Vindicatus, 1922). Die Universität Freiburg (Schweiz) ehrte ihn und seine Arbeit durch Verleihung des Ehrendoktors der philosophischen Fakultät. Möge ihm, der vielen vieles gegeben, nun Gotteslohn werden.

O. Vasella.

Fribourg (Suisse). — Imprimerie Saint-Paul.